Reisen

in

Schottland,

von

J. G. Kohl.

Dresden und Leipzig,

Arnoldische Buchhandlung.

1844.

OXFORD UNIVERSITY

ST. GILES', OXFORD OX1 3NA

Fiedler ADDS. III B. 193

Reiſen

in

Schottland,

von

J. G. Kohl.

Erſter Theil.

The Thames flows proudly to the sea,
Where royal cities stately stand;
But sweeter flows the Forth to me,
Where Bruce once had high command.

Dresden und Leipzig,
Arnoldiſche Buchhandlung.
1844.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
11 NOV 1983
OF OXFORD
LIBRARY

BIBLIOTHEK

Vorrede.

Es giebt in unſerem europäiſchen Länder- und Völkerbunde mehre Reiche und Nationen, die, obwohl klein, ſich doch eines großen und weit verbreiteten Rufes erfreuen.

Wie die Schweiz, wie Holland, ſo gehört auch Schottland zu dieſer Länderclaſſe. Es hat dieſes merkwürdige Ländchen kaum ſo viel Ausdehnung, wie eine Provinz von Skandinavien oder Rußland, und hatte vor dem 18. Jahrhunderte zu keiner Zeit ſchwerlich viel mehr als eine Million Einwohner*). Man kann zu allen Epochen der Geſchichte mehre einzelne

*) Im Jahre 1707 hatte es 1,050,000 Einwohner.

Städte finden, die so viele Bürger in ihren Mauern einschlossen.

Und selbst auch in unserer menschenwimmelnden Neuzeit beläuft sich die ganze Anzahl des schottischen Volkes — alle guten Leutchen auf den sämmtlichen hebridischen und orkadischen Inseln, alle Hoch- und Niederländer, die in den Thälern und auf den Bergen der Highlands und in den Ebenen und hundert Städten der Lowlands wohnen und hausen, eingerechnet — auf eine nicht viel höhere Summe, als die Bewohnerschaft von Grosvenorsquare, Fleetstreet, Smithfieldmarket und den übrigen Straßen und Plätzen Londons, die man von der St. Paulskirche herab mit einem einzigen Blicke übersieht*).

Nichtsdestoweniger, wie weit geht der Ruhm und Einfluß dieser Nation! Wie hochgepriesen sind die Schönheiten dieses Landes! Wie zahlreich die großen Dichter, die Kriegshelden, die Könige, die Staatsmänner, die es erzeugte, von den Zeiten

*) London hat nahe an 2 Millionen Einwohner und Schottland etwa 2½ Millionen.

der Oſſianiſchen Heroen, die dem römiſchen Reiche Gränzen ſetzten, bis zu denen des Robert Bruce und der von unſerem Schiller verherrlichten ſchönen Königin Schottlands und bis zu unſeren Tagen herab!

Auch in dieſen unſeren Tagen ſelbſt ſteht Schottland wieder bewundernswürdig da und zieht alle Augen auf ſich. Seit ſeiner Vereinigung mit England hat es ſich mit Energie und Eifer in die ihm dadurch eröffneten Bahnen der Cultur und der Weltherrſchaft geworfen und bietet ſeinen alten Nebenbuhlern, die es ſonſt Jahrhunderte lang in blutigen Kriegen bekämpfte, jetzt in vielen Zweigen der friedlichen Beſchäftigungen die Spitze. Seine Städte wetteifern mit den britiſchen in Handel und Induſtrie. Sein Einfluß in den engliſchen Colonieen iſt groß. Ein verhältnißmäßig ſehr großer Theil der klaren denkenden Köpfe und der literariſchen Talente Großbritanniens kommt aus Schottland. Die Volkserziehung im Lande hat ſich auf eine höhere Stufe geſchwungen als in England. Im Acker- und Gartenbau ſtehen die ſchottiſchen Farmers eben ſo an der Spitze wie die ſchottiſchen Schullehrer. Und die Natur des Landes ſelbſt ſchmückt

und verſchönert ſich täglich mehr und mehr unter den Händen ſeiner Bewohner, welche Wälder anpflanzen, wüſte Striche bebauen, öde Thäler mit Gärten und Paläſten füllen.

Eine Reiſe durch ein ſolches an Erinnerung der Vergangenheit und an Spuren einer ſchöpferiſchen Gegenwart reiches Land kann nicht anders als ein mannigfaltiges Intereſſe gewähren, und ſollte es auch nur eine ſo kurze und flüchtige Reiſe ſein, wie ſie mir im Herbſte des Jahres 1842 vergönnt war, und wie ich ſie in den folgenden Blättern dem deutſchen Leſer zu ſchildern verſucht habe und hiermit zu überreichen und zu empfehlen wage.

Dresden im Januar 1844.

Der Verfaſſer.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

I. Der Clyde. 1

Die Cottonlords. — Geologiſche Structur Schottlands. — Beleuchtung der Küſten. — Die Leuchtthürme von Schottland. — Erſter Anblick des Landes. — Dumbarton. — Henry Bell's Monument. — Verbeſſerung der Schifffahrt auf dem Clyde. — Buoys. — Flußmeilenzeiger. — Biggins. — Parches. — Abnahme der Flußdampfſchifffahrt.

II. Glasgow. 10

Tennant's Stalk. — Das Manufacturwaarenlager der Gebrüder Campbell. — Die Tartans. — Bedeutung der Clanfarben. — Die Clan-Tartans. — Die Fancy-Tartans. — Moravian point. — Umſatz der Campbells. — Wie man in Glasgow reich wird. — Die Nekropolis von Glasgow. — Die Kathedrale daſelbſt. — Gebäude in griechiſchem Style. — Glasgows Wachsthum. — Glasgow und Edinburgh. — Irländer in Glasgow. — Glasgow am Sonnabende und am Sonntage. — Presbyterianiſche Prediger. — Die Univerſität. — Das Hun-

Seite

ter'ſche Muſeum. — James Watt und ſeine Statue im Hunter'ſchen Muſeum. — Die „Principals.“ — Der Lord-Rector. — „A changing body.“ — „Glasguana“ oder „Glasguensis.“ — Die Disciplin der Studenten. — The professor of humanity. — Alte und neue Stühle. — The Presbyterian college of Ireland. — The Westend. — „The moneyed people.“ — Port Dundas. — Glen-more-na-Albin.

III. Von Glasgow nach Edinburgh. 36

Die Secrets von Glasgow. — Der Schwerpunkt Schottlands. — „Berlin bei Nacht.“ — Dunkle Fahrt.

IV. Edinburgh. 40

Die Minibus. — Edinburgh — das Athen des Nordens. — Edinburghs Situation. — Der Schloßberg. — Altſtadt und Neuſtadt. — Highstreet und Georgestreet. — Die Salisbury-Craggs mit Arthur's seat. — Der Calton-Hill. — Plan von Edinburgh. — Maleriſche Lage der Stadt. — „The Auld Reeky.“ — Edinburgh bei Abend. — Armuth in Edinburgh. — Die Closes. — Unreinlichkeit der Cloſes. — Gefährlichkeit derſelben. — Anſtrengung zu Verbeſſerung derſelben. — Die Reichen und die Cloſes. — Die Irländer in Edinburgh. — Die ſchottiſchen Kroninſignien und ihr Schickſal. — Die engliſchen Stadt-Caſtles. — Die „Lobsters.“ — Die Advocaten in Edinburgh. — Die Advocatenbibliothek. — Die Bibliothekſäle. — Audubon's Prachtwerk über amerikaniſche Vögel. — Der „alte Talbooth.“ — Die Gebrüder Chambers und ihr Etabliſſement. — A million of facts. — John Knox und ſein Haus. — Holyroodhouſe. — Königlicher Haushalt in Holyrood. — Geſchichte von Holyrood. — Mary Queen of Scotland und Schiller. — Mary's Schlafcabinet. — Rizzio's

Seite

Ermordung. — Portraits der ſchottiſchen Könige. — Stuarts und Bourbons. — Portraits engliſcher Damen. — Die Capelle von Holyrood. — Die beregneten Königſchädel. — Hiſtoriſche Ordnung.

V. Der Forth. 89

Die Fiſcherweiber von Newhaven. — Fiſcherorte. — Mündung des Frith von Forth. — Die verſchlagenen Königshäupter. — Das Kloſter auf Inch-Colme. — Die Grafſchaft Fife. — Der Frith von Forth und der Frith von Clyde. — Italiener in England und Schottland. — Ein Hochflieger. — Die Kirk Schottlands. — Die ſchottiſchen Presbyterianer. — Die Macht der Schlüſſel und die Gewalt des Schwertes. — Das Patronatsrecht. — Antipatronage-societies. — Der Court of Session und die General Assembly. — Die Claim of rights. — Laien und Cleriker. — Genf — das Zion der Presbyterianer. — Weitere Fahrt auf dem Forth. — „Men like variety.“

VI. Stirling. 112

Die Berge bei Stirling. — Alte Paläſte. — Ausſicht von Stirling-Caſtle. — Das Parliamentshaus. — Der Palaſt James V. — Knox's pulpit. — Das Douglas-room. — Unterthanenmord. — James II. — Schottiſche Nationaltracht. — Der ſchottiſche Kilt und die römiſche Chlamys. — Die ſchottiſchen Sansculotten. — Kriegsdudelſäcke. — Die königlichen Gärten. — Die Links des Forth. — Geſtörte Luſt.

VII. Drummond-Caſtle. 127

Das Thal Strathmore. — Die Ehrenpforte im römiſchen Lager. — Die Mutter der Kaiſerin von Marocco.

Seite

— Ein Dorfſchulmeiſter. — Unzufriedenheit der ſchottiſchen Dorfſchulmeiſter. — Die ſchottiſchen und die deutſchen Dorfſchullehrer. — Die Volkserziehung in Schottland. — Die gäliſche Sprache im Kampfe mit der engliſchen. — Verfall der gäliſchen Sprache. — Einführung der Schafzucht und Vertreibung der Hüttenbewohner. — Die Aufhebung der Clans. — Reſte der Clans. — Der Clan Drummond. — Entſtehung der Clans. — Die Gier der Campbells, der Zorn der Drummonds, der Stolz der Grahams und der Sturm der Murrays. — Schottiſches Frühſtück. — „He is before the Presbytery.“ — Die Intrusionists und Nonintrusionists. — Der „Ettrik-Shepherd.“ — Die Colies. — Königin Victoria auf Drummond-Caſtle. — Deerstalking. — Wappen der Drummonds. — Dunsinnan hill. — Strath und Glen. — Strathmore und Glenmore. — Die engliſche Gartenkunſt. — Der Park von Drummond-Caſtle. — Engliſche Blumenzucht. — Orangen, Lorbeer und Heidearten. — Der Raſen und die Tannen des Parks. — Die ſchottiſchen Gärtner. — Die ſchottiſche Schnupftabacksdoſe.

VIII. Crieff. 156

Der Dichter Mallet. — Verſchiedene Arten, den Plaid umzunehmen. — Shepherd's tartan. — „The land of the mountains and the flood.“ — Der Tay. — Durchbrüche des Tay.

IX. Perth. 162

„Perth is rather a highland town.“ — „The fair city.“ — Scone. — Die Inches von Perth. — „Get up an excitement.“ — Die Nord-Inch. — Schottiſche Buben und der Neger Bob. — Schottiſche Sprachformen. — „Bonny.“ — Die Süd-Inch. — Deutſche im

Seite

Kampfe gegen die Celten in England. — Die ſchottiſchen Horatier und Curiatier. — Der Clans-Geiſt. — Das Curling. — Die Curlingbahn. — Curling-ponds. — Die Curlingclubs. — Die nordamerikaniſchen Curlers. — Die Curling-songs. — Die Golfer. — Verbot des Golfſpiels. — Die Bälle dazu. — Die Colbes. — Regeln und Gewohnheiten beim Golfſpiel. — Die leading men. — Ein ſchwieriger Fall. — Eifer eines Golfers. — Die Goldſchmiede zu Perth. — Die Cairngorms. — Die Highland-Brooches. — Prince Charlie. — „Highland-Dirks“ und „Snuff-mulls.“ — Die Alte, die Schöne, die Heilige.

X. Von Perth nach Dunkeld. 196

Probe vom ſchottiſchen Dialekt. — Ein Irländer auf dem Poſtwagen. — Der ſchottiſche Tractsvertheiler. — Billige Tracts. — Birnam-forest. — „A Romanis invicti, a Germanis victi.“ — Islanders und Highlanders. — Die Gränzen der Hochlande. — Highlands und Lowlands. — Bevölkerung der Hochlande. — Die „Boundary of the Highland-Distillery.“

XI. Dunkeld. 210

Umgebung von Dunkeld. — Die Herzöge von Atholl. — Der Prinz Albert — ein Prinz von „Wämir.“ — Baumanpflanzungen in Schottland. — Lärchenbäume daſelbſt. — Dunkelds Antheil an der Cultur der Hochlande. — Die Clans und die Biſchöfe von Dunkeld. — Die Clans der Umgegend von Dunkeld vor der Königin Victoria. — Die faſhionable Tour. — Umfang der Grafſchaft Perth.

Seite

XII. Von Dunkeld nach Taymouth-Caſtle. 220

Gäliſche Geſänge. — Die Kartoffeln in den Hochlanden. — „Punch.“ — Gäliſche Namen der Hochlandtracht. — Schottland ſonſt und jetzt. — Stabiles im Leben der Völker. — Die Birken von Aberfeldy. — Burns' Dichtungen. — Burns, Moore, Byron. — Undankbarkeit der Schotten gegen Burns. — Der ſchottiſche Dialekt bei Burns. — Wohllaut der Burns'ſchen Verſe.

I.

Der Clyde.

Einige ſchottiſche Herren von der Linnenlinie, einige von der Seidenlinie, ein paar „Cottontwiners“ (Baumwollenzwirner), „Cottonweavers“ (Baumwollenweber) und „Cottonbleachers“ (Baumwollenbleicher), und einer, der, als ich ihn um ſein Geſchäft befragte, mir ſagte, er ſei in der Wollenlinie“ (I am in the woolen line), — ich pflege ſie alle zuſammen mit dem gemeinſchaftlichen Namen „Cottonlords“ (Baumwollenlords) zu begreifen, hatte mir ein Prieſter von der Episkopalkirche in Irland geſagt, — dieß waren meine Gefährten auf dem erſten Platze des von einem gewaltigen Sturme geſchaukelten Dampfſchiffs, das in den letzten Tagen des Octobers von Belfaſt in Irland nach Glasgow in Schottland hinüberfuhr. Arme Irländer, die zu den fabricirenden Städten Schottlands hinüberwanderten, um dort zu ſuchen, was ſie in ihrem eigenen heimathlichen Paradieſe nicht finden konnten, Arbeit und Brod, nahmen, in Lumpen und in eine trübe Wolke von Sorgen gehüllt, den zweiten Platz ein, und der

übrige Raum des Schiffes war mit todtem und lebendigem Vieh, mit Geflügel, Putern, Hühnern, Schweinen und Ochſen angefüllt, die wir Menſchen alle glücklich prieſen, da ſie weder von Sorgen, noch von der Seekrankheit geplagt wurden.

Wir ſteuerten NNO; denn dieß Nord-Nord-Oſten oder Nordoſten iſt diejenige Richtung, in welcher man ſich, von Weſten kommend, überall dem Inneren von Schottland nähert, ſowohl wenn man im Frith von Clyde nach Greenock und Glasgow, als wenn man im Loch Fine nach Inverary, als auch wenn man im Loch Linne nach Fort William hinauſſegelt. Alle die genannten langen Seearme erſtrecken ſich nämlich von Südweſten nach Nordoſten, ſo wie umgekehrt alle die von der öſtlichen Küſte landeinwärts gehenden Arme, der Frith von Forth, der Frith von Tay, der Murray-Frith, von Nordoſten nach Nordweſten hineingehen. Man kann ganz Schottland als ein in der bezeichneten Richtung vielfach zerſchnittenes und geſchichtetes Land anſehen. Wie ſeine Meerbuſen, ſo ſtreichen auch ſeine Halbinſeln und eben ſo auch ſeine Gebirgszüge, ſeine Thäler und die meiſten ſeiner inneren Landſeeen in der Richtung von Nordoſten nach Südweſten. Ja man findet ſogar, wenn man als Geolog die innere Structur ſeiner Bodenoberfläche unterſucht, daß alle die verſchiedenen Lager, aus denen dieſelbe componirt iſt, hauptſächlich in jener Richtung ſtreichen, nicht parallel mit der Hauptlänge des Landes aus Südoſten nach Nordweſten, ſondern umgekehrt quer hinüber in der angegebenen Richtung von Südweſten nach Nordoſten. Ohne Zweifel

läuft mit dieser geologischen und geographischen Schichtung des Landes auch eine moralische und politische parallel; die politischen Abtheilungen Schottlands, die Volks-Racen, die Sitten- und Sprachgebiete werden sich alle von Südwesten nach Nordosten mit ihrer größten Länge erstrecken.

Die freundlichen Leuchtthürme bei der Insel Copeland, auf den Maidens-Rocks, bei Corsewall-Point, auf der Küste von Schottland, bei der Mull von Cantire, auf der Insel Pladda und auf der Insel Little-Cambray, die im Norden, Süden, Westen und Osten aufflimmerten, ließen uns unseren Weg nicht verfehlen. Am liebsten hätten wir ein wenig näher beim Lichte das besehen, was das Pladda-Feuer beleuchtet, denn dieß Feuer liegt nahe an der Küste der größeren Insel Arran, die für den Maler, wie für den Geologen, ein wahres Bijou sein soll, da sie die merkwürdigsten und mannigfaltigsten Gestaltungen des Erdreichs zeigt und derjenige Fleck von Schottland ist, in dessen Gebiete man von den alten und ältesten Formationen bis zu den jungen und jüngsten herab Alles, was einen Geologen interessiren kann, wie in einem Buche auf engem Raume neben einander findet.

Bei dem Lichte der Insel Pladda gelangt man in die ruhigeren Gewässer des Frith von Clyde und bei dem Leuchtthurme von Cambray in die innere und schmälere Partie dieses Meerbusens, die auch noch durch die Lichter von Inoland und Greenock erleuchtet wird. Wir sahen in dieser einen Nacht an unserem Wege nicht weniger als 9 Lichter. Es fragt sich, ob man auf einer so kurzen Seestrecke irgendwo eine bessere und reichlichere Er-

leuchtung haben kann. Ganz Schottland hat jetzt 27 Leuchtthürme, die alle ohne Ausnahme erst seit dem Jahre 1810 größtentheils von Grund aus gebaut oder doch so umgebaut wurden, daß man ihre jetzige Brauchbarkeit erst von der diesem Jahre nachfolgenden Zeit herschreiben kann. Entschieden die meisten wurden erst nach dem Jahre 1820 gebaut. Man kann sich nicht genug über die Neuheit dieser Institute an diesen schon so lange umschifften Küsten wundern. Die berühmtesten und kostspieligsten dieser Leuchtthürme liegen auf dem Glockenfelsen (Bellrok) und auf der Mai-Insel (Isle of May) vor dem Frith von Forth und dem Frith von Tay. Die Errichtung dieser beiden merkwürdigen Anstalten hat beinahe so viel gekostet, als die aller übrigen zusammen genommen, nämlich 132,000 Pfund Sterling, während alle übrigen zusammen nur 150,000 Pfund Sterling kosteten. Die ganzen jährlichen Kosten aller schottischen Leuchtthürme zusammen betragen noch nicht einmal 15,000 Pfund Sterling. Da der Werth der Ladung vieler Seeschiffe bei Weitem diese Summe übersteigt, so brauchen alle diese 27 Leuchtthürme jährlich nur ein oder zwei Schiffe vom totalen Untergange zu bewahren, um sich bezahlt zu machen. Es ist aber wahrscheinlich, daß ihre wohlthätige Wirksamkeit weit höher anzuschlagen ist, und es bleibt daher unbegreiflich, warum man nicht längst mit mehr Bereitwilligkeit so gut angelegte Capitalien in Leuchtthürme gesteckt hat.

Als am anderen Morgen wiederum diejenige großartige Beleuchtung der Küsten begann, welche alle Schif-

fer doch noch allen Leuchtthurm-Illuminationen vorziehen, ich meine die durch die Sonne, da befanden wir uns gerade der Stadt Greenock gegenüber, und zur Rechten und zur Linken lagen nun die Blätter eines neuen Landes vor uns aufgeſchlagen. Gleich die erſten Zeilen, die wir hier darin laſen, waren wunderſchön, und beinahe wurden wir von Bedauern ergriffen, daß wir, ſo lange an Irland ſtudirend, nicht ſchon früher gekommen waren, ſie zu leſen.

Uns zur Linken blinkten die beſchneiten Gipfel der ſchottiſchen Hochlande einer über den anderen empor, und zur Rechten ſtreckte diejenige Landſchaft ihre immer grüne Ebene aus, von welcher der kleine Prinz von Wales ſchon in der Wiege einen ſeiner prächtigen Titel entlehnt hat, die Baronie Renfrew nämlich. Hinter uns tauchten Inſeln, die wir in der Sturmesnacht paſſirt hatten, aus dem Waſſer empor, und vor uns ſpalteten ſich die Gewäſſer nordwärts und ſüdweſtwärts in mehre Arme, Loch Long, Loch Garo und River Clyde. Von Greenock an verliert ſich das Salzwaſſer der See, und der Buſen nimmt hier ſtatt des Namens eines Friths den eines Fluſſes an. Dieſer Fluß hat anfangs noch die Breite eines Meerbuſens von 2 bis 3 Meilen, verengt ſich aber allmählig auf eine, auf eine halbe Meile und wird endlich nicht weit von Glasgow ſo ſchmal, wie die Seine bei Paris und ſelbſt noch ſchmäler.

Die Reiſe auf dieſer Flußſtrecke von Greenock nach Glasgow iſt eine der ſchönſten Fahrten, die man ſich denken kann, und es iſt kein Zweifel, daß ſie eine der

berühmteſten und beſuchteſten Flußfahrten ſein würde, wenn ſie nicht in Schottland läge, einem Lande, das von den Centralpunkten der europäiſchen Geſellſchaften ſo entfernt iſt. Es iſt ein Jammer, daß ein ſo reizendes Land, wie Schottland iſt, nicht mit einem ſchöneren Klima beſchenkt wurde. Ein Land von einer ſo mannigfaltigen und intereſſanten äußeren Geſtaltung, von einer ſo reizenden Abgränzungsweiſe mit der See kommt auf Erden nicht zum zweiten Male vor, und es hätte verdient, unter dem Parallelkreiſe der glückſeligen Inſeln zu liegen. Wie herrlich hätten ihm da auch alle die tief eindringenden Meerbuſen zur Kühlung und Erfriſchung dienen können.

Einer der ſchönſten Punkte am Fluſſe iſt Dumbarton und ſein altes Schloß auf einem herrlich geformten hohen Felſen. Es bewacht die Ausmündung der Gewäſſer des Loch Lomond, welche ſich hier in den Clyde ergießen. Dumbarton iſt aber nicht die einzige alte Schloßruine, deren Piedeſtal hier von den Wellen des breiten Fluſſes beſpült wird, Newark-Caſtle und Dun-Glaß ſind ebenfalls intereſſant. Auch Monumente gewahrt man auf den Felſen am Ufer des Fluſſes, wie z. B. das äußerſt pittoreske des berühmten Ingenieurs Henry Bell. Dieſer Henry Bell war der Erſte, der hier ein Dampfſchiff auf den Clyde brachte, und der Clyde war der erſte Fluß in der ganzen alten Hemiſphäre, der ein Dampfſchiff trug. Ja wie die ſchottiſchen Schriftſteller verſichern, ward dieſer Fluß ſchon von mehr als 12 Dampfſchiffen befahren, bevor die Fiſche in der Themſe nur von einem einzigen in ihrer Ruhe geſtört wurden. Im Jahre 1835 ſollen

nicht weniger als 67 Dampfſchiffe in dem Clyde aus- und eingelaufen ſein.

Wie geſagt, Kunſt, Natur, Alterthum und Jetztzeit vereinen ſich hier, Alles zu verſchönern. Die alten Schlöſſer liegen auf der nördlichen Hochland-Seite, die meiſten Ortſchaften, Greenock, Portglasgow, Erskine, Renfrew, Paisley, auf der ſüdlichen Lowland-Seite.

Bewundernswürdig ſind die Anſtalten, die man in neuerer Zeit hier für die Verbeſſerung der Schifffahrt des Fluſſes getroffen hat. Vor 25 Jahren noch konnten Schiffe, die mehr als 4 Fuß im Waſſer gingen, mit der Fluth nur bis in die Nähe von Glasgow hinauf kommen. Durch „Dredging machines“ (Ausbaggerungs-Maſchinen), deren noch jetzt 6 ſehr bedeutende auf dem Fluſſe thätig ſind, durch Fluß-Rectificationen, Ausgrabungen, Wegſprengungen (auch zwei große Taucherglocken, in denen gelegentlich unten im Waſſer an den Felſen gearbeitet wird, gehören zu den Flußreinigungs-Apparaten), durch Errichtung von Buhnen und Molos endlich hat man den Fluß ſo weit gebracht, daß ſelbſt die großen Schiffe, die 16 bis 17 Fuß tief im Waſſer gehen, wenigſtens bei einigermaßen hohem Waſſer bis Glasgow hinauf kommen können. Nur eine Stelle bezeichnete man mir, die bisher incurabel geweſen ſei und wo der Fluß zu Zeiten unüberwindliche Maſſen von Sand aufwerfe. Der Capitain unſeres Dampfſchiffs erzählte uns, daß der Fluß in dem künſtlichen Zuſtande, in welchem er ſich nun befände, nur durch einen jährlichen Aufwand von nahe an 50,000 Pfund Sterling erhalten werden könne. Im Jahre 1841

hätten die von den Schiffen erhobenen Fluß-Abgaben 46,000 Pfund Sterling betragen. Wahrscheinlich sind durch diese Summe denn auch die Zinsen der Capitalien, welche man zuerst aufnehmen mußte, gedeckt.

Das Fahrwasser im Strome ist durch eine Reihe von sogenannten „Buoys" (Wahrtonnen) angezeigt. Diese Buoys sind in England gewöhnlich große hohle eiserne Pyramiden, die, vor Anker liegend, auf dem Wasser schwimmen und mit ihren roth und schwarz angestrichenen schwankenden Spitzen aus den grünen Wellen hervorgucken. Außer den Buoys sieht man aber noch viele andere Vorrichtungen in dem Flusse, z. B. eine Menge kleiner, auf Sandbänken und Felsen errichteter Meilenzeiger, welche, wie an der Heerstraße, die Entfernung von Glasgow, angeben, ferner eine Reihe kleiner Häuschen, „Biggins" genannt, in denen in der Nacht Lichter angezündet werden, damit die Schiffe auch dann den ihnen sehr scharf vorgezeichneten Weg nicht verfehlen können. „In the times of old" (in den alten Zeiten) hatten sie statt aller dieser trefflichen Vorrichtungen nichts als sogenannte „Parches." Dieß waren große Haufen von Steinen, auf deren Spitze eine dicke Stange mit einem Korbe, einer Tonne oder sonst einem anderen Zeichen dieser Art gesteckt war. Diese Parches, die jetzt unnütz geworden sind, sieht man auch noch am Wege liegen. Und jene „times of old" liegen, wie gesagt, kaum ein paar Jahrzehende zurück. Sind die Fortschritte und Verbesserungen in der Schiffbarkeit der Gewässer hier überall noch so neu, und erst seit so kurzer Zeit in Wirksamkeit gewesen, so kann

man daraus schließen, welche Zukunft, welche Fortschritte und fernere Entwickelung der Schifffahrt selbst hier noch bevorstehen. Bemerkenswerth ist es, daß indeß doch schon eine Schifffahrt-Branche hier wie auch anderswo in England ihren Zenith durchschritten hat, nämlich die der Flußdampfschiffe. Vor zwei oder drei Jahren gab es auf dem Clyde die größte Zahl von Flußdampfschiffen, die seitdem etwas abgenommen hat, weil die Dampffahrt auf dem Lande (die der Eisenbahnen) mit ihr in siegreiche Concurrenz getreten ist. Die Eisenbahnen an den Ufern der Flüsse verschaffen überall der Gäa den Sieg über das glatte Reich des Neptun.

Je weiter wir ins Innere des Landes kamen, desto nebeliger wurde die Luft, und am Ende, als wir Glasgow erreichten, blieb von der Sonne nichts mehr übrig als ein blutrother strahlenloser Flecken am Himmel. Wahrscheinlich giebt es Länder auf Erden, in denen man nie Gelegenheit hat, die Sonnenscheibe in solchem Zustande zu sehen, und für deren Einwohner daher der Anblick einer solchen schottischen und nordischen Sonne ein unerhörtes Phänomen sein muß.

Der Rauch von Glasgow ist der vielen chemischen Werke wegen besonders schlimm und schädlich. Man sagte mir, man habe seinetwegen den botanischen Garten aus der Nachbarschaft der Stadt verlegen müssen. Auch das astronomische Observatorium mußte des Rauches wegen schon einmal verlegt werden.

III.

Glasgow.

Das Erſte, deſſen wir von Glasgow anſichtig wurden, war ein ungeheuerer Schornſtein, der über der Stadt und ihrem Nebel hervorragte, wie der Münſter über Straßburg und der Stephansthurm über Wien. Dieſer Schornſtein ſoll der höchſte im britiſchen Reiche ſein und iſt in ſeiner Art ein wahres Wunderwerk. Man gab mir ſeine Höhe auf 450 Fuß an. Da mir dieß unglaublich ſchien und da ich mich darüber an Ort und Stelle näher unterrichten wollte, ſo galt mein erſter Gang in Glasgow dieſem „Tennant's Stalk“ (Tennant's Stange), ſo nennt das Volk in Glasgow jenen Schornſtein. Tennant iſt der Beſitzer eines der größten chemiſchen Werke in der Stadt und überhaupt in ganz England. Es werden darin Schwefelſäure, Soda und viele andere Dinge bereitet. Die vielen ſchädlichen Dämpfe, die aus dieſem Werke aufſteigen, konnten nicht hoch genug in die Luft hinausgeführt werden, und der Beſitzer entſchloß ſich daher, um Streitigkeiten mit ſeinen Nachbarn zu vermeiden, zu der

Aufführung eines ſolchen Rieſenbaues, der nicht ſeines Gleichen auf Erden findet. Das ganze chemiſche Etabliſſement des Herrn Tennant nimmt natürlich einen ziemlich bedeutenden Raum ein, und von jedem der in den verſchiedenen Abtheilungen befindlichen Feuer führt ein unterirdiſcher Canal zu dem Schornſteine hin. Dieſe vielen gemauerten Canäle vereinigen ſich unter dem Boden zu einigen wenigen größeren, welche alsdann in den Schornſtein ſelbſt münden, der auf dieſe Weiſe den Rauch der ſämmtlichen Herde auf einmal abführt. Die Arbeiter ſagten mir, daß, wenn ſie in dieſe Canäle zu irgend einer Reparatur hinabſtiegen, und dann die Thüren nicht gehörig verſchloſſen wären, ſie zuweilen darin einen ſo ſtarken Luftzug fänden, daß ſie ihre größte Noth hätten, nicht mit fortgeriſſen zu werden. An Ort und Stelle gab man mir die Höhe des Schornſteins zu 435 Fuß an. Derſelbe iſt etwa ſo gebaut: Es iſt ein großer runder, hohler Pfeiler, der ſich nach oben zu verjüngt. Unten ſteht er mit einer ſehr breiten Baſis auf dem Boden. Die Mauern des inneren Canals oder Hohlpfeilers ſind unten dick und werden nach oben hin immer dünner, jedoch ſollen ſie ſelbſt ganz oben noch 16 Zoll dick ſein. Dazu ſind ſie unten durch eine zweite Mauer geſtützt, die ſie wie ein Mantel umgiebt, und die, wie ein Conus ſich allmählig zuſpitzend, ungefähr in der Mitte der ganzen Höhe den Pfeiler feſt umſchließt. Gewölbe verbinden und ſtützen im Inneren ſowohl den Mantel als den hohlen Kern. Hier und da haben ſich wohl in England einige Fabrikanten zur

gemeinſchaftlichen Errichtung ſolcher großen Rauchabführungs-Anſtalten vereinigt. Wie gut wäre es, wenn man in Zukunft dahin käme, dieſe Anſtalten noch zu erweitern und auf ganze Städte auszudehnen. Aller Rauch ſämmtlicher Häuſer einer Stadt würde alsdann auf unterirdiſchem Wege, durch einige wenige Rieſenſchornſteine, die man in der Nähe der Stadt errichten könnte, abgeführt. Dieſe Rieſengebäude könnten leicht in ſchöne, geſchmückte architektoniſche Monumente verwandelt werden. Die verunzierenden zahlloſen kleinen Rauchfänge würden in der Stadt verſchwinden. Da das Ganze unter eine ſtrenge Aufſicht der Obrigkeit geſtellt werden könnte, ſo würden viele Gelegenheiten zu Feuersbrünſten und ebenſo eine unzählige Menge von Unbequemlichkeiten, welche der Rauch jetzt in unſeren Städten verbreitet, vermieden werden.

Durch die Größe und Anzahl ſeiner chemiſchen Werke iſt Glasgow vor den anderen Fabrikſtädten Großbritanniens ausgezeichnet. Doch werden hier auch noch viele andere Manufactur-Gegenſtände fabricirt. Um ſie alle oder doch den größten Theil von ihnen auf ein Mal zu überſehen, beſuchte ich das größte Manufacturwaaren-Lager in der Stadt, das der Gebrüder Campbell, die nicht weniger als 200 „Clerks“ (Handlungsdiener) in ihrem Etabliſſement angeſtellt haben. Ihr Waarenlager und ihr Verkaufslocal iſt eines der intereſſanteſten Dinge dieſer Art, die man ſehen kann. (Die größten Verkaufsläden in Paris rühmen ſich nur mit 100 Handlungsdienern). Mich zog keine Waare mehr an als die ſchot-

tiſchen gewürfelten Zeuge (checked clothes), die im Schottiſchen „Tartans“ genannt werden.

Wir kennen freilich auch bei uns jetzt überall dieſe ſchottiſchen gewürfelten Zeuge, deren bunte und doch ſehr einfache Farbenmiſchung, wie es ſcheint, außerordentlich viel Beifall in ganz Europa gefunden hat. Allein wir ahnen ſelten dabei, welche Bedeutung dieſe kleinen feinen Farbenſtreifen für die Schotten hatten und zum Theil noch haben. Es ſcheinen ſonſt bei allen Völkern galliſcher Abkunft gewürfelte Zeuge üblich und deren Farbenmiſchungen nach der Stammverſchiedenheit verſchieden geweſen zu ſein. Wenigſtens kommt bei Cäſar eine Stelle vor, in der er von einem ähnlichen Zeuge bei den galliſchen Völkern ſpricht*). Wie überhaupt das ganze Syſtem der Stammunterſchiede (der Clans), ſo haben ſich auch die Stammkleider-Stoffe in Schottland länger als in anderen celtiſchen Ländern gehalten. Jeder Clan hatte und hat ſeinen eigenen Tartan, in welchem gewöhnlich irgend eine Grundfarbe vorherrſcht, durch die ſich andere Farbenſtreifen hindurchziehen. Die Breite ſowohl, wie die Zuſammenſetzung der Streifen, ſowie die Tiefe und die Nuancen ihrer Färbung waren von uralten Zeiten her unveränderlich beſtimmt. Und das iſt eben das Intereſſante an dieſem Gewebe, daß jeder Faden noch

*) Es mag in dieſer Beziehung bemerkenswerth ſein, daß auch in vielen Thälern Tyrols die Leute noch gewürfelte Zeuge weben, die jenen ſchottiſchen ſehr ähnlich ſehen, obgleich ſie nicht auf dieſelbe Weiſe zur Kleidung gebraucht werden.

eben ſo läuft, wie er vor Jahrhunderten lief, und daß die Leute ohne Zweifel jeder Farbe eine gewiſſe Deutung unterlegten, oder wenigſtens durch Gewohnheit ihr ſo zugethan wurden, daß dieſe oder jene Farbenmiſchung ſich mit ihrer ganzen Stammexiſtenz und ihrem Stammpatriotismus innig verwebte. Man hat mir Beiſpiele erzählt, daß Schotten beim bloßen Anblick der Tartanfarben ihres Clans von tiefem Heimweh ergriffen wurden. Und in welche Viſion wird nicht Burns verſetzt bei dem Anblick des gewürfelten bunten Farbenkleides ſeiner „bonie Jean“, von der er ſingt:

„Down flow'd her robe, a tartan sheen“ etc.
„Her mantle large, of greenish hue
„My gazing wonder chiefly drew;
„Deep lights and shades, bold mingling, threw
„A lustre grand:
„And seem'd, to my astonish'd view,
„A well known land“. *)

Der Dichter glaubt dann in dem bunten Tartan ſeiner Geliebten eine ganze Landkarte von Schottland mit ſeinen Strömen, Wäldern, Thälern, Meerbuſen, Gärten und Aeckern zu erkennen, und führt dieß Gemälde aus. Sonſt gab es bloß ſolche Tartans, die für die Clans (die Stämme) beſtimmt waren, und die niemand Anderes

*) Ihr Kleid, ein heller Tartan, wallte nieder ꝛc. Ihr großer Mantel von grünlicher Färbung erregte vorzugsweiſe meine gaffende Bewunderung. Tiefe Lichter und Schatten, kühn gemiſcht, warfen einen ſchimmernden Glanz und ſchienen meinem erſtaunten Auge ein wohl bekanntes Land.

trug, als wer zu dem Stamme gehörte. Jetzt hat man aber auch noch eine Menge anderer neuer Muſter (patterns) hinzu erfunden, und man ſpricht daher nun von „Clan-Tartans“ (Stammwürfelzeugen) und von „Fancy-Tartans“ (Phantaſie-Würfelzeugen). Unter jenen verſteht man die alten hiſtoriſchen unveränderlichen Gewänder, unter dieſen die neuen, von den Fabrikanten erdachten und gewöhnlich irgend einer ausgezeichneten Perſon geweihten und ihr zu Ehren benannten Farbenmuſter.

Einige Clan-Tartans ſind ſehr einfach, z. B. der des durch Walter Scott ſo berühmt gewordenen Clans Rob-Roy. Derſelbe beſteht blos in der Durchkreuzung zweier gleich breiten Farbenſtreifen (eines ſchwarzen und eines rothen), die regelmäßig mit einander abwechſeln. Andere ſind ſehr zuſammengeſetzt, ſo z. B. der des Clans Royal Stewart, bei dem purpurrothe Streifen zwar vorherrſchen, dann aber auch noch gelbe, ſchwarze, blaue, weiße, grüne auf eine bunte Weiſe durcheinander laufen, die nicht ſo leicht zu beſchreiben iſt. Merkwürdig iſt es, daß faſt in jedem Tartan die rothe Farbe vorkommt. Von den mir vorgelegten hatte nur der Stamm der M'Neils keine Spur von Roth. Nach Roth ſcheint die häufigſte Farbe Grün zu ſein, und es giebt Tartans, die beinahe ganz grün ausſehen, wie z. B. der des Clans Argyle. Von demjenigen Herzog von Argyle, der in Walter Scott's Kerker von Edinburgh vorkommt, erzählt man ſich, daß er die grüne Farbe des Tartans ſeines Clans einſt in London mit beſonderer Liebe und Vaterlands-Sehnſucht betrachtet habe. Manche

Tartans ſind auch beinahe ganz weiß, ſo z. B. der des Clans Clunie M'Pherſon. Merkwürdig iſt es aber, daß kein einziges Muſter häßlich iſt, und daß man bei allen begreift, wie gerade eben in dieſe Farbenmiſchung ſich die Kinder eines Clans verlieben konnten. Jetzt freilich haben dieſe hiſtoriſchen Farbenmuſter nicht mehr ihre volle alte Bedeutſamkeit.

Da es keine eigentlichen Clans mehr giebt, ſo hat auch kein Clan mehr ein ausſchließliches Recht auf dieſes oder jenes Muſter, und jeder kauft ſich Murray-Tartan, Robroy-Tartan oder Stewart-Tartan, ohne zu fürchten, daß er dadurch den Zorn irgend eines wilden Kindes der Highlands auf ſich ziehen möchte. Aber ſo wie es doch immer noch einen gewiſſen, noch nicht ganz verwiſchten Schatten von der alten Clansverfaſſung giebt, ſo giebt es auch immer noch Gegenden, in denen die alten Tartans vorzugsweiſe getragen werden, und bei feſtlichen Gelegenheiten, wie es deren bei der Anweſenheit der Königin mehre gab, wird gewiß jeder denjenigen Tartan tragen, den ſeine Väter trugen.

Berühmte Fancy-Tartans ſind z. B. Prince-Alberts-Tartan, Queen-Victorias-Tartan, Lady-Napiers-Tartan, Lady-Eglintors-Tartan. Die beiden letzten gehören zu den allerneueſten Erfindungen dieſer Art.

Die meiſten dieſer Tartans werden in den großen ſchottiſchen Fabriken gemacht. Allein es giebt auch noch Gegenden in Schottland, in welchen die Leute auf ihren eigenen Webeſtühlen ihre bunten Kleider ſelber verfertigen.

Außer den Tartans nahmen die großen Stickereien in dem Campbell'ſchen Etabliſſement meine Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Es werden hier viele junge Mädchen mit Sticken von Hauben, Taufkleidern und anderen Gewändern beſchäftigt. Sie nennen dieſe Stickerei „Moravian point" (den mähriſchen Stich) und haben dieſen Induſtriezweig alſo wahrſcheinlich aus Deutſchland bekommen. Sie haben die Erfindung gemacht, die Stickmuſter gleich auf den Muſſelin, auf dem geſtickt werden ſoll, aufzudrucken, und erleichtern ſich alſo ſo die Arbeit außerordentlich. Sie bringen auf dieſe Weiſe mit kaum 150 Mädchen monatlich 1500 bis 2000 brillant geſtickte Kinderhäubchen zu Stande. Eine große Menge derſelben, ſo wie eine bedeutende Partie Taufkleider gehen von hier aus beſtändig nach London, wo die Menſchheit noch eifriger in ihrer eigenen Vermehrung iſt als hier in den Fabriken in der der Stickereien.

Die Beſitzer dieſes merkwürdigen Etabliſſements, die Herren Campbell, haben mit 100 Pfund Capital angefangen und gehören jetzt zu den reichſten Leuten in Glasgow, und einer von ihnen iſt Lordprovoſt der Stadt. Chambers verſichert in ſeinem Gemälde von Schottland, daß die Verkäufe dieſes Hauſes allein im Jahre 1834 ſich auf 433,021 Pfund Sterling beliefen, nach unſerem Gelde alſo ungefähr auf 3,031,147 Thaler, ein Umſatz, deſſen Größe für ein Detail-Geſchäft dieſer Art vielleicht ganz unerhört in der Welt iſt, denn er kommt dem Umſatze der größten Großhändler des Continents nahe. Dieſe Herren mögen vielleicht ihren Reichthum ſehr ſauer ver-

dient haben, aber ſonſt gehört oft eben nicht viel dazu, um in Glasgow reich zu werden, oft nur ein einziger glücklicher Einfall, ein kurzes Lächeln des Glücks. Bei der Lebhaftigkeit des Umſchwungs in Großbritannien, bei der Größe der Märkte, die hier offen ſtehen, hat jede Erfindung gleich einen ſo ungeheueren Nachhall und trägt, wenn ſie glücklich iſt, ſo raſche und reichliche Früchte, wie dieß anderer Orten, wo der Handels-Horizont beſchränkter iſt, nicht möglich iſt. So wurde mir das Beiſpiel eines Mannes erzählt, der Taſchentücher herſtellte, deren Farbe und Muſter in England ſo in Mode kamen, und die auch bei den 100 Millionen engliſcher Coloniſten ſo außerordentlichen Beifall fanden, daß er in kurzer Zeit ein reicher Mann wurde. Allerdings ſtrebten natürlich gleich viele andere Fabrikanten, dieſe vielbegehrten Taſchentücher ebenfalls herzuſtellen, doch war ihnen dieß erſt nach einiger Zeit und einigen vergeblichen Verſuchen möglich, und bis ſie dahin kamen, hatte der Erfinder ſchon ſeinen Vortheil geerntet. In einem ſolchen Lande, da gilt buchſtäblich, was Göthe im Fauſt zu verſtehen giebt, daß das Gold ſchon in großen Haufen gemünzt in Bereitſchaft liegt und nur auf die geſchickten Hände wartet, die es heben und in die Taſchen ſtecken. Alle Weisheit Salomonis kann man da entbehren, und nur eines einzigen praktiſchen Einfalls — ſind es zwei, ſo iſt es noch beſſer, — bedarf es, um dir in Fülle das zu geben, an deſſen Erlangung Tauſende von Menſchen Hunderttauſende von guten Einfällen vergebens verſchwendeten. Vielleicht, ja ohne allen Zweifel liegen mir Hunderte von ſolchen

guten Einfällen, die mich zum Millionär zu machen im Stande wären, vor den Füßen, wenn ich sie nur gleich finden könnte. Andere werden sie finden und davon eine Zeit lang fröhlich leben, dann aber auch des Weges wandern, den ich damals, diese Gedanken hegend, wanderte, nämlich den Weg zum Kirchhofe. Für mich war es dießmal nur noch zum Kirchhofe von Glasgow, der reich an Monumenten und überhaupt einer der schönsten Kirchhöfe ist, die Europa aufzuweisen hat.

Sie nennen ihn die Nekropolis. Und er kann sich durchaus dem Père la Chaise, wenn auch nicht in Bezug auf die Fülle der Monumente, doch in Bezug auf die Gruppirung derselben und in Bezug auf seine ganze Situation an die Seite stellen. Es ist ein schöner Hügel, der eben so wie die ihn umgebenden Vertiefungen und Thäler mit Bäumen, Gräbern und schönen Spaziergängen dazwischen angefüllt ist. Den Gipfel des Hügels krönt ein vortreffliches Monument für Knox, den großen Reformator Schottlands, dessen Werk einen doppelten Kampf zu bestehen hatte, erstlich den mit dem Katholicismus und dann den mit der „Episcopacy“ (der englischen Episkopalkirche), die selbst noch im vorigen Jahrhunderte drohte, die Hauptkirche Schottlands zu sein und zu bleiben, bis endlich durch die beiden blutigen schottischen Staats- und Kirchenrevolutionen Knox's reformirte Kirche, die der Presbyterianer, als die Hauptkirche (the established church) in Schottland anerkannt wurde. Diese Glasgow'sche Nekropolis ist ganz neueren Ursprungs; denn erst 1831 wurde das Terrain zu dem Zwecke, die

Todten aufzunehmen, zubereitet. Man hat, wie ich ſpäter erfuhr, geradezu die Abſicht gehabt, den Père la Chaise in Paris bei den Anlagen nachzuahmen. Auch der große ſchöne Kirchhof in Liverpool iſt neueren Urſprungs, und man kann eine Menge ſolcher Beſtrebungen in England, es auch den Todten comfortabler zu machen, citiren, die alle aus den neueſten Zeiten datiren.

Nahe bei dem Hügel der Nekropolis liegt die Kathedrale von Glasgow, das älteſte und intereſſanteſte Gebäude dieſer Stadt. Sie ſoll die ſchönſte Krypte in Großbritannien enthalten. Leider bekam ich dieſelbe aber nicht zu ſehen, da man mir wegen Reparaturen, die man an der Kirche vornahm, den Eintritt verweigerte. Wiederum eine von den hundert und hundert gothiſchen Kirchen, die im Jahre 1842 in Europa in Reparatur und Wiederherſtellung begriffen war. Nach 10 Jahren etwa wird das gothiſche Europa mitten unter uns wieder daſtehen, wie es im 14ten und 15ten Jahrhundert daſtand. Durchweg in ganz Schottland, wie in England, wie in Belgien, wie in ganz Deutſchland, wie in Frankreich, wie in anderen Ländern fand ich dieſen gothiſchen Wiederherſtellungsgeiſt rege, den gothiſchen Wiederherſtellungs- und den griechiſchen Nachahmungsgeiſt, muß ich hinzuſetzen. Denn auch in Glasgow wieder, wie in anderen britiſchen Städten, ſetzt die Menge der im griechiſchen Geſchmack errichteten und mit einer unglaublichen Fülle korinthiſcher, ioniſcher, doriſcher Säulen verſehenen Gebäude in Verwunderung und Staunen. Das Hunter'ſche Muſeum, die Börſe, die Stadthalle (Townhall), dieß ſind alles Gebäude im griechiſchen

Style. Die Börſe ſetzt durch ihren außerordentlichen Säulenreichthum am meiſten in Staunen. In dieſer Beziehung iſt ſie noch griechiſcher als die griechiſchen Gebäude ſelbſt. Auch dieſe Nachahmung griechiſcher Gebäude iſt eine durch ganz Europa gehende Erſcheinung, von der Börſe in Petersburg, dem Muſeum in Berlin, der Glyptothek in München, zu der Magdalenenkirche und der Börſe in Paris und zu dieſen Exchanges in England und Schottland hin. Es iſt wirklich bemerkenswerth, daß wir in den gothiſchen und helleniſchen Formen ſo thätig ſind, und daß wir überall, wenn etwas Ausgezeichnetes gebaut werden ſoll, entweder zu dem Einen oder zu dem Anderen greifen. Es wird nach einigen hundert Jahren von uns bemerkt werden, daß das 18te und 19te Jahrhundert nicht im Stande war, einen neuen großartigen Bauſtyl zu gebären. Sollte es denn gar nicht möglich ſein, der griechiſchen Säulen, der byzantiniſchen Kuppeln und der gothiſchen Thürme und Bögen zu entrathen? und ſollten von nun an bis in alle Ewigkeit die Architekten verdammt ſein, immer dieß claſſiſche Alte wieder nachzuahmen? Sollten nicht noch ganz andere, von keinem Auge noch geſchaute Geſtalten und Formen aus dem Boden und dem Gehirne der Menſchen hervorſpringen? Wenn wir uns ſolche Dinge noch nicht denken können, ſo iſt es noch kein Zeichen, daß ihr Inslebentreten nicht möglich ſein würde. Die Griechen konnten ſich ihrer Zeit auch noch keine Vorſtellung von einem gothiſchen Thurme und von der Schönheit einer gothiſchen Kathedrale machen. Es iſt wirklich ſonderbar, daß man keinen

unſerer Architekten mit ſo großer Imagination begabt finden wird, daß man ihm die Aufgabe ſtellen könnte, einmal ein Gebäude in einem durchaus neuen, aber nichts deſto weniger ſchönen und claſſiſchen Style aufzuführen.

Die Nekropolis und die Kathedrale liegen am Ende der längſten Straße von Glasgow, der Highſtreet, in deren Nähe ſich noch mehre andere Spuren des alten und früheſten Theiles von Glasgow befinden. Doch ſind dieſer alten Spuren nur wenige — ganz anders als in Edinburgh, deſſen Highſtreet noch jetzt mitten durch den großen alten Theil der Stadt läuft, der noch ſo daſteht, wie vor Jahrhunderten. Denn Glasgow hat ſich beinahe aus dem baaren Nichts im Laufe eines Jahrhunderts zu einer der bedeutendſten Städte Europa's erhoben, und es rangirt in dieſer Hinſicht mit Dublin, mit Berlin, mit Petersburg und anderen ſolchen neueren nordiſchen merkwürdigen Städteſchöpfungen. Zur Zeit der Vereinigung mit England vor nicht viel mehr als 100 Jahren war Glasgow ein in Europa unbekannter Name, deſſen ſich nur 12,000 ihm angehörende Menſchen rühmten. Seit dieſer kurzen Zeit hat die Stadt ihre Einwohnerzahl beinahe 24 Mal vergrößert. Im Jahre 1837 betrug dieſelbe nämlich nach Chambers 240,000 und kann jetzt (1843), da die Stadt jährlich etwa um 7000 Seelen zunimmt, auf 282,000 geſchätzt werden. Die „Virginia lords", ſo nannte man die Kaufleute, welche im vorigen Jahrhundert von hier aus einen ſo großen Tabakshandel mit den amerikaniſchen Colonieen und nament-

lich mit Virginia führten, waren die Erſten, welche Gelder und Leute in die Stadt brachten. Nachher aber waren es insbeſondere die Cottonlords, deren in ſo außerordentlicher Proportion wachſendes Geſchäft noch in dieſem Jahrhundert die Stadtbevölkerung ungemein vermehrt hat (1800 zählte man nur erſt 75,000 Bewohner). Landlords hat die Stadt Glasgow nie in ihren Mauern gehabt. Für dieſe waren immer die alten nobeln Städte im Oſten des Landes die Haupt-Reſidenzen und vor allen Dingen natürlich Edinburgh. Beide Städte bieten daher einen großen und zum Vergleich auffordernden Contraſt dar in Bezug auf die Elemente ihrer Bevölkerung. Edinburgh vereint Alles, was durch Bildung, Erziehung und hohen Rang in Schottland ausgezeichnet iſt. Glasgow dagegen iſt vom Kopf bis zum Fuß neugebacken und hat Kaufleute und Manufacturiſten in ſeinen Mauern; einige giebt es darunter, die ihr jährliches Einkommen bei Gelegenheit der neuerlich eingeführten „Incometax“ (Einkommentaxe) auf 30,000 bis 40,000 Pfund Sterling angegeben haben. Edinburghs Stadtprivilegien ſind vom älteſten Datum, und vor der Reformbill war es die einzige Stadt in Schottland, die allein für ſich ein eigenes Mitglied ins Parliament ſandte. Glasgow theilte bis zu jener Bill (1832) dieſes Recht mit mehren anderen Flecken. Glasgow iſt daher natürlich von jeher whiggiſtiſch und für Reform und für den Fortſchritt geweſen, Edinburgh nicht immer. Paisley iſt der Sitz der ſchottiſchen Radicalen; die „Highland-counties“ (die Hochland-Grafſchaften) ſind die Hauptunterſtützer der Tories.

Im Jahre 1834 gehörten von den 134 Baumwollen-Factoreien, die Schottland beſaß, allein 100 zu Glasgow, und es gab hier nicht weniger als 15,000 Maſchinen-Webeſtühle (powerlooms). Die Anzahl der Irländer, welche ſich in der Stadt befinden, ſoll ſich auf nicht weniger als 30,000 belaufen. Den größten Theil dieſer iriſchen Bevölkerung ſah ich den Abend, als ich über Highſtreet und das „Cross“ (das Kreuz), über den Salzmarkt und „Trongate“ (Glasgower Gaſſen) nach Hauſe ging, in den Straßen. Denn es war gerade ein Sonnabend, an welchem Tage in den iriſchen und britiſchen Städten immer die ganze arme Bevölkerung bis Mitternacht draußen iſt. Beſonders in den Straßen in der Nähe des Kreuzes war das Gedränge außerordentlich groß. Hier ſtanden die Leute in dichten Gruppen beiſammen und gingen in großen Haufen hin und her. „Every saturday they go here backwards and forwards“ (jeden Sonnabend gehen ſie hier hin und her), ſagte mein Begleiter. Die meiſten Werke Glasgows arbeiteten damals nur noch mit halber Kraft, und man rechnete damals, daß in Paisley und Glasgow zuſammen über 12,000 Menſchen ohne Arbeit und Nahrung ſeien. Der Anblick dieſer großen Volksmaſſen, zwiſchen denen ganze Familien von Bettlern auf- und niederzogen, ihr Unglück beſingend, und wo an jeder Straßenecke um Brod bittende Leute ſtanden, machte daher einen höchſt melancholiſchen Eindruck. Beſonders betrübte Figuren bildeten mehre junge, kräftige, wohlgekleidete Perſonen, die wie Wachspuppen ſteif und

ſtumm in dem Rinnſteine neben den Trottoirs — dem gewöhnlichen Standpunkte der engliſchen Bettler — poſtirt waren und ihren Hut ſtumm bittend vor ſich hin hielten. Wenn wir ſie fragten, wie ſie betteln könnten, antworteten ſie: „Wir haben Kleider, Herr, die Niemand kaufen will, aber wir haben keine Arbeit und kein Brod.“

Einen größeren Contraſt zwiſchen dem Anblick, den die Straßen von Glasgow am Sonnabend-Abend, und dem, den ſie am Sonntag-Morgen gewähren, giebt es nicht. Am Sonnabend halten ſich die Reichen zu Hauſe und laſſen den Armen das Feld, am Sonntage füllen die Reichen die Straßen, und man ſieht ſich nach den Armen vergebens um. An jenem Tage iſt es das Arbeit und Brod verlangende Volk, an dieſem das Brod habende und in die Kirche gehende (churchgoing people). Der Sonntag wird bekanntlich in Schottland noch viel ſtrenger gefeiert als in England, und obgleich der Sonntag in London dem, der von Paris und überhaupt von dem Continente kommt, ſchon eine ſehr ernſte Miene zu haben ſcheint, ſo ſieht man doch in dieſer Beziehung von Glasgow und Edinburgh auf London noch wie auf ein wahres Sodom und Gomorra hinab. Man hört und ſieht in Glasgow den ganzen Sonntag nichts als die Fußtritte der Herren und Damen, die in langen Zügen von einer Kirche in die andere wandern. Auch ich beſuchte einige Kirchen an dieſem Tage, allein ich muß geſtehen, ich konnte mich wenig an den Reden der Prediger erbauen, obgleich mir einige, beſonders einer, als

die beßten Redner Glasgows empfohlen wurden. Es iſt eine gewiſſe apoſtoliſche Heftigkeit, eine gewiſſe übertriebene und orientaliſche Ausdrucksweiſe in den Reden dieſer presbyterianiſchen Prediger, die mit der Einfachheit ihres äußeren Gottesdienſtes und überhaupt ihres ganzen Weſens in einem großen Widerſpruche ſteht. Sie reden alle in der Art und Weiſe, wie unſer Elberfelder Krummacher, deſſen Schriften daher dort vielleicht noch ein größeres Publicum haben als bei uns. Dabei haben aber alle ihre oratoriſchen Blüthen und Bilder etwas ſo Stereotypes, daß man nicht den Eindruck und die Ueberzeugung empfängt, als käme dieß Alles warm und lebendig aus einem von Eifer glühenden Herzen hervor. Es iſt derſelbe heftige calviniſtiſche Geiſt, den Knox nach Schottland verpflanzte und ſeinen Landsleuten einhauchte, und der noch bis auf dieſen Augenblick in den Predigten dieſer Redner eifert. In der That, John Knox muß ein außerordentlicher Mann geweſen ſein, daß er ſeinen Geiſt und ſein Weſen einem ganzen Volke auf dieſe dauernde Weiſe einimpfte, ja daß er dieß gewiſſermaßen wider den Willen und wider die Natur des Volksgenius that. Denn von Haus aus ſcheint die kühle, berechnete, verſtändige nordiſche Natur des Schotten für nichts weniger als für religiöſen Fanatismus geſtimmt und empfänglich zu ſein, eine Sache, die man mehr einer feurigen Gemüthsart, wie die Spanier, die Araber und andere Nationen ſie haben, wahlverwandt halten ſollte.

Die Univerſität von Glasgow iſt bei uns nicht ſo berühmt, wie die von Edinburgh, obgleich ſie ſogar

älter ist als diese; denn sie wurde im Jahre 1450 gestiftet, während diese aus dem Jahre 1582 stammt. Allein Edinburgh, als die Residenz alles Ausgezeichneten und Glänzenden des Landes, wird natürlich auch von Fremden häufiger besucht, und dann werden die fremden Studenten auch von Glasgow durch einige alterthümliche Vorschriften zurückgeschreckt, die in Edinburgh nicht existiren. So müssen z. B. in Glasgow alle Studenten eine gewisse alte Uniform tragen, was in der Edinburgher Universität, die überhaupt mehr als irgend eine andere britische Universität unseren deutschen Hochschulen ähnlich ist, nicht gefordert wird. Die Gebäude der Universität von Glasgow stellen sich äußerlich so mittelalterlich, ehrwürdig, beinahe finster dar, wie bei uns kaum die Klöster. Unsere schönen österreichischen Klöster an der Donau nehmen sich gegen diese englischen Collegiums-Gebäude in der That sehr weltlich und pomphaft aus. Sie sind aus einem finsteren, grauen Steine in einem sehr nüchternen Style gebaut, und dabei sind sie durch Mauern und Thorwege von der übrigen Welt geschieden und ziehen sich in innere, stille und saubere Gehöfte zurück. Nur in dem Gebäude, welches das Hunter'sche Museum aufbewahrt, hat sich der moderne griechische Styl schon in die Mauern des Collegiums eingeschlichen. Es ist ein schönes naturhistorisches Museum, das von dem berühmten Anatomen Hunter angelegt und der Universität geschenkt wurde, und das daher besonders durch seine herrlichen anatomischen Präparate ausgezeichnet ist. Uebrigens sind auch alle die anderen naturhistorischen Gegenstände hier nicht

nur in den ausgeſuchteſten Exemplaren vorhanden, ſondern auch in der trefflichſten Ordnung aufgeſtellt. Nach dem britiſchen Muſeum und nach den Edinburgher Sammlungen, welche den erſten Rang unter den britiſchen naturhiſtoriſchen Sammlungen einnehmen, kommt wohl dieſes Hunterian Museum zunächſt. Es rangirt mit dem naturhiſtoriſchen Muſeum in Mancheſter und übertrifft die Sammlungen von York und von Oxford an Reichthum ſowohl, als auch an Ordnung.

Wie das ganze Collegium von Glasgow mit Recht noch voll iſt von dem Ruhme ſeines berühmten Ingenieurs Watt, ſo iſt denn auch hier in dem Hunter'ſchen Muſeum eine Statue von ihm errichtet. Man ſieht auch ein Oelbild von ihm in dem Verſammlungsſaale der Univerſität. Auch ſind noch kleine Maſchinen aufbewahrt, an denen er arbeitete. Bekanntlich war der junge Watt anfangs Ingenieur im Solde der Glasgow'ſchen Univerſität, die das Verdienſt hat, ſein Genie zuerſt anerkannt und ihm Vorſchub geleiſtet zu haben. Watt iſt als der eigentliche Erfinder der Dampfmaſchine anzuſehen, denn wenngleich es ſchon vor ihm Dampfmaſchinen gab, ſo wurde es doch erſt durch die Verbeſſerung, die er daran anbrachte, (den Condenſator) möglich, der Dampfmaſchine diejenige Anwendung im Leben zu geben, die wir ihr ſpäter gegeben haben. Watt ſcheint zum Dampfmaſchinen-Erfinder geboren zu ſein, und er ſcheint beinahe von Jugend auf über dieſer Idee ſeines Lebens gebrütet zu haben. Arago berichtet in ſeiner Lebensbeſchreibung von Watt, daß ihn einſt,

als er noch ein Knabe war, eine ſeiner Tanten ſo ausgeſcholten habe: „James, ſchäme Dich, immer ſo träumeriſch und unthätig dazuſitzen. Ich glaube, Du weißt zuweilen gar nicht, was du machſt. Weißt Du nun wohl, daß Du dieſe ganze Zeit über nichts gethan haſt, als den Dampf des Theekeſſels zu beobachten? Immer haſt du den Deckel abgenommen und wieder aufgeſetzt und haſt ihn in den Dampfſtrom gehalten und geſehen, wie der Dampf, in Waſſer verwandelt, davon herabtröpfelt. Höre mir! Verliere Dich nicht ſo in Deine Träumereien, James, und beſchäftige Dich mit etwas Ordentlichem und Nützlichem!" Sollte man nicht glauben, daß ſchon damals die Idee der Dampfmaſchinen dem kleinen Watt wie ein unentwickeltes Embryo im Kopfe geſeſſen habe?

So wie die Bürgermeiſter der verſchiedenen engliſchen Städte verſchiedene Titel haben und bald Mayors, bald Lordmayors (in London, Dublin, York ꝛc.), bald Provoſts und Lordprovoſts (in Glasgow, Aberdeen ꝛc.), bald Sovereigns (in Belfaſt ꝛc.) heißen, ſo haben auch die Vorſteher oder Prorectoren der britiſchen Univerſitäten ſehr verſchiedene Namen. In Dublin z. B. heißen ſie Provoſts und hier in Glasgow „Principals" (Principale). Außer dieſem Principal giebt es aber auch einen Lord-Rector, der gewöhnlich irgend ein Großer des Reichs iſt. Dieſen Lord-Rector wählen alle Profeſſoren und Studenten zuſammen, und es muß daher eine ſehr populäre Perſon ſein. Es iſt bemerkenswerth, daß vor zwei Jahren ein Tory, Robert Peel, Lord-Rector von Glas-

gow war, daß ſie jetzt aber einen entſchiedenen Whig, den Marquis von Breadalbane, dazu gewählt haben. Es fragt ſich, ob es noch andere britiſche Univerſitäten giebt, die liberale Volks- und Fortſchritts-Männer an ihre Spitze geſtellt haben. Die Oppoſition gegen das Tory-Gouvernement iſt in ganz Schottland bedeutend, und die Tories haben ſogar in Edinburgh ſo viel verloren, daß ſie bei der letzten Parliamentswahl dort nicht einmal einen Candidaten vorzuſchlagen gewagt haben. — Die Univerſitäten Oxford, Cambridge, Dublin und andere ſind bekanntlich immer rein toryſtiſch, die von Glasgow aber iſt „rather a changing body" (ein veränderlicher Körper), wie die Engländer ſich auszudrücken pflegen. Vielleicht kommt dieß bloß von dem Einfluſſe her, den die Studenten dort bei den Wahlen ausüben.

Merkwürdig iſt es, daß, während die Zahl der Studenten an den anderen Univerſitäten Großbritanniens faſt immer bedeutend zugenommen hat, dagegen die „Universitas Glasguana" oder „Glasguensis" — (es iſt ein Streit darüber, wie man ſchreiben ſoll) — immer an Studentenzahl verloren hat. Zwiſchen 1820 und 1826 waren hier nahe an 1600 Studenten, und jetzt giebt es deren nur noch 1000, unter denen ſich, ebenſo wie in Edinburgh, auch viele aus den britiſchen Colonieen befinden. Auf den engliſchen Univerſitäten in Oxford und Cambridge müſſen alle Studenten von der Hochkirche ſein oder ſich ihr doch anſchließen, weßhalb hier weniger junge Leute aus den oft diſſentirenden Colonieen eintreffen, als in den ſchottiſchen

Universitäten. Die mediciniſche Facultät lockt die meiſten fremden Schüler herbei, und daher ſind auch die Disciplinar-Vorſchriften für die Studenten in dieſer Facultät beſonders milde. Es iſt ſchon oft bemerkt worden, daß die Jugend der freiheitliebenden engliſchen Nation einer ſo ſtrengen Disciplin unterworfen wird, wie ſie ſich unſere Jugend gar nicht gefallen laſſen würde. Einen ſolchen Cenſor z. B., wie er hier in Glasgow neben jedem Profeſſor ſitzt, würde man in unſere Auditorien einzuführen nicht wagen dürfen. Es iſt das Amt dieſes Cenſors, das Betragen der Studenten während der Vorleſung zu überwachen und jede Unart und Ungehörigkeit ſich anzumerken. Eine ſehr gewöhnliche Unart, auf die er zu achten hat, iſt z. B. die in allen engliſchen Schulen ſo weit verbreitete Paſſion, die Schreibtiſche der Collegien als ein gutes Material für Sculpturübungen zu betrachten und allerlei Dinge darin auszuſchneiden. Große Tafeln fand ich in den Glasgow'ſchen Collegien mit Anſchlägen, welche den Künſtlern dieſer Art ſtrenge Strafen androhten. Es iſt für den Pſychologen eine merkwürdige Erſcheinung, daß unſere wilden, unbändigen Studenten, die ſolche Zügel ſich gar nicht anlegen laſſen würden, oft nachher in ſo gehorſame Bürger verwandelt werden, während aus den wie Schulknaben behandelten und beaufſichtigten britiſchen Jünglingen oft ſolche hartnäckige und kräftige Oppoſitions-Männer erwachſen.

Unter Humanität (Humanity) verſteht man hier noch jetzt, wie ehemals bei uns, die Philologie oder vielmehr, da Philologie ſich vornehmlich allein auf

das Lateiniſche und Griechiſche beſchränkt, die Kenntniß des Griechiſchen und Lateiniſchen, und zwar insbeſondere des Letzteren, da jenes, das Griechiſche, in England weniger eifrig als bei uns betrieben wird. „A professor of humanity“ iſt ein Lehrer des Lateiniſchen. Im Mittelalter, wo das Lateiniſche wirklich der Herold aller Muſen war, war dieſe Benennung ganz recht und paſſend. Jetzt aber ſollten doch allmählig ſolche alte, nichts mehr bedeutende Titulaturen unter den Gelehrten eben ſo wegfallen, wie die alten Feudal-Titel unter dem Adel. Das neue Humanitätslicht, das unter den Völkern Europa's durch das eifrige und fleißige Studium der Natur aufgegangen iſt, hat ſich hier durch die alte lateiniſche Humanität nur langſam Bahn gebrochen. Erſt in den neueſten Zeiten haben ſie hier einen Profeſſor der Naturgeſchichte eingeſetzt. Erſt ſeit 1818 haben ſie einen eigenen „Professor of chymistry“ (Profeſſor der Chemie). Bis dahin war bloß ein „Lecturer“ (Vorleſer) für dieſe in Glasgow vor allen Dingen ſo äußerſt wichtige Branche geduldet worden. Es giebt noch einige andere neuere Profeſſoren-Stühle. Die alten Stühle (the old chairs) haben noch viele Vorrechte, z. B. freie Wohnung im Collegium ſelbſt und dergleichen. Die neuen Stühle, deren ſeit 1806 etwa 9 eingeſetzt wurden, führen nun mit den alten, mit denen ſie auf gleichen Fuß geſetzt zu werden wünſchen, einen Krieg hierüber. Sie verlangen freie Wohnung im Collegium und Stimmrecht in den inneren Angelegenheiten des Collegiums, was ſie bisher noch nicht erlangt haben. Wahrſcheinlich werden die neueren den

alten bald gleichgeſtellt werden. Auch in Bezug auf die Nationalität legt man die alten Vorurtheile und Beſchränkungen ab. Sonſt ließen die Schotten als Lehrer nur Schotten zu. Hubgiſſon war der erſte Irländer, den man annahm, und auch jetzt wieder giebt es einen oder zwei Lehrer aus Irland an dieſer Hochſchule. Es iſt dieß bemerkenswerth; denn ich glaube nicht, daß wir in Deutſchland es wiſſen, daß die verſchiedenen Unterthanen des großbritanniſchen Königreichs bisher noch ſo große Unterſchiede unter einander zu machen gewohnt waren. Iriſche Studenten gab es dagegen von jeher eben ſo viele an der Glasgow'ſchen Univerſität, wie iriſche Arbeiter in ſeinen „Dying and colouring works“ (Farbewerken). Dieſe iriſchen Studenten kamen meiſtens aus dem Norden Irlands und waren Presbyterianer, die der Erziehung wegen eben ſo nach Schottland wanderten, wie die iriſchen Katholiken nach Frankreich und Spanien. Wie die Erziehung der iriſchen Katholiken durch die Errichtung der katholiſchen Hochſchule von Maynooth (ſeit 1785) im Lande ſelbſt fixirt wurde, ſo wurde (ſeit 1810) auch für die „home education“ (die inländiſche Erziehung) der iriſchen Presbyterianer in Irland ſelbſt geſorgt durch die Errichtung einer presbyterianiſchen Hochſchule in Belfaſt (the Belfast academical Institution oder the Presbyterian college of Ireland). Ja es gehen jetzt ſchon hie und da einige Presbyterianer aus Schottland nach Irland hinüber, um an dieſer presbyterianiſchen Hochſchule ihre Bildung zu empfangen.

Die meiſten der ſchönen neuen Häuſer in Glasgow, die Börſe, der Weſtern-Club, ein ausgezeichnetes Gebäude,

mehre Bankgebäude, ſo auch eine neue Jointſtock-Bank, die gerade jetzt im Bau begriffen war, und unzählige, ja faſt alle Privathäuſer ſind aus einem Sandſteine gebaut, der in der Nachbarſchaft der Stadt gefunden wird. Dieſer Sandſtein nimmt ſich, ſo lange er neu iſt, ſehr ſchön aus. Allein er hat einige Fehler. Erſtlich ſind viele Adern und Flecke darin, die von einer Einſprengung von Eiſentheilen herrühren und die an der freien Luft raſcher vergehen, und dann iſt er an einigen Stellen weicher und blättert hier ab. Man findet in Glasgow und Edinburgh ſchon viele ſchöne Gebäude, die dadurch verdorben ſind.

Die ſchönſten Privathäuſer in Glasgow finden ſich in dem weſtlichen Theile der Stadt, in dem Weſtende (the Westend), in welches ſich die reichgewordenen Leute, die Geldmänner (the moneyed people), zurückziehen. Es iſt dieß hier alſo gerade ſo wie in London. Auch in Edinburgh und in mehren anderen engliſchen Städten giebt es ein vornehmes Weſtende, das nicht bloß etwa aus Nachahmung Londons den Namen Weſtende führt, ſondern wirklich der weſtliche Theil dieſer Städte iſt. Ich möchte wohl wiſſen, wie ſich dieſe Erſcheinung erklärt. Vielleicht hängt ſie mit dem Rauch und den herrſchenden Winden zuſammen. Da die meiſten Winde in England aus Weſten wehen, ſo müſſen die Weſtenden der engliſchen Städte die heiterſten und am wenigſten räucherigen ſein, und vielleicht werden ſie aus dieſer Urſache von der vornehmen Welt vorzugsweiſe bewohnt.

Nicht weit von dieſem Weſtende der Stadt beſuchte ich noch denjenigen Theil von Glasgow, der „Port Dun-

das“ genannt wird, wo ein Arm des großen, den Clyde und den Forth verbindenden Canales vorübergeht. Man ſteigt zu dieſem Canale hinauf, denn er ſtreicht auf dem hohen Ufer des „Clydesdale“ (Clyde-Thales) hin, und man ſieht daher von Weitem die Schiffe und ihre Maſten wie Thürme über die Häuſer der Vorſtädte hinwegragen. Es ſcheint einem die umgekehrte Welt, ſo das in der Höhe zu ſehen, was man ſonſt nur in der Tiefe zu erblicken gewohnt iſt. Es gehen auf dieſem Canale kleine Boote, die von einem Pferde gezogen werden, und die ſie „swift boats“ (ſchnelle Boote) nennen. Dann aber befahren ihn auch kleine Seeſchiffe von 100 bis 200 Tonnen Laſt. Denn bei hohem Waſſer iſt der Canal durchweg 8 bis 9 Fuß tief. Das Canalſyſtem Schottlands iſt der zerſchnittenen Natur des Landes nach ein anderes als das irländiſche. In Irland verzweigen ſich alle Canäle von einem Platze, von Dublin, aus, während in Schottland mehre von einander ſeparirte Canäle das Land an verſchiedenen Stellen durchſchneiden, beſonders an zweien, erſtlich hier zwiſchen dem Forth und Clyde und dann im Norden in dem großen Thale von Albin (Glen-more-nan-Albin), wo der große caledoniſche Canal läuft. Dieſer Canal iſt 116 Fuß breit und 15 bis 20 Fuß tief, alſo ein Rieſenwerk und eine wahre Verbindung zweier Meere, denn die größten Seeſchiffe können ohne Umſtände gleich aus dem Meere in ihn hineinſegeln, das Innere des Landes durchkreuzen und auf der anderen Seite wieder ins Meer hinausfahren.

III.

Von Glasgow nach Edinburgh.

Die großen „Dying and colouring works“ (Färbereien), welche zu den intereſſanteſten Dingen gehören, die ein Fremdling in Glasgow beſehen kann, ſind ein großes „secret“ (Geheimniß), und ich hatte keine Hoffnung, daß ſich mir eines derſelben erſchließen würde. Dazu kam nun der Sonntag, der noch ſo vieles Andere für mich mit Secret bedeckte und unzugänglich machte. Ich beſchloß daher, dieſe geheimnißvolle Stadt noch an demſelben Tage zu verlaſſen, und machte mich gegen Abend auf die Eiſenbahn hinaus, welche nach Edinburgh führt. Auch hier auf der Eiſenbahn war wieder Alles mit Geheimniß bedeckt; denn es war ſtockfinſtere Nacht, außer in dem engen comfortablen Raume unſeres Wagens, der nach der ſchönen und löblichen engliſchen Eiſenbahnſitte ſehr hell erleuchtet war, ſo daß wir, wenn auch nicht in natura, doch wenigſtens auf dem Bild der Landkarte den Landſtrich, den wir durchfuhren, ſtudiren konnten.

Es iſt dieß gerade der fruchtbarſte, ebenſte, bevölkertſte und beßtbebaute Theil von Schottland, das eigentliche

ſchottiſche Centrál- und Mittelland, das Herzgebiet der ſchottiſchen Lowlands. Die Grafſchaften, welche hier zwiſchen den Mündungen des Clyde und des Forth liegen, die Grafſchaften Ayr, Renfrew, Lanark, Dumbarton, Stirling, Fife, Linlithgow, Edinburgh, greifen alle ganz oder doch mit der einen Hälfte in dieſe mittlere Ebene hinein, während ſie mit dem anderen Ende entweder zu den nördlichen gebirgigen Hochlanden oder zu den ſüdlichen gebirgigen Gränzlanden hinaufragen. Dieſe ſchönen Grafſchaften haben eine 20, ja 30 Mal ſtärkere Bevölkerung als viele uncultivirte Grafſchaften in den Gebirgen. So kommt z. B. in den Grafſchaften Renfrew, Lanark, Edinburgh, Fife, Linlithgow, Stirling auf einen bis vier Acker (acres) eine Seele, während in den Grafſchaften Argyle, Inverneß, Roß, Selkirk 20 bis 34 Acker von einer Seele bewohnt werden. Ja in der nördlichſten Grafſchaft Schottlands, in Sutherland, welche ſogar noch ſchlechter bevölkert iſt als die Orkaden und Hebriden, kommt auf je 43 Acker nur eine Seele.

Hier um dieſes mittlere kleine Ebenenſtück Schottlands, das kaum 60 deutſche Quadratmeilen groß iſt, dreht ſich faſt die ganze Geſchichte des Landes. Hier finden ſich nahe bei einander alle die berühmteſten Orte des Landes, die alten Königsreſidenzen Perth, Stirling, Edinburgh, hier liegen noch jetzt, in geringen Entfernungen, die wichtigſten und größten Orte des Königreichs: Glasgow, Edinburgh, Paisley, Dundee, — hier ſieht man eben ſo nahe bei einander alle die berühmten Schlachtfelder, die von Stirling, Falkirk, Bannockburn ꝛc., auf denen Schottlands Schickſal ſo oft

entſchieden wurde. Hier in dieſer engen Zuſammenſchnürung des Landes geſtaltete ſich Alles, was für Schottland entſcheidend und beſtimmend wurde. Hier bildete ſich die angelſächſiſche Sprache Schottlands aus, die das Celtiſche der Hochlande überflügelte. Hier faßte die Reformation zuerſt feſten Fuß, indem die Hochlande und der Reſt des Landes nachfolgen mußten. Hier ſind nach der Union der beiden großbritanniſchen Königreiche die merkwürdigen Schöpfungen der engliſchen Fabrikinduſtrie zuerſt eingeführt worden. Und hier in dieſem Mittelſtück von Meere zu Meere laufen nun auch die beßten ſchottiſchen Waſſer-, Eiſen- und Steinſtraßen, vor allen Dingen jener Forth- und Clyde-Canal, eine alte breite Heerſtraße zwiſchen Edinburgh und Glasgow, und endlich, mitten zwiſchen beiden und beide mehr und mehr überflüſſig machend, die große neue Eiſenbahn, die direct von Edinburgh nach Glasgow geht, und die ſich dann noch von beiden Städten aus mit verſchiedenen Branchen in das Land veräſtelt.

Die Berliner, welche bekanntlich reich an Witzen ſind, haben ein ſcherzhaftes Conterfei von ihrer Stadt, wie ſie ſich bei Nacht, wenn die Lampen und Lichter nicht brennen, ausnimmt, gemacht. Dieſes Bild iſt natürlich weiter nichts als ein in viereckigen Rahmen gefaßter pechſchwarzer Fleck. Leider glich jenem „Berlin bei Nacht“ das ganze Land, das wir durchflogen, auf ein Haar. Denn das Wetter war draußen ſo ſchlecht und die Dunkelheit ſo groß, daß ich weder von dem Stücke von Dunbartonſhire, noch von dem Ende von Stirlingſhire, das wir durchſtreiften, noch von Weſt-Lothian, das wir recht in der Mitte durchſchnitten,

noch auch von Mid-Lothian, in das wir zu Edinburgh hineinfuhren, auch nur das Geringſte unterſcheiden konnte. Und, wenn ich auch der Fingerſpitze meines Reiſegefährten, eines patriotiſchen Schotten, der mir in ſeinem Vaterlande Alles gern recht genau zeigen wollte, und der mir bald rechts auf die ſchönen großen und bevölkerten Dörfer bei Falkirk deutete, bald links auf das alte ein paar hundert Schritte von uns entfernte Schloß von Linlithgow, in welchem Maria Stuart geboren wurde, bald wiederum rechts auf irgend einen reizenden Landſitz eines ſchottiſchen Herrn hinwies, mit den ſchärfſten Blicken folgte, ſo ſtieß ich am Ende ſeiner Fingerſpitze immer wieder auf denſelben Gegenſtand, auf undurchdringliche ſtockſchwarze Finſterniß.

IV.

Edinburgh.

Endlich in Edinburgh wurde es wieder helle und zwar so brillant helle, daß es mir vorkam, als sei ich durch einen dunklen Raum des Weltalls von einem Sterne zum anderen geflogen. Nicht um ein Haar fand ich diesen Ausdruck zu stark. Denn in der That glaubte ich in das Centrum eines neuen Sternes zu gelangen, als die Eisenbahn mich ihrer Finsterniß entließ und als ich in einem kleinen Minibus*) durch die brillant illuminirten Straßen, Gartenthäler und Schloßberge Edinburghs dahin fuhr.

Man mag gelesen haben über Edinburgh, was man

*) Diese „Minibus" sind komische kleine einspännige und zweiräderige Wagen für vier Personen, die in Edinburgh in Gebrauch sind. Ich möchte gern wissen, woher das sonderbare Wort für diese sonderbaren Wägelchen entstanden ist. Den Engländern, die leicht etwas zu lang finden, ist das Wort noch zu lang, und sie verkürzen es gewöhnlich blos in „Bus," die Sylben „Mini" weglassend, indem sie z. B. sagen: „Will you go by the bus?" In Glasgow haben sie ähnliche Wagen, die sie „noddy" nennen.

will, ſo wird man durch dieſe Stadt, deren Lage und Häuſergruppirung einzig ſchön ſind, immer überraſcht und entzückt werden. Ich glaube, man würde Edinburgh ohne Zweifel für die pittoreskeſte und ſchönſte Stadt der Welt erklären müſſen, wenn nicht das neidiſche Schickſal ihm einen großen Vorzug völlig verſagt hätte, nämlich den eines ſchönen Waſſerſpiegels, von dem Edinburgh keine Spur beſitzt. Es iſt eine reine Binnenland-, eine reine Berg- und Thalſtadt, und alle Reize, welche die verſchiedenen Nuancen des Bodens, Hügel, Berge, ſchroffe Felſen, Thäler, Vertiefungen, Schluchten, einem menſchlichen Wohnorte geben können, beſitzt ſie, aber des lebendigen Waſſers entbehrt ſie völlig. Denn ſie liegt zwei Meilen von dem Frith von Forth entfernt, und der kleine Bach Leith, der nicht einmal den Namen eines Fluſſes in Anſpruch zu nehmen wagt, ſondern ſich nur „Water of Leith“ (das Leithwaſſer) nennt, ſchleicht beſcheiden und ſchüchtern im Nordweſten von der großen Stadt vorüber. Ich kenne (Birmingham ausgenommen) keine Stadt, die ſo waſſerlos wie Edinburgh iſt; denn außer einem kleinen Canalbaſſin, iſt nicht einmal ein kleiner See, nicht einmal ein Mühlenteich innerhalb der Mauern der Stadt. Nicht weit von der Stadt giebt es einige kleine Seeen, und ich denke mir, die Edinburgher Bürger müſſen hier oft zu dieſen Seeen hinauslaufen, um doch einmal ein Stück Waſſer zu ſehen.

Man hat Edinburgh ſeiner ſchönen Lage wegen mit Athen verglichen und nennt es daher auch (zum Theil freilich auch der hier blühenden Wiſſenſchaften wegen) das Athen des Nordens. In der That, die Aehnlichkeit iſt

außerordentlich frappant. Denn auch Athen iſt faſt blos Berg- und Thalſtadt. Vielleicht nur iſt ſein Ilyſſus noch etwas größer und der Stadt ſelbſt auch näher als der Leith. Auch Athen liegt wie Edinburgh im Innern des Landes und hat am Meere ſeinen Pyräus wie Edinburgh ſeinen Hafen Leith. Auch ſelbſt die Berge in der Nähe von Edinburgh gleichen denen in der Nähe von Athen. Nur glaube ich, daß Athen noch entſchieden mehr Ehre dabei einernten könnte, mit Edinburgh verglichen zu werden, als Edinburgh davon hat, Athen an die Seite geſtellt zu werden. Denn es iſt wohl kein Zweifel, daß hier im nördlichen Athen, was die Naturlage betrifft, Alles noch viel großartiger und ſchöner iſt, als es je in jenem ſüdlichen war.

Eigentlich hatte ich den Plan, gleich den folgenden Tag wieder weiter zu gehen, um ſogleich die noch ziemlich leidliche Jahreszeit zu einem kleinen Ausfluge in die Hochlande zu benutzen. Allein der Anblick von Edinburgh erfüllte mich ſo mit Entzücken, daß ich nicht umhin konnte, dieſer herrlichen Stadt zuerſt noch ein paar Tage zu widmen und ihren Bauplan zu ſtudiren.

Um ſich einen recht deutlichen Begriff davon zu machen, faſſe man ſofort denjenigen Punkt ins Auge, welcher für die ganze Edinburgh'ſche Häuſergruppirung und Lage der wichtigſte iſt, nämlich den Schloßberg. Dieſer Schloßberg, eine auf drei Seiten ſchroff abſetzende Trappfelſenmaſſe, iſt durch ſeine Höhe und ganze Geſtalt, ſo wie dadurch, daß er weit umher die Ebene beherrſcht, wundervoll zu einer alten Befeſtigung geeignet, und ohne Zweifel iſt er es, der hier zunächſt zur Anſiedelung von Menſchen Veran-

laſſung gab. Auch ſteigt ſeine Bebauung in ein unbekanntes Alterthum hinauf, eben ſo wie die Bebauung der Akropolis in Athen. Jetzt iſt er mit neuen und alten Befeſtigungen gekrönt.

Auf der einen Seite hängt er mit dem übrigen Lande zuſammen und verflacht ſich, ſehr allmählig in ein Thal verlaufend, welches zwiſchen zwei anderen Bergen liegt, einem kleinen, dem „Caltonhill“ und einem großen, den „Salisbury-Craggs“*), deren höchſte Spitze „Arthur's Seat“ heißt. In dem Thale zwiſchen dieſen beiden Bergen, wo ſich, wie geſagt, die äußerſten Wurzeln des Schloßberges verſtecken und verlaufen, liegt der alte Palaſt der Könige von Schottland „Holyrood-palace,“ und zwiſchen dieſem Thalpalaſte und jenem Bergſchloſſe ſteigt auf dem Rücken jener Schloßbergwurzeln nun die Hauptſtraße des alten Edinburgh, die „Highstreet“ (die Hochſtraße)**) hinan, Palaſt und Schloßfeſtung mit einander in gerader Linie verbindend.

Zur Rechten, wie zur Linken von Highſtreet, die, wie geſagt, eine Straße auf dem Rücken eines Berges iſt, gehen nun zahlreiche, äußerſt enge kleine Gäßchen hinab, eine Partie nach Süden und eine Partie nach Norden. Dieſe Gäßchen werden „Closes“ genannt. Sie ſind gewöhnlich kaum ſo breit, daß ein paar Menſchen ſich bequem darin

*) „Cragg“ iſt wohl daſſelbe celtiſche Wort, das in Irland „Carrick“, in Wales „Craig“ lautet, bedeutet aber dort, wie hier, ſo viel als Fels.

**) Der eine Theil dieſer Straße in der Nähe von Holyrood-house heißt eigentlich „Canongate“, und der andere in der Nähe des befeſtigten Schloſſes „Lawnmarket“.

neben einander vorüber bewegen können. Und da ſie dabei von erſtaunlich hohen Häuſern gebildet werden, und noch dazu, wie geſagt, bergab gehen, ſo nehmen ſie ſich meiſtens wie ſchmale Felſenſpalten in einer großen Steinmaſſe aus.

Die beſagte Highſtreet mit allen ihren unzähligen Cloſes zu beiden Seiten und mit ihren zu 7 bis 8, ja zu 9 Stockwerken hoch aufgethürmten und eines über das andere herausragenden Häuſern bildet das Hauptſtück des antiken Theiles von Edinburgh, der ſich zwiſchen Holyroodhouſe und dem Schloſſe, wie zwiſchen ſeinen zwei Angelpunkten, befindet.

Auf beiden Seiten des bezeichneten Bergrückens, der ſich mit der ſchroffen Spitze des Schloßfelſens endigt, entſtehen nun Vertiefungen oder Thäler. In das nördliche dieſer Thäler läuft von Holyroodhouſe aus die Straße, welche „North Back of Canongate“ genannt wird, und in das ſüdliche die Straße „South Back of Canongate“ hinein. Die letztere verbindet ſich mit mehren anderen alten Straßen (Cowgate, Grassmarket), welche dieſes Thal erfüllen, und die erſtere führt in die Nähe des Fiſchmarktes und mehre Gärten, welche jenes nördliche Thal bedecken.

Jenſeit dieſer beiden Thäler beginnt dann das neue Edinburgh, welches jenen alten Kern mit einer Hülle ſchöner moderner Gebäude umgeben hat, insbeſondere jenſeit des nördlichen Thales, welches das breiteſte und vornehmſte iſt, und jenſeit deſſen der größte und prächtigſte Theil des neuen Edinburghs liegt, das erſt ſeit

der Vereinigung Schottlands mit England und vorzugsweise seit der Regierung Georg's III. gebaut ist. Will man die vielen neuen Gebäude, Straßen und Plätze, welche noch im Süden der alten Stadt liegen, als vergleichsweise unbedeutend, nicht berücksichtigen, und auch jenes angegebene südliche Thal, als sehr schmal, nicht beachten, so kann man auch sagen, Edinburgh zerfällt in eine alte und eine neue Stadt, die beide durch ein tiefes, mit Gärten ausgefülltes Thal von einander getrennt sind.

Die neue Stadt liegt der alten gegenüber, und ihre Hauptstraße (Georgestreet) läuft der alten Highstreet parallel, ebenfalls auf dem Rücken einer länglichen Erhebung hin, die aber bei Weitem nicht so hoch ist, wie die der alten Stadt. Diese Georgestreet ist eine der imposantesten Straßen Europas, mit schönen Gebäuden und hohen Monumenten, z. B. von Pitt, Georg IV. ꝛc. geschmückt. Von ihr geht es abermals in verschiedenen breiten herrlichen Straßen, die mit den Closes in der Altstadt den merkwürdigsten Contrast von der Welt bilden, zu einem, mit Gärten gefüllten Abhange hinab, auf dessen nördlicher Seite die Stadt noch ein Mal beginnt. Mehre quadratische, cirkelrunde, elliptische, octogone freie Plätze und Gärten (Squares) zieren diesen neuen Stadttheil, so wie eine Menge der schönsten Gebäude.

Von jenen beiden Bergen, von denen wir oben sprachen, die das Thal und die Parks von Holyroodhouse in die Mitte nehmen, gehört einer noch in die Stadt hinein, der Calton-Hill, der andere aber, die Salisbury-

Craggs, fällt ſeiner gar zu großen Steile und Höhe wegen ganz den Geiſtern der Wildniß anheim. Dieſe Salisbury-Craggs ſind ein ſchroffes Trappvorgebirge, faſt wie Bengore oder Fairhead in Irland. Ihr Abhang iſt vollkommen ſchroff, faſt ſenkrecht, und ihr grasreicher Kopf iſt von Ziegen- und Schafhirten mit ihren Heerden bedeckt. Der Anblick dieſes großen vulcaniſchen Gebildes iſt ſo wild, daß man wie in Irland denken ſollte, die Brandung eines ſtürmiſchen Oceans müſſe ſich an dieſen Felſen aufbäumen, und ſtatt deſſen findet ſich an ihrem Fuße die Eleganz einer friedlichen Reſidenzſtadt entfaltet. Man ſieht die ernſte, faſt mitten in die Stadt hinein ſpringende Figur der Salisbury-Craggs faſt aus allen Häuſern und von allen Straßen her.

Der andere Hügel, der Calton-Hill, iſt, wie geſagt, noch mit in die Stadt hineingezogen, da es leichter war, ihn mit Spaziergängen, Anlagen und Gebäuden zu verſehen. Die Schotten haben ihn, wie es ſcheint, zu einem Träger der Denkmäler ihrer Hauptheiden und Dichter beſtimmt, denn er iſt mit mehren großartigen Monumenten bedeckt. Erſtlich findet man daſelbſt ein hohes Monument für Nelſon, das einer Art von Leuchtthurm ähnlich ſieht, dann eines für Playfair, ein anderes für Dugald Stewart, und am Fuße des Hügels ein viertes für den Dichter Burns, der ſich auf ſeinem Sterbelager gefreut haben würde, wenn er nur über einen Theil der Summe zu disponiren gehabt hätte, die man nach ſeinem Tode auf Monumente für ihn verwendet hat. Endlich zeigt ſich der Anfang zu einem großen Monumente, das dieſen Monumenten-Hügel krönen

ſollte, wie das Parthenon die Akropolis in Athen. Dieß merkwürdige Monument, „the national monument“, ſollte ein Tempel nach der Art eben jenes Parthenons werden und dem Andenken der Sieger bei Waterloo gewidmet ſein. Entweder war aber die Begeiſterung für dieſe Idee nicht dauernd genug, oder ſie ſtand in keinem richtigen Verhältniſſe mit der Beſorgniß, zuviel Geld auszugeben. Kurz es wurden nur 10 oder 12 Säulen, deren jede 1000 Pfund Sterling koſtete, von dieſem Tempel fertig.

So alſo ungefähr iſt der Plan von Edinburgh gezeichnet, und die bezeichneten Punkte enthalten etwa die Hauptzüge des zauberiſchen Bildes, welches dieſe Stadt gewährt. Man denke ſich nun das Ganze, das wir nur langſam und Stück für Stück beſchreibend entwickeln konnten, auf ein Mal in Wirkſamkeit, auf ein Mal ſich dem Auge darſtellend, und in kurzer Zeit dem in den Straßen in einem kleinen „Bus“ Umherirrenden in ſtets neuen und neuen raſch vorüberfliegenden Gruppen ſich zeigend, — dieſe herrlichen, impoſanten Straßen der Neuſtadt, welche, obgleich winkelrecht und regelmäßig, doch nicht langweilen, weil ſie auf- und niederſteigen, — dieſe ſchönen Squares und Gärten, die überall zwiſchen die Paläſte eingeſchoben ſind, — dieſe großen Gebäude der engen Straßen der Altſtadt, die, obgleich ſchmuzig und armſelig, doch, weil auf einem Berge aufgethürmt, ſich ſchön und pittoresk präſentiren — dieſe trockenen, mit Gärten oder Häuſern angefüllten Thäler und Schluchten, über die man auf anderen Straßen oder herrlichen großartigen Brücken — (wenn auch Edinburgh nicht einen Tropfen Waſſer hat, ſo beſitzt es doch eine Menge impoſanter

Brücken) — hinwegsetzt, — nun die Aussicht aus dem Straßengetreibe oben in das Marktleben unten, — dazu überall die schönsten, reichsten und interessantesten, ältesten und neuesten, griechischen und halbgothischen Gebäude, im reichsten Styl und zwischen diesen Gebäuden dann den mit Monumenten gekrönten Calton-Hill, den mit Befestigungen bedeckten Schloßhügel und den von der Sonne oder von Wolken bewandelten Arthurs-Seat, die überall sich zwischen den Gebäuden präsentiren, — ich sage, denkt man sich dieß Alles lebhaft, so wird man sich ungefähr eine schwache Idee davon machen können, welche außerordentliche malerische Genüsse eine Spazierfahrt zwischen den Straßen dieser Stadt — „Scotland's darling seat" (Schottlands Lieblingswohnort), nennt sie Walter Scott, „the Auld Reeky" (die alte Räucherige) wird sie auch wohl beim Volke genannt, das dabei noch der alten Zeiten gedenkt und die neuen schönen Umwandlungen nicht berücksichtigt, — gewähren muß.

In der schönen, reinlichen, eleganten, ja prachtvollen Neustadt scheinen durchweg nur wohlhabende und reiche Familien zu wohnen. Es sind dieß die Professoren der Universität, eine außerordentliche Zahl von Rechtsgelehrten, (man sagt, daß nicht weniger als 8000 Einwohner, Kinder und Frauen eingerechnet, diesem Stande angehören) und alsdann ebenfalls eine Menge Familien von der Nobility und Gentry, und zwar diejenigen, deren Einkommen nicht groß genug ist, um die Kosten einer beständigen Residenz in London bestreiten zu können, und überhaupt eine Menge den gebildeten Ständen angehöriger Leute, die sich aus ganz Schottland und selbst aus einem Theile von England

nach Edinburgh ziehen, wo ſich ihnen alle Genüſſe eines geſelligen und gebildeten Lebens auf eine bequemere Weiſe und zu einem billigeren Preiſe darbieten als in London. Edinburgh iſt in Bezug auf die Größe ſeiner gebildeten Geſellſchaft und in Bezug auf die Reſſourcen, welche eine ſolche in Anſpruch nimmt, die zweite Stadt im britiſchen Reiche, und es bildet in dieſer Beziehung einen beſonderen Contraſt mit Dublin, von deſſen Abſenteeismus hier keine Spur zu finden iſt. Da Edinburgh nicht Handels- und Fabrikſtadt iſt, ſondern nur Univerſitäts-, Obergerichts- und Adels-Reſidenzſtadt, ſo kommen viele Familien wegen der Erziehung ihrer Kinder hierher. Die Schotten, die in alle Theile des Globus zur Erlangung von Reichthümern hinauswandern, laſſen ſich, wenn ihre Bemühungen mit Erfolg gekrönt waren, ebenfalls meiſtens in der Hauptſtadt ihres geliebten Vaterlandes nieder. Mit der Univerſität allein ſollen nicht weniger als 4000 Perſonen entweder als Studenten oder als Profeſſoren oder als Profeſſorenkinder in Verbindung ſtehen, und es mag daher wohl wahr ſein, was die Schotten behaupten, daß faſt ein Drittel der 150,000 Einwohner der Stadt den gebildeten Ständen angehöre.

Vorzüglich ſchön nimmt ſich Edinburgh bei Abend aus, und ich glaube, es giebt keine Stadt in Europa, die ſo ſehr durch das Anzünden der Straßenlampen und der Stubenlichter geziert wird wie ſie, — beſonders die alte Stadt, deren über einander gethürmte Häuſer man an der ganzen langen und prächtigen Prinzenſtraße, die am Rande jenes waſſerloſen, aber blumen- und baumreichen Thales wie ein Quai an einem Fluſſe hinläuft, ſich gegenüber ſieht. Dieſe alte

Stadt flimmert ſelbſt an den gewöhnlichen Wochentagen von zahlloſen Lichtern wie ein geſtirnter Himmel, und wie andere Städte an hohen Feſttagen. Es iſt aber die Armuth, die an dieſem Lichterreichthume ſchuld iſt. Denn alle dieſe großen hohen Gebäude ſind von armen Leutchen bis unter das Dach gefüllt. Eine jede Stube wird von einer Familie bewohnt, und da dieſe Leute bis ſpät in die Nacht hinein geſchäftig ſind, ſo flimmert aus jedem Fenſter ein Lichtlein, während bei den Häuſern der Reichen oft lange Zimmerreihen unbenutzt und dunkel daliegen.

„Sie müſſen ſelbſt hineingehen in die engen Gaſſen dieſer alten Stadt und müſſen ſehen, in welchem Elende, in welchem Schmuze dort das arme Volk lebt", ſagte mir ein deutſcher Landsmann in Edinburgh. „Denn thun Sie dieß nicht, ſo kehren Sie wahrſcheinlich, wie ſo viele andere Fremde, nach Deutſchland zurück und loben die Pracht dieſer engliſchen Städte, die Gaſtfreiheit ihrer Bewohner, die herrlichen Diners, und was weiß ich was noch ſonſt, und vergeſſen gänzlich der Armen, wie die Engländer ihrer vergeſſen. Ich ſage Ihnen, wenn Sie mit mir in jenen Häuſern herumkriechen wollen, da werden Sie unerhörte Dinge ſehen, wie Sie ſie noch nie geſehen haben. Denn es exiſtiren dort menſchliche Zuſtände, Schmuz- und Elendsſcenen, wie ſie in einem ordentlichen Staate gar nicht vorkommen, und gar nicht vorkommen dürfen."

In der That, hätte ich die Zuſtände der Armen in den polniſchen Städten nicht geſehen, und hätte ich nicht auch anderswo in der Welt überall viel Jammer, Schmuz und Elend mit der Armuth verbunden gefunden, ſo würde ich

ſagen, die Armſeligkeit und der jämmerliche Zuſtand der Armen in den alten Stadttheilen von Edinburgh ſei das Trübſeligſte, was man auf Erden ſehen könnte. In der Maſſe von Armuth und Elend, die es in dieſem irdiſchen Jammerthale giebt, mag man kaum darüber entſcheiden. So viel aber iſt gewiß, daß die Lebensweiſe dieſer Edinburgher Armen ihre ganz eigenthümlichen Uebelſtände hat, die vorzugsweiſe aus der merkwürdigen Bauart dieſes Stadttheils, die wir oben beſchrieben, entſpringen.

Jene Cloſes ſind nämlich die engſten Gäßchen, die irgendwo in der Welt vorkommen. Denn ſowohl die engen Gaſſen in Genua als auch die der orientaliſchen Städte ſind breite Landſtraßen dagegen. Einige ſtellen in der That buchſtäblich nur einen 1½ bis 2 Ellen breiten Spalt zwiſchen den Häuſern vor. Sonſt waren die Häuſer an den Seiten dieſer Cloſes von Edelleuten bewohnt, und viele tragen auch noch heutiges Tages den Namen alter Familien; ſo z. B. heißt einer „Morrison's Close", ein anderer „Grey's Close", ein dritter „Stewart's Close", ein vierter „Blyth's Close". Dieſe Herren bauten ſich mit Fleiß in ſo engen Räumen ein, um gelegentlich deſto ſicherer ſein und ihre Straße verrammeln zu können. Selbſt der Name Cloſe ſcheint auf dieſen Zweck hinzudeuten. In einigen Cloſes ſieht man noch die Wappen ſolcher alten Familien vor den Thüren angebracht. Und in dem Blyths-Cloſe wird noch der Palaſt der Königin Marie von Guiſe gezeigt, welche von 1554 bis 1560 Regentin von Schottland war. Er liegt jetzt halb in Ruinen und iſt, wie alle die anderen

Ritterhäuser, von oben bis unten mit armen Leuten bevölkert.

In einem anderen Close, „the Bakehouse Close“ genannt, befindet sich das alte Haus der Earls von Gosford, ehemals ein Prachtgebäude, jetzt ebenfalls von den ärmsten Leuten bewohnt. Nahe dabei steht der Palast einer noch berühmteren Familie, der Earls von Moray, und nicht weit davon der der Herzöge von Queensberry, nun ein Haus für Bettler. Aehnliche berühmte und jetzt degradirte Häuser findet man überall.

Die Armen habe ich noch nirgends reinlich gefunden, denn nur Wohlhabenheit giebt Liebe zur Ordnung und Reinlichkeit. In England gehört schon ein großer Grad von Wohlhabenheit dazu, bis diese Liebe zur Ordnung — zur Reinlichkeit und Sparsamkeit kann ich noch hinzusetzen — eintritt. Die englischen Armen sind nur gar zu oft Verschwender, Trunkenbolde und in Schmuz begraben. Ich glaube, von den schottischen Armen gilt dieß noch mehr. Dem Allen nach kann man sich nun denken, welche Unlieblichkeit, welcher Gestank, welcher Schmuz einem aus jenen Closes entgegenathmet. Da die Sonne und der Wind nie hineinkommen, so sind sie fast immer feucht. An manchen Stellen sah ich Schmuz liegen, der Jahre lang angehäuft zu sein schien. Auf wunderlichen Treppen, die oft wie Leitern von außen angesetzt sind, gelangt man in das Innere und Obere der Häuser, von denen einige inwendig ein Labyrinth von Gängen, steinernen Treppen und armseligen Höhlen enthalten. Aus diesen Löchern und Höhlen hat man zuweilen die herrlichsten und eigenthümlichsten Aussichten und Durch-

blicke durch die beſagten Straßenſpalten auf die Neuſtadt und ihre Gärten und Berge. Denn, wie ich ſchon bemerkte, die meiſten dieſer Cloſes gehen am Berge hinab und ſind daher zum Theil Treppengänge, und es iſt ſo mitunter erlaubt, in die ſchöne Tiefe hinabzuſchauen.

Die Cholera graſſirte ſchrecklich in dieſen oft für den Arzt eben ſo wie für die Polizei, für die Sonne und andere wohlthätige Kräfte unzugänglichen Häuſern, und auch jetzt noch, ſagt man, ſollen anſteckende Krankheiten hier nie ganz aufhören. Es ſind auch viele Irländer unter den Bewohnern dieſer Ruinen, und da dieſe ohne Schweine nun einmal nicht ſein können, ſo nehmen ſie dieſe ihre Lieblingsthiere oft hoch unter die Dächer mit ſich hinauf, wo ſie ſie in dem Schlafgemache irgend eines Hofmannes und Ritters James des Fünften oder Sechsten großfüttern. Man erzählt ſich in Edinburgh, daß, als zur Cholerazeit die Polizei hineindrang und Ordnung und Reinlichkeit ſchaffen wollte, man einmal eine Partie Schweine von dem vierten Stockwerke aus dem Fenſter habe herablaſſen müſſen, weil ſie unverſehens für die enge Paſſage der ſteinernen Stubenthür zu dick und fett geworden ſeien.

Die meiſten der Edinburgher Verbrechen werden in dieſen Cloſes ausgeführt, die den Leuten die beßte Gelegenheit geben, Raub und Diebſtahl zu begehen, geſtohlene Sachen zu verbergen oder einen Mord zu vollbringen. Da die Fußgänger ſich zuweilen nicht ausweichen können, ohne ſich zu berühren, ſo kann der Mörder allenfalls im Vorübergehen ſein Opfer an der Wand zerdrücken, indem er ihm ſofort das Athmen und Schreien benimmt und mit einem Stoße nachhilft. Ich glaube,

dieſe engen Gaſſen gaben dem berühmten Mörder Burke den Gedanken zu ſeinen fürchterlichen Mordthaten ein, und einer dieſer Cloſes, Weſtport genannt, der vom Grasmarkt hinaufführt, war auch der Schauplatz ſeiner Miſſethaten, wo er den kleinen hübſchen italieniſchen Orgelſpieler-Buben auflauerte und ihnen die erſtickende Pechmaske überwarf.

Ich muß ſagen, ich gewann für die außerordentlichen Zuſtände und Haushaltungen in dieſem antiken Edinburgh, die nirgend ihres Gleichen finden, eine Art von Paſſion und beſuchte ſie mehre Male bei Nacht und bei Tage. Der traurigſte Gedanke, der ſich mir dabei aufdrängte, war der, daß dieſe Zuſtände ſich noch lange, bis in eine unabſehbare Zeit hinaus fortſchleppen werden. Es geſchieht freilich, wie man mir ſagte und wie ich auch ſelbſt hie und da bemerkte, Manches von den Edinburgher Obrigkeiten dafür, um die Cloſes zu reinigen, aufzuräumen, zu erweitern oder wo möglich ganz zu beſeitigen. Zuweilen werden alte verfallene Gebäude ganz niedergeriſſen, und den Armen anderswo Wohnungen angewieſen. Allein die Stadt Edinburgh hat nur 30,000 Pfund Sterling Revenueen, und was ſie davon auf Verbeſſerung der Altſtadt verwenden kann, iſt unbedeutend im Verhältniß zu der Größe des Augiasſtalles, den es hier zu reinigen gilt. Die alten Gebäude ſind, wie geſagt, ſo ſolide gebaut und ſo groß, daß eines wegzubrechen ſchon viele Koſten macht, und daß vorauszuſehen iſt, ſie werden noch lange ſtehen.

Manche andere Stadt iſt durch das ſchreckliche Mittel einer Feuersbrunſt von alten Unbequemlichkeiten be-

freit worden und zu einer verbeſſerten neuen Bauart gelangt. Aber auch darauf iſt hier, wenn ſo etwas wünſchenswerth wäre, nicht zu hoffen, eben wiederum, weil die Gebäude meiſtens von Stein ſo ſolid gebaut ſind.

Wäre nicht das menſchliche Gemüth ſo wunderlich eingerichtet, daß es gewöhnlich weder durch das nahe Schöne, noch durch das nahe Elend zur Begeiſterung und zum Eifer gereizt wird, ſo müßte man ſich darüber wundern, daß es unter den reichen Edinburghern in der Neuſtadt auf der anderen Seite des beſagten Thales wohl zwar Geſellſchaften für Bekehrung der Juden und der Neger giebt, daß aber keine einzige daſelbſt exiſtirt, die es ſich zum Zweck geſetzt hätten, Gelder zuſammenzubringen, um damit nach und nach einige von den alten Höhlen in der Altſtadt anzukaufen, um ſie der Zerſtörung zu überliefern und ſomit etwas mehr Luft und Licht, Geſundheit und Moralität in dieſes Häuſerconglomerat zu bringen. Die Bedürfniſſe der Neger und Juden in fernen Zonen kennen dieſe Leute gar nicht. Was ihren Armen aber mangelt und wie ihnen zu helfen ſei, könnten ſie ſelber am beßten wiſſen, da ſie ſie immer vor Augen haben. Allein wie überall in der Welt mehr Freude iſt über einen Neubekehrten, ſo iſt auch in Edinburgh mehr Jubel über einen einzigen getauften Schwarzen als über hundert der Bildung, dem geſitteten Leben und dem Chriſtenthum inniger verknüpfte Arme. Die Edinburgher Presbyterianer mit ihrem Miſſionseifer ſind einem Hirten zu vergleichen, der hundert kranke Schafe unter ſeiner Heerde hat, und der, ſtatt ſein Geld für Aerzte und Medicin zu ihrer Heilung auszugeben, es für den Ankauf irgend

eines raren und koſtbaren Bocks verwendet, da er doch durch die Wiederherſtellung ſeiner hundert Schafe ſeine Heerde weit mehr vergrößern würde. Dem Armen in High-ſtreet und ihren Cloſes die Bitterkeit ſeines Lebenskelchs zu verſüßen, ihm den Toddy*)-Becher aus der Hand zu reißen und ihm den Becher des Heils an die Lippen zu drücken, das wären ſo würdige Gegenſtände eines Miſſionärs, daß ich nicht begreife, wie es kommt, daß nicht ſchon längſt Propheten für dieſe Sache aufgeſtanden ſind. Allein es iſt offenbar, daß die Leute einen Miſſionär, der aus Afrika von den Schwarzen, oder aus Auſtralien von den Braunen, oder aus der Walachei von den Juden zurückkehrt, ganz anders mit Lob und Lorbeerkränzen überſchütten, als einen Edlen, der die Cloſes und die Highſtreet zum Schauplatz ſeiner Gärtnerarbeit machen würde.

Das Merkwürdigſte, was ich auf meinen wiederholten Spaziergängen in den Gäßchen der Edinburgher Altſtadt ſah, waren die Irländer. Ich fand ſie hier keineswegs unter den Elendeſten, dieß waren in der Regel immer Schotten ſelbſt. Gewöhnlich ſind die Irländer hier die kleinen Krämer (Shopkeepers). Die Leute ſagten mir, die Irländer hier wären mit Wenigem immer beſſer daran als die Schottländer mit Vielem. „Ja es würde uns ſogar ganz gut gehen", ſagte mir ein Irländer, „wenn wir nur immer gleiche Rechte mit den Schotten erlangen könnten. Aber es wird uns ſchwer, in die Geſetze hineinzukommen (to get in the laws)."

*) „Toddy" heißt in Schottland der Whisky.

Eine Promenade von der Höhe des Schloßberges die Highſtreet und Canongate hinab bis nach Holyroodhouſe und ſeinen ſchönen Gärten im Thale gehört zu den intereſſanteſten ſtädtiſchen Spaziergängen, die man irgendwo machen kann. Man beginnt oben auf der Spitze des Schloſſes mit der Beſichtigung der ſchottiſchen Kroninſignien, die in einem hochgelegenen kleinen Zimmer, in einem Theile des Schloſſes, das Marie von Schottland gebaut haben ſoll, aufbewahrt werden. Dieſe ſchottiſchen Kroninſignien haben ſo merkwürdige Schickſale gehabt, wie außer der ungariſchen Krone kaum andere von Europa. Sie verſchwanden nämlich für mehr als 100 Jahre ganz und gar, und Niemand wußte, wo ſie geblieben waren. Im Jahre 1707, zur Zeit der Union Schottlands mit England, verſteckten ſie einige ſchottiſche Patrioten, in einen Kaſten verpackt, in dem hohen Theile des Schloſſes, wo ſie jetzt gezeigt werden, und vermauerten ſie daſelbſt insgeheim, ich glaube aus Furcht, daß die Engländer ſie nach London entführen möchten. Man vergaß nachher völlig, wo ſie waren. Erſt im Jahre 1818 wurden ſie wieder aufgefunden und nach Erbrechung der Mauer ans Tageslicht gezogen, — oder doch wenigſtens ans Kerzenlicht, denn das kleine niedrige Zimmer, in dem ſie bei beſtändig brennenden Spermacetikerzen in einer eiſernen Gitterlaube liegen, iſt dem Sonnenlicht nicht zugänglich. Man ſagte mir, daß Walter Scott einige Nachrichten über ihr Verſteck erhalten und viel zu ihrer Auffindung und Entdeckung beigetragen habe. Mir ſcheint, daß dieß in der That ein merkwürdiger Umſtand iſt. Denn da es faſt nicht glaublich iſt, daß nicht immer noch

Einige um den Ort, wo die Kroninſignien verborgen waren, gewußt haben, ſo zeigt es, daß unter dem höheren ſchottiſchen Adel es immer noch Einige gab, die dem Frieden bis auf die letzte Zeit herab nicht recht trauten und die immer noch einen kleinen Schimmer von Hoffnung nährten, daß von jenen Kroninſignien, die ſeit der Union nichts weiter als intereſſante Antiquitäten ſind, da die Könige von England mit der im Tower in London aufbewahrten großbritanniſchen Krone zugleich auch die von Schottland aufſetzen, doch noch einmal gelegentlich ein praktiſcher Gebrauch gemacht werden könnte. Daß die Inſignien in der Revolution von 1745 nicht in ihrem dunklen Zufluchtsorte geſtört wurden, erklärt ſich einfach daraus, daß das Schloß gar nicht in die Hände des Prätendenten Carl Stuart fiel, der es vergebens belagerte.

Die beſagten Inſignien beſtehen übrigens in einer Krone, deren Reif oder Cirkel noch für Robert Bruce gemacht ſein ſoll (in Schottland ſoll noch immer Alles wo möglich von Robert Bruce herrühren, wie in Deutſchland von Karl dem Großen, wie in Ungarn von Stephan dem Heiligen, wie in Rußland von Monomach), alsdann in einem Scepter, für Jacob V. gemacht, einem Schwerte, das der Papſt Julius II. an Jacob IV. ſchenkte, und noch einigen anderen Stücken. Neben den ausländiſchen Perlen und Edelſteinen ſpielen in dieſen Inſignien beſonders die berühmten ſchottiſchen Kryſtalle, die man „Cairngorms“ nennt, eine Hauptrolle. Ein ſchöner großer Cairngorm ſitzt auf Jacob's V. Scepter, ein anderer auf einem Scepter, das aus Jacob's III. Zeit herrührt. Dieſe Cairngorms ſind rauch-

farbige Quarze, die in dem Granite des Berges Cairngorm im Norden von Schottland in Inverneßſhire gefunden werden. Sie ſind den noch nördlicheren isländiſchen Kryſtallen ähnlich. Die ſchottiſchen Patrioten freuen ſich, mit einem dieſer hübſchen vaterländiſchen Steine ihre Dolche, Jagdmeſſer, Schnupftabakdoſen, Spazierſtöcke oder dergleichen Dinge beſetzen zu können, und hier fand ich ſie ſogar auch auf dem Scepter der Könige von Schottland. Außer dieſen Kroninſignien auf dem Edinburgher Schloſſe und denen, die im Tower von London aufbewahrt werden, hat Großbritannien keine. Denn Irland, obgleich es ein Königreich genannt wird, beſitzt dergleichen nicht, außer etwa einige alte Kroninſignien von den Provinzialkönigen von Munſter und Leinſter, die, wie man mir geſagt hat, noch von iriſchen Privatleuten aufbewahrt werden ſollen.

Es giebt faſt in jeder, einigermaßen bedeutenden engliſchen Stadt einen ſolchen Schloßberg mit einer alten oder neuen Befeſtigung und mit einer alten oder neuen Königs- oder Gouverneursreſidenz. Es iſt ſonderbar, ſie ſehen ſich faſt alle unter einander ähnlich. Sie gleichen alle mehr oder weniger dem Windſor-Caſtle. Und ich würde auf den erſten Anblick ſogleich ein engliſches Stadt-Caſtle wiedererkennen und von anderen Schlöſſern zu unterſcheiden wiſſen, ohne daß ich ſogleich alle die Eigenthümlichkeiten und Unterſcheidungsmerkmale in Kürze aufzählen könnte.

Unter beſtändigen ſchönen Ausſichten ſchreitet man über die hohe Esplanade, wo engliſche Rothröcke, vom Volke „Lobsters“ (Hummer) genannt, einexercirt werden, zur Altſtadt ſelbſt hinüber. Zur Linken iſt dieſe durch

einen breiten Erddamm (earthen mound) mit der Neuſtadt verbunden, und zur Rechten mit den Vorſtädten durch eine herrliche Brücke (George IV. Bridge), unter der der Strom der armen Bevölkerung von Cowgate, oder vielmehr, wie die ſächſiſchen Schotten dieſen Straßennamen ausſprechen, von Kuhgate, hinwegfluthet.

Nahe bei dieſer Brücke liegen die herrlichen Gebäude des alten ſchottiſchen Parliaments und der oberſten Gerichtshöfe des ſchottiſchen Königreichs (the courts of law), welche zu gleicher Zeit die berühmten Bibliotheken der ſchottiſchen Advocaten (advocates — man findet hier wieder dieſen in Deutſchland wohl bekannten, in England aber nicht gebräuchlichen Namen) enthalten. Die größte Halle dieſes Gebäudes, die für die Parliamentsſitzungen gebaut wurde, dient jetzt den Rechtsgelehrten zu einer Art von Verſammlungsplatz oder Promenade. Ich kam auf meiner Promenade hier gerade in dieſen Saal, als eben daſelbſt einige hundert Rechtsmänner oder „Gown-men“ (Robenmänner), wie das Volk auch wohl alle Civiliſten nennt, verſammelt waren; ein eigenthümlicher Anblick für einen nicht daran gewöhnten Fremden. Denn alle dieſe jungen und kräftigen Leute trugen lange ſchlafrockartige Roben und weißgepuderte Perrücken. Sie haben ein eigenes Robenzimmer, „gown-room“ nennen ſie es, wo ſie ihre Toilette machen, ehe ſie ſich in dem Verſammlungsſaale zeigen. Hier iſt eine ungeheure Maſſe rechtsgelehrter Perrücken und Roben zu ſehen. Was mir aber noch mehr als die Perrücken an dieſer Verſammlung auffiel, war die ausgezeichnete Schönheit aller der hier verſammelten Männer, ſowohl was den kräftigen, männlich-

ſchönen Ausdruck des Geſichts, als den eleganten und ſchlanken Wuchs betraf. Ueberall, wo man Gelegenheit hat, viele Mitglieder aus den gebildeten Ständen Englands beiſammen zu ſehen, wird man von dieſer Erſcheinung frappirt. Ich glaube, daß es wenige Länder giebt, wo die körperliche Bildung der höheren Claſſen, ſowohl der Männer als der Frauen, ſo durchweg ſchön und edel iſt wie in Großbritannien.

Die Advocatenbibliothek iſt eine der ſchönſten und ausgezeichnetſten in Großbritannien. Sie iſt eine von den wenigen, welche das Vorrecht haben, daß ſie von jeder neuen Publication ein Exemplar verlangen können. Sie enthält nicht weniger als 150,000 Bände, und außerdem auch eine Menge für die ſchottiſche Geſchichte wichtiger Manuſcripte. Ich freute mich immer, bei dieſen alten engliſchen Manuſcripten unſere alten deutſchen Lettern angewandt zu ſehen. Man ſchrieb ſogar in der Zeit von Cromwell noch mit deutſchen Lettern und druckte auch anfangs überall in England mit deutſchen Buchſtaben, ſo wie denn auch die alten engliſchen Bücher mit Holzſchnitten, welche von deutſchen Künſtlern angefertigt wurden, illuſtrirt ſind.

Ich ſage, ich freute mich darüber, aus einer Art von deutſchem Patriotismus, und recapitulirte in Gedanken alle die Länder, in welchen ſonſt unſere alten krikelkrakeligen Buchſtaben verbreitet waren: Schottland, Irland, England, Norwegen, Schweden, Dänemark, die Niederlande, Deutſchland und Scandinavien. Die Niederlande und Großbritannien haben unſere Schreibmeiſter jetzt beinahe ganz verloren. Das franzöſiſche oder italieniſche Alphabet dringt immer mehr ſiegreich in Europa durch, und ſelbſt in

Deutſchland ſchreiben und drucken jetzt ſchon einige Leute nicht mit deutſchen, ſondern mit lateiniſchen Lettern. Die Franzoſen, Engländer und andere Nationen wünſchen von Herzen, daß wir ihrem Beiſpiele folgen möchten; denn ſie ſagen, daß unſere wunderlichen Buchſtaben allein ſchon ein großes Hinderniß für ſie wären, unſere Sprache zu erlernen. Dieſerwegen alſo, um die einigenden Bande, welche die europäiſchen Völker umſchlingen, noch um ein Kleines zu vermehren, und dann auch, um der Schönheit und Deutlichkeit mehr zu huldigen (denn es läßt ſich nun doch einmal nicht läugnen, daß die römiſchen Buchſtaben viel ſchöner ſind als unſere deutſchen), ſollten wir dem Patriotismus, der ſich etwa an dieſe kleinen Buchſtabenkrüppelchen und Tüttelchen heften könnte, entſagen und unſeren 25 kleinen Federſoldaten erlauben, ſich unter italieniſche oder vielmehr europäiſche Fahne einzuregiſtriren und ſich auf europäiſche Weiſe zu uniformiren. Es iſt dabei bemerkenswerth, daß auch die Ruſſen ihre Buchſtaben in neueſter Zeit den italieniſchen ähnlicher gemacht haben.

Die Bibliothekſäle und die Leſelocale der Edinburgher Advocaten und der ſogenannten „writers to the signet“ (dieß iſt ungefähr ſo viel als unſere Notare) ſind das Lockendſte, Schönſte und Comfortabelſte, was man in dieſer Art nur ſehen kann, und es muß hier einen wahren Genuß gewähren, ein Bücherwurm zu ſein. Man hat hier alle Eleganz und Bequemlichkeit der Londoner Clubs und alle Gelehrſamkeit und Fülle einer deutſchen Bibliothek. Ich weiß nicht, ob man irgendwo auf dem Continente mit gleicher Behaglichkeit, wie hier, Bücher leſen kann. Ich

konnte der Verſuchung nicht widerſtehen, ließ mir das große ſchöne Prachtwerk Audubon's über die amerikaniſchen Vögel und ihre Gewohnheiten reichen und ſchwelgte hier in dem doppelten Genuſſe des engliſchen Comforts ſowohl, als der amerikaniſchen Waldeinſamkeit. Ich ſah die Berg- und Waldtauben Amerika's (Columba montana) unter Blumen ſich ſchnäbeln, in deren Kelchen kleine brillante Colibris verloren waren. Ich blickte den gräßlich häßlichen Jungen des „Common Cormorant" (Waſſerraben) in's Neſt und vernahm mit Verwunderung ihr gräuliches Geſchrei, das ſie erhoben, um einer Beere willen, die ihnen die Alte bringt, zweifelnd, welchem von den kleinen geliebten Ungethümen ſie ſie geben ſoll. Die amerikaniſchen Fliegen und Käfer und Schmetterlinge ſchienen mich beinahe zu umflattern, ſo gut waren ſie gemacht, und die Enten (Wood Duck) ſchnappten aus dem Bilde heraus einem die Fliegen beinahe von den Händen. Ich bedauerte den Schrecken im Angeſicht eines kleinen Froſches, den ein Nachtreiher (Night-heron) ſoeben zu verſchlingen im Begriffe ſtand, und ich bewunderte die Geſchicklichkeit und Wuth zweier amerikaniſcher Adler, die mit einander im Kampfe begriffen waren. Bei dem Allen hatte ich nicht nöthig, mich, wie Herr Audubon, den kalten Stürmen und der heißen Sonne, der ſtickenden Sumpfluft und den Mosquitos-Schwärmen der amerikaniſchen Wälder auszuſetzen, oder in den Bäumen und Felſen mich zu verklettern, ſondern ich ſaß dabei auf herrlich gepolſterten Lehnſtühlen, meine Füße ruhten auf trefflichen Teppichen, die den Boden der Säle und Leſezimmer dieſer Bibliotheken bedecken, und zuweilen blickte ich

mich ein Mal in den herrlichen Sälen um, mich an ihrer Einrichtung und Form zu erfreuen, oder ſtocherte ein wenig in dem Feuer, das hie und da in den brillanten Kaminen der Bibliothek brannte. Wer ein Freund raffinirter literariſcher Genüſſe iſt, der muß nach England gehen; denn nur hier findet er die Bücher und die Einrichtungen darnach, um literariſch zu ſchwelgen.

Der Bibliothek der „Writers to the signet" gegenüber, in der Mitte der Highſtreet iſt ein Platz, wo wir alle zuſammen ſchon ein Mal geſtanden haben, nämlich der Platz, auf welchem ſich jener Kerker Walter Scott's befand, „der alte Tolbooth" (the old Tolbooth), deſſen dunkle Wände und Pforten in dem Romane „the heart of Midlothian" (das Herz von Midlothian) ſo hell beleuchtet ſind. Ueberhaupt wird man in Schottland, wohin man kommt, an Walter-Scott'ſche romantiſche Scenen erinnert, und man betritt hier überall einen Boden, der das ſchönſte hiſtoriſche Intereſſe darbietet und zugleich mit dem zauberiſchen Lichte des Romans und der Dichtung geziert iſt. Es iſt vielleicht kein zweites Beiſpiel vorhanden, daß ein Land in allen ſeinen Verhältniſſen, ſeiner Natur, ſeinen Bewohnern, ſeiner Geſchichte, ſeinem früheren und jetzigen Zuſtande, von einem einzigen Geiſte in einer Reihe ſo muſterhafter Zeichnungen der ganzen Welt bekannt gemacht worden iſt.

Eine andere merkwürdige ſchottiſche literariſche Celebrität iſt in eben dieſer Highſtreet, nicht weit von dem Platze des alten Tolbooth etablirt. Ich meine das Etabliſſement der Gebrüder W. u. R. Chambers, deren Publica-

tionen in neuerer Zeit eine ſo außerordentliche Verbreitung und Berühmtheit in Großbritannien erreicht haben. Dieſe Herren ſind Autoren (authors), Buchdrucker (printers), Verleger (publishers), Buchbinder (bookbinders) und Buchhändler (booksellers) zu gleicher Zeit.

Ich hatte Gelegenheit, ihr intereſſantes Etabliſſement, in welchem alle die zu jenen verſchiedenen Geſchäften nöthigen Operationen zu gleicher Zeit vorgenommen werden, zu beſichtigen. Wir haben, glaube ich, wenig Aehnliches aufzuweiſen, da es unſeren „träumeriſchen und unpraktiſchen" Schriftſtellern gewöhnlich völlig an dem nöthigen Gran von Speculationsgeiſt fehlt, während in England es nicht ſo ſelten iſt, den Producenten mit dem Kaufmanne in einer Perſon verbunden zu ſehen. Ich glaube, die Herren Chambers fingen mit ſehr kleinen Speculationen an. Jetzt aber haben ſie dieſe ſehr weit ausgedehnt, und ſie beſchäftigen nun nahe an 100 Menſchen in ihrem Buchverfertigungsetabliſſement, in welchem ſich die Bücher von ihrem dunklen Urſprunge in den Kammern des Gehirns bis zu dem Augenblicke, wo ſie ſich ſauber in Maroquin oder Leder gebunden dem Kaufluſtigen darſtellen, vollenden.

Alle ihre Bücher, die ſie entweder ſelber verfertigen oder unter ihrer Leitung verfertigen laſſen, ſind ſo gut und brauchbar abgefaßt und ſo trefflich auf das Bedürfniß des Publicums berechnet, daß faſt alle ihre Unternehmungen glücken. Der Hauptſchriftſteller unter beiden iſt Robert, ich glaube der ältere Bruder, der nicht weit von Edinburgh in Fifeſhire wohnt, und der andere W(illiam?) iſt der Hauptgeſchäftsmann. Als treffliche und unterrichtete Kenner ihres

Vaterlandes haben ſie vor allen Dingen Schottland in allen möglichen Rückſichten bearbeitet und dargeſtellt. Sie haben eine gute Geſchichte des Landes, eine umſtändliche Beſchreibung von Schottland (Chambers' Caledonia), ein kürzeres Gemälde für Reiſende (Picture of Scotland) compilirt und herausgegeben. Einzelne Theile der ſchottiſchen Geſchichte haben ſie beſonders bearbeitet, ſo die „History of the Rebellion in Scotland in 1745 and 1746", alsdann die „Traditions of Edinburgh and Reckiana*)". Dieſe Werke ſind ſo gut, daß ſie zum Theil als ſchätzenswerthe Handbücher für die Geſchichte und Statiſtik von Schottland betrachtet werden und in zahlreichen Ausgaben im Lande verbreitet ſind. Ich glaube, durch dieſe und andere Originalwerke, deren Erfolg groß war, kamen ſie zuerſt auf die literariſche und buchhändleriſche Laufbahn, auf der ſie alsdann mit noch viel großartigeren Unternehmungen fortfuhren, — zuerſt mit einem Journale, das auch bei uns bekannt iſt, „Chambers' Edinburgh Journal", in welchem ſie für einen ſehr billigen Preis eine Menge intereſſanter Neuigkeiten und gut geſchriebener Schilderungen, Erzählungen und Betrachtungen unter die Leute bringen, — alsdann mit ihren ſogenannten „People's Editions" (Volksausgaben), welche ſie ſeit dem Jahre 1837 begonnen haben. Sie gaben darin den Wiederdruck von ausgezeichnet guten, allgemein anerkannten und allgemein beliebten Werken, welche das große Publicum intereſſiren können. Die Preiſe ſind ungemein billig, beſonders

*) „Reckiana" von dem oben bereits angeführten Volksnamen der Stadt: „Old Recky."

wenn man bedenkt, daß die Bücher sehr correct und auf gutem Papiere gedruckt sind. Die Werke des berühmten Bacon, nebst einer Lebensbeschreibung dieses großen Mannes, erhält man zum Beispiel für 8 Pence, Locke's Abhandlung über den Verstand für 6 Pence, Graham's Gedichte für 5 Pence. Man vergleiche diese Preise mit denen, zu welchen man sonst diese Bücher haben konnte, und man wird finden, daß die Herren Chambers manche vielleicht auf ein Zehntel, ja ein Zwölftel und Zwanzigstel reducirt haben.

Eine andere ihrer Unternehmungen ist ihre Encyclopädie für das Volk (Chambers' Information for the people), wiederum ein großes Werk, von dem sie, wie man mir in ihrem Etablissement sagte, nicht weniger als 70,000 Exemplare absetzten oder, wie die Engländer sagen, abwarfen (they threw off). Ungefähr eben so viele Exemplare verkaufen sie von ihrem Journale. Und die meisten ihrer anderen Werke, die sie in ihren Verlag genommen haben, haben einen so reißenden Abgang, daß sie fast alle stereotypirt sind.

Ihre merkwürdigste Unternehmung ist aber ihr „educational course" (Erziehungscursus), den sie seit einigen Jahren eröffnet haben, und in welchem sie die Principien, Rudimente und Elemente aller Wissenschaften (principles of elocution, rudiments of chemistry, elements of geometry etc.) in kleinen, hübschen, empfehlenswerthen und brauchbaren Büchern geben. Man kann alle diese Bücher in ihrem Laden sogleich in jeder beliebigen Anzahl von Exemplaren, entweder bloß geheftet (sewed) oder

in Leinwand (cloth boards) oder in Maroquin gebunden (bound in marocco), wie man ſie wünſcht, haben.

Man kann dieſem Allen nach abnehmen, von welchem außerordentlichen Einfluſſe die Speculationen dieſer beiden Brüder auf die Bildung und Belehrung des Volkes in Schottland und überhaupt auch auf die Literatur in ganz Großbritannien ſein müſſen. Alle ihre Unternehmungen ſind in dem Genre derjenigen Unternehmungen, die von der Geſellſchaft für Verbreitung nützlicher Kenntniſſe ausgingen. Dieſe Geſellſchaft brachte alle „Penny editions“ und „People's editions“ zuerſt in England in Schwang, und dieſe Saat vermehrte ſich nachher mit einer Geilheit wie die Kartoffeln in Irland. Eine unzählige Menge von Buchhändlern und Schriftſtellern trat in die Fußſtapfen Lord Brougham's und ſeiner Mitarbeiter, und aus eben dieſem Geiſte ging dann auch das hervor, was jene fleißigen Edinburgher ſchriftſtellernden Verleger vollbrachten.

Mir fällt dabei ein anderes merkwürdiges, engliſches Buch ein, das in dieſelbe Claſſe von Büchern gehört und das den Titel führt: „A Million of facts“ (Millionen Facta).

Dieſes Buch iſt, glaube ich, das merkwürdigſte Exempel von neuer engliſcher Compilationsleidenſchaft und wiſſenſchaftlicher Kochkunſt, und kann ſich in dieſer Beziehung den beßten Extracten von Auſtern und Fleiſchbrühe zu Suppen und Saucen, den beßten Citronen- und Aprikoſeneſſenzen zu Limonade und Scherbet an die Seite ſetzen. Denn in einem einzigen Bande enthält es in kurzen Abriſſen die ausgemachten Facta und Reſultate aller Wiſſenſchaften der Welt, eine kurze Chemie, Naturgeſchichte, Botanik (nebſt

einer Anleitung zum Trocknen der Pflanzen), Zoologie, Phyſik ꝛc., — alsdann eine kurze Geographie aller Länder des Erdbodens, eine Geſchichte Griechenlands, eine Geſchichte Roms, des Mittelalters, der Neuzeit, alles in beſonderen Abtheilungen, und nicht nur alle dieſe und die anderen gewöhnlichen Wiſſenſchaften, ſondern auch noch dazu eine kurze, vergleichende Ueberſicht der Maße, Gewichte, Münzen aller europäiſchen Länder, und am Ende auch noch ein biographiſches Lexikon, in welchem man eine compendiöſe und das Wichtigſte enthaltende Lebensbeſchreibung der berühmteſten Männer der Welt findet. Der Verfaſſer dieſes Buches heißt Philipps, der früher 30 Jahre lang Redacteur des Monthly Magazine war und ſo die Bedürfniſſe des engliſchen Leſepublicums kennen lernte. Hätte jener perſiſche König in Tauſend und einer Nacht, der ſeine Magier vergebens aufforderte, ihm ſeinen ganzen Bücherſchatz in einem einzigen kurzen, leicht überſehbaren Bande darzubringen, nur bis auf unſere und Herrn Philipps Zeiten gelebt, ſo hätte er ſeinen Wunſch in Erfüllung gehen ſehen. In der Vorrede zu jenem Buche heißt es ſo: „Warum ſollen wir leſen? — Um Facta zu bekommen, — Was macht den gebildeten Mann angenehm in der Geſellſchaft? — Die Kenntniß von Facten. — Was iſt beſſer als Alles für ſeine Bildung? — Eine hinlängliche Anzahl von Facten. — Was ſagt Baco? — Jemand, der denkt und geiſtig arbeitet, ohne eine hinlängliche Anzahl von Facten in dem Schatze ſeines Gedächtniſſes zu beſitzen, iſt einem Schiffer vergleichbar, der in einen Ocean ohne Compaß hinausſteuert. Ich biete daher dem Publicum das Beſte, was man bieten kann, Facta, — eine Million von Facten!

für 12 Schillinge! das heißt etwa 9000 Facta, ſage 9000 nützliche, intereſſante, angenehme und lehrreiche Facta für einen Penny! Billigeres hat man noch nie geſehen." — Obgleich dieß in der That etwas marktſchreieriſch klingt, ſo iſt doch ganz ohne Zweifel das Buch — ich habe einen großen Theil davon mit Intereſſe geleſen — in ſeiner Art ſehr gut, kurz, bündig, deutlich, treu und wahr, wie ich denn überhaupt kein Land in der Welt kenne, in welchem eine ſo ungeheuere Marktſchreierei bei ſo großer Güte der ausgebotenen Waaren herrſcht wie in England. Es hat dieſes merkwürdige Buch ſchon eine Reihe von Auflagen erlebt und iſt auch kürzlich ins Franzöſiſche überſetzt worden.

Mit Verwunderung ſah ich bei den Herren Chambers die unteren Räume, in denen die großen Cylinder-Schnellpreſſen arbeiteten, ein oberes Zimmer, in dem eine ausgeſuchte Bibliothek von hiſtoriſchen, geographiſchen, ſprachlichen Lexiken aufgeſtellt war, und in der einige junge Männer arbeiteten, ein anderes Zimmer, in welchem junge Mädchen die Blätter falzten und hefteten, dann das Vorrathshaus, in welchem alle dieſe geiſtigen Fabrikate in einer Maſſe von ſäuberen Bändchen in verſchiedenen Abtheilungen aufgeſpeichert dalagen, und endlich das Verkaufslocal, wo die currente Waare in verſchiedenen Fächern, wie in einem Apothekerladen, zur Hand ſtand. Mit einem Worte, ich bewunderte en détail dieſe ganze Bücherfabrik, die ohne Zweifel eine der beßten iſt, welche man ſehen kann. Wenigſtens muß ich wiederholen, daß mir alle Producte derſelben, ſo viele mir deren zu Geſichte kamen, gut, brauchbar, ja in ihrer Art vortrefflich erſchienen.

Ich finde den Spaziergang in den Hauptstraßen einer großen Stadt zwischen den Werken der Menschenhand ebenso interessant oder gar noch interessanter, als den in dem Thale eines großen Gebirges zwischen den Gebilden der Natur. Sieht man hier die Berge und ihre Ablagerungen, so erblickt man dort die hohen alten Gebäude und ihre Etagen; flattern dort die Schmetterlinge, die Singvögel und die Eulen und Raubvögel vorüber, so sind es hier die jungen und die alten Leute. Blüht es dort von lieblichen und giftigen Blumen, so blühen hier die schönen und die garstigen Figuren. Zeigen sich dort Wolken und Sonnenschein, so giebt es hier Zank- und Friedensscenen der buntesten Art. Schlafen dort die Titanen und Riesen ihren tausendjährigen Schlaf, so ruhen hier die Zwerge und Menschen auf den Höfen der Kirchen, bei „Canongate-church" Fergusson, der Dichter, und Adam Smith, der Nationalökonomist, und unten bei der Grauenbrüderkirche (Greyfriars-church) Blair und Robertson, der Dichter Ramsay und andere berühmte Leute. Bei der Börse, bei der Tron-Kirche, wo die Südbrücke herüberkreuzt, und weiterhin, wo sich die Highstreet zu einer Enggasse, die Netherbow heißt, zusammenzieht, giebt es immer ein merkwürdiges Gedränge geschäftiger und müßiger Leute.

In eben jenem Straßen-Engpasse liegt auch, wie an der Ecke eines Vorgebirges, das Haus jenes berühmten schottischen Predigers und Reformators John Knox, der hier in der Hauptstadt des Landes selbst im Jahre 1559 seine Residenz und sein Katheder aufschlug, nachdem er schon zuvor in verschiedenen anderen Gegenden des Reichs das Volk

mit seiner heftigen und gewaltigen Beredtsamkeit gegen „Roman clergy and Popery“ (den römischen Clerus und das Papstthum) aufgeregt hatte. Knox, von dem nach Robertson der Earl von Morton bei seinem Begräbnisse sagte: „hier liegt der, welcher nie das Angesicht eines Menschen fürchtete“, hat eine merkwürdige und zur Vergleichung auffordernde Aehnlichkeit mit unserem Luther, den er aber an Rauhheit und Feuer eben so übertraf, wie die damaligen Schotten uns an Wildheit und Unbildung übertrafen, und von dem er auch sonst vielfach verschieden ist. Er starb in demselben kleinen Hause, welches man noch heutiges Tages sieht, und aus dessen Erker, wie man sagt, er oft zu dem Volke gesprochen haben soll. Wenn der Earl von Morton an seinem Grabe jene citirten Worte sprach, so ist es bemerkenswerth, daß Knox auf seinem Todtenbette selbst eine Aeußerung that, die gewissermaßen als ein Zusatz zu des Earls Ausspruch gelten kann. Er sagte nämlich: „Gott weiß es, ich haßte nie die Personen jener Männer, gegen welche ich Gottes Donner und Gerichte heraufbeschwor.“ Man sieht noch ein kleines, ich glaube in Stein ausgehauenes Portrait von Knox an der Ecke jenes Hauses und daneben die Worte: „θεος — deus — god“. Merkwürdiger Weise ist dieses Haus jetzt ein „Gin-shop“ (ein Branntweinhaus), und zwar ein sehr besuchtes, und als ich eines Abends hineinkam, konnte ich kaum zwischen allen den kleinen Zimmerabtheilungen, die gedrängt voll mit Leuten waren, welche sich ihr „Dram“ (ein Gläschen Branntwein) zu Gemüthe zogen, wieder hinausfinden. In der That, wäre es möglich, daß Knox einmal wieder in Nether-

bow erſchiene, er würde jetzt ganz andere Leute und Dinge zum Tempel hinauszujagen haben, die eben ſo verderblich ſind als „superstition and popery“ (Aberglaube und Papſtthum). Steht es nicht in der Gewalt der Edinburgher Obrigkeiten, den Ginladen und den Branntweinſcandal aus des Reformators Hauſe zu vertreiben, ſo ſollten ſie doch wenigſtens das Portrait dieſes Mannes ſo ſchnell als möglich von jenem Hauſe wegnehmen und die beſagten drei Worte auslöſchen laſſen, die in gar zu großem Widerſpruche mit dem Treiben unten ſtehen.

Bei mehren alten Häuſern der folgenden Cloſes bemerkte ich an den Wänden in dem Kalk Auſterſchalen angeklebt. Daſſelbe ſieht man auch in London an einigen Theilen des Towers und an mehren anderen alten Gebäuden von England. Ich möchte wiſſen, ob ſich mit dieſer engliſchen Sitte, Auſterſchalen an die Mauern zu befeſtigen, ein alter Aberglaube verband, oder ob ſie bloß als müßiger Schmuck dienen ſollten.

Steigt man nun ganz das Canongate hinab, ſo kommt man endlich unten im Thale, wie geſagt, bei Holyroodhouſe an. Obgleich dieſer Palaſt jetzt nicht mehr von Königen bewohnt wird, ſo wird er doch noch immer als eine königliche Reſidenz angeſehen, und er übt daher auch noch alle alten Berechtigungen und Wohlthaten einer ſolchen aus, ſo z. B. einen in unſerer Zeit merkwürdigen Schutz über die ſich in ſeine Nähe zurückziehenden Schuldner, die in einem gewiſſen Bezirke um den Palaſt herum nicht arretirt werden dürfen. Die armen Leutchen, welche in den kleinen Häuſern in der Nachbarſchaft des Palaſtes wohnen, ſollen noch jetzt zuwei-

len Gelegenheit haben, an vornehme Schuldner ihre Wohnungen zu einem guten Preiſe zu vermiethen. Kann einer bei Zeiten und ganz im Stillen in dieſen Bezirk mit ſeinen Baarſchaften hineinkommen, ſo iſt er ganz ſicher vor ſeinen Gläubigern. Er läßt nachher ſeine Familie nachkommen. Seine Frau und ſeine Töchter gehen frei aus und ein und beſuchen Geſellſchaften und Bekannte in der Stadt. Er ſelbſt aber darf ſich nicht außerhalb der Nachbarſchaft von Holyrood betreffen laſſen, bis es ihm gelungen iſt, mit ſeinen Creditoren, denen er ſo entſchlüpfte, einen Vergleich abzuſchließen, der ihm die volle Freiheit und jenen wenigſtens einen Theil ihrer Gelder zurückgiebt.

Eben ſo giebt es hier auch noch einen ganzen königlichen ſchottiſchen Haushalt, deſſen Erzämter faſt nicht weniger zahlreich ſind als die des engliſchen Haushalts der Königin und das Beſondere haben, daß ſie faſt alle erblich und für die Familien, die in ihrem Beſitz ſich befinden, mit dem Genuſſe einiger alter Vorrechte und Einkünfte verbunden ſind. So giebt es noch einen Erzerb-Vorſchneider (Hereditary Carver), einen Erb-Groß-Connetable (Hereditary Grand Constable), einen Erb-Standard-Träger (Hereditary Standard-Bearer), einen Großſiegelbewahrer (Keeper of the great Seal) und noch mehre andere ſolche Aemter, welche von den Familien der Herzöge von Argyll, der Earls von Lauderdale, Errol ꝛc. bekleidet werden. Solche alte Gerüſte beſonderer königlicher Staatshaushaltungen, zu denen, wenigſtens an Ort und Stelle, die Perſon des Königs fehlt, giebt es noch immer in Europa mehre, in Oeſterreich am meiſten, in Frankreich gar keine, in Eng-

land jenes ſchottiſche. Es gehört ſogar eine eigene ſchottiſche Leibgarde zu dieſem ſchottiſchen Haushalt, „the royal company of archers“ (die königliche Compagnie der Bogenſchützen), von welcher der Herzog von Buccleugh der Capitän und der Herzog von Montroſe einer der Fahnenträger iſt. Irland hat bekanntlich nur einen viceköniglichen Haushalt, in welchem übrigens auch eine Leibgarde des Vicekönigs vorkommt: „His Excellency's Company of battle-axe guards“ (Seiner Excellenz Compagnie von Schlachtart-Garden). In England iſt die bewaffnete königliche Leibwache bunter zuſammengeſetzt. Es giebt dort im königlichen Haushalte eine Bande der bewaffneten Herren (Band of Gentlemen at arms), dann Leibgardiſten (Yeomen of the guard) und endlich das wundervolle Corps der „Horse guards“ (der Leibgarde zu Pferde).

Der Palaſt von Holyrood war früher ein Kloſter, das von David I. gegründet wurde, und wurde erſt ſeit dem 16. Jahrhundert von einigen ſchottiſchen Königen bewohnt. Eigentlich wohnten hier einen größeren Theil ihres Lebens nur vier dieſer Könige, nämlich die drei letzten ſchottiſchen Jacobs und Marie von Schottland. Viel ältere ſchottiſche Königsreſidenzen ſind die Schlöſſer von Perth, Stirling, Linlithgow und Scone, die nun meiſtens in Ruinen liegen. Marie oder, wie die Schotten und Engländer ſie gewöhnlich nennen, „Mary Queen of Scots“ (Marie, Königin der Schotten) — wahrſcheinlich machen ſie immer dieſen Zuſatz, um ſie von ihrer Mutter, die auch Marie hieß, und von ihrer Couſine, der Königin Marie von England, zu unterſcheiden, — war es, deren kurze Reſidenz hieſelbſt

eigentlich dieſem Palaſte ſeinen großen Namen verſchaffte. Die außerordentlichen Ereigniſſe unter der Regierung dieſer ſchönen Königin ſind dem ſchottiſchen Volke ſo treu im Gedächtniſſe geblieben, daß die Zimmer, welche ſie hier in Holyrood bewohnte, noch in demſelben Zuſtande ſich befinden, in welchem ſie ſie im Jahre 1567 verließ, und daß überhaupt noch in ganz Schottland die verſchiedenen Plätze gezeigt werden, welche durch Mary Queen of Scots berühmt geworden ſind, ſowohl der, in dem ſie geboren wurde, als der, in welchem ſie Jacob VI. gebar, als der, in welchem ſie ſich verſteckt hielt, und auch die, wo ſie ſchlief, wo ſie jagte, wo ſie gefangen ſaß ꝛc.

„Beſonders die deutſchen Herren, die nach Schottland kommen", ſagte die alte Schloßfrau, die mir die Zimmer Mariens zeigte, „erkundigen ſich immer fleißig nach unſerer Königin und beſehen ſich Alles am genaueſten. Ich glaube, ſie haben ein Gedicht bei ſich zu Hauſe, welches Marie beſingt und das in Deutſchland ſehr bekannt iſt." Wirklich hat Schiller uns für Marie von Schottland, wie für die Jungfrau von Orleans, wie für Fiesco von Genua, wie für Don Carlos von Spanien, wie für die Braut von Meſſina und für andere ausländiſche Namen eine ſolche romantiſche Zärtlichkeit eingeflößt, daß wir überall, wenn wir in fremde Länder kommen, ihre Spuren und Reliquien mit Eifer aufſuchen. Mit eben ſolcher Liebe hat Göthe für den Hof von Eſte, das Haus von Clavigo, die Iphigenie, die Bürger und Grafen in Brüſſel uns erfüllt, die wir eben ſo gut für die Helden und großen Männer unſerer ei-

genen Geſchichte und unſeres eigenen Vaterlandes brauchen könnten.

Unter den verſchiedenen Zimmern in Europa, welche noch accurat ſo ſind, wie ſie zur Zeit dieſer oder jener Perſon waren, ſind ohne Zweifel die der Königin von Schottland nicht die unintereſſanteſten. Denn ſo wenig dieſe Räume einſt von den rauhen Verſchwörern reſpectirt wurden, welche hier hereinbrachen, um den fremden Liebling der Königin, Rizzio, zu ermorden, ſo hoch ſcheint ſie 300 Jahre hindurch die Nachwelt geachtet zu haben. Denn in der That, ſie ſehen beinahe noch ſo aus, als hätte ihre Bewohnerin, die Königin, ſie eben verlaſſen, und als würde ſie bald zurückkehren. Es iſt ſelten und es gehören allerlei beſondere Umſtände dazu, daß dem Geſchichtsliebhaber die Bühnen früherer, längſt entſchwundener Ereigniſſe ſo bis ins geringſte Detail, bis auf die Fenſtervorhänge, bis auf die Fußbank, die Tiſchdecke und andere Kleinigkeiten erhalten werden, ſo daß er dadurch jenen Ereigniſſen ganz nahe gerückt ſcheint und gleichſam ein Zuſchauer derſelben zu werden glaubt. Die beſonderen Umſtände, welche hier in Holyrood dem Geſchichtsfreunde dieſen Genuß verſchafften, waren wahrſcheinlich die, daß nach Mary Queen of Scots der Palaſt nur noch eine kurze Zeit von James VI. bewohnt wurde, und nachher gar nicht wieder, ſo daß Alles hier ſo ziemlich in dem alten Stande verblieb.

Es kommt mir, wie geſagt, ſo vor, als gehöre Marie gewiſſermaßen auch uns Deutſchen an, und wenn ich mir denke, welche Freude unſer Schiller daran gehabt haben würde, hier in Edinburgh Maria's Schlafcabinet und ihren

kleinen Arbeitstisch (der freilich viel roher war als ähnliche Arbeiten aus derselben Zeit, die wir in Deutschland haben) und die Candelaber, die sie mit aus Frankreich brachte (weil sie in Schottland so etwas gar nicht finden konnte), und alle die anderen Dinge zu sehen, welche handgreifliche Zeugen von der körperlichen und wirklichen Existenz der in seiner Phantasie lebenden Maria sind, so glaube ich, daß meine deutschen Leser es auch nicht so leicht überdrüssig werden mögen, noch etwas von diesen Zimmern zu hören.

Das Hauptzimmer, das Schlafzimmer der Königin nämlich, ist außerordentlich klein und eng. Der Earl von Bedford, der am 27. März 1566 über die Affaire von Rizzio einen höchst interessanten Brief an die Lords of the Council in England schrieb, sagt, es halte dieß Zimmer nur 12 Fuß im Quadrat, und es habe darin ein Bett und ein Tisch gestanden, und es führe zu demselben aus dem Zimmer des Königs eine Privattreppe und eine besondere Thüre, und so ist dieß Alles auch noch in diesem Augenblick.

Am 9. März 1566, an einem Sonnabende Abends 8 Uhr speisten an diesem Tische die Königin Maria, Lady Argyll, einige andere Damen und Rizzio, der zwar ihr Vertrauter, nicht aber, wie Robertson deutlich darthut und wie es der Gemahl der Königin, Henry Darnley, fälschlich vermuthete, ihr Liebhaber war. Plötzlich öffnete sich die besagte geheime Thür, und herein trat der König und hinter ihm der bewaffnete Lord Ruthwen und Georg Douglas, welche drei Herren sich zusammen gegen Rizzio verschworen hatten, der König, weil

er ihn von der Königin geliebt glaubte, und weil er meinte, in ihm das einzige Hinderniß zu ſehen, das ihm im Wege ſtand, um über das Herz der Königin und ſomit auch über das Scepter, das ſie in Händen hielt, diejenige Gewalt zu üben, welche er zu üben wünſchte, und die Barone, weil ſie den Einfluß eines begünſtigten Ausländers nicht dulden wollten. Der Palaſt war ſchon zuvor von einem der Verſchwörer, dem Earl von Morton, mit Truppen gefüllt worden, und die Königin und ihr Vertrauter alſo in der Hand der genannten, durch die geheime Thür tretenden Perſonen. Rizzio, der ſeine Mütze auf dem Kopfe hatte, begriff dieß Alles ſogleich mit einem Blicke und erbebte, als Lord Ruthwen, deſſen von Natur ſchon wilden Blick eine kaum überſtandene heftige Krankheit noch hohler und ſchreckhafter gemacht hatte, ihm gebot, hervorzukommen, da hier kein Platz für ihn ſei. Die Königin Marie, welche im ſechsten Monate ihrer Schwangerſchaft war, nahm dagegen das Wort und erwiderte, es ſei ihr Wille, daß David (dieß war der Vorname von Rizzio) dort ſitze. „Aber es iſt gegen Deine Ehre", fiel ihr Gemahl Darnley, der König, ihr ins Wort, der darauf beſtanden hatte, daß man denſelben nirgendswo ſonſt als in der Königin Cabinet greifen ſolle, weil er wünſchte, vor dem Angeſichte der Königin dem Rizzio Vorwürfe zu machen. Indem der König dieß zur Königin ſagte, trat der hohläugige Lord Ruthwen, der von ſeiner dreimonatlichen Krankheit, von welcher er ſich zum Morde aufgerafft hatte, noch ſo ſchwach war, daß er kaum gehen und kaum ſeine Waffen tragen konnte, dem Rizzio näher und nahm ihn beim Arm, indem er ihm ſagte, er

wolle ihn seine Pflicht besser kennen lehren. Da sprang David, von Furcht ergriffen, auf, erfaßte die Königin bei ihren Kleidern und verbarg sich hinter ihr. Diese that ihr Möglichstes, ihn zu beschützen. Allein der König nahm die Königin in seine Arme, riß Rizzio's Hand hinweg und stieß ihn zur Seite. Ruthwen und Douglas warfen ihn völlig zur Thür hinaus, durch das Schlafzimmer der Königin in ein Vorzimmer, wo der Lord Morton, Lord Lindsey und andere seiner Feinde versammelt waren. Eigentlich war es nicht ihre Absicht, ihn gleich zu morden, sondern sie wollten ihn am anderen Tage aufhängen. Aber als sie ihn bleich und von Furcht ergriffen hinausstolpern sahen, zog einer unter ihnen voll Verachtung seinen Dolch und stieß ihn ihm in den Leib. Viele Andere thaten dasselbe, und so sank er unter 56 Wunden zu Boden. Noch diesen Augenblick macht die alte Schloßfrau die Thüre sperrweit auf und giebt sich alle mögliche Mühe, den Fremden eine dunkle Schattirung auf dem Fußboden als den durch Rizzio's Mord verursachten Blutflecken zu zeigen.

Der König und der Lord Ruthwen blieben noch eine lange Zeit mit der Königin in ihrem Cabinete. Sie beschwor ihren Gemahl, dem Rizzio kein Leids anzuthun, und tadelte ihn zugleich, daß er der Urheber einer so verrätherischen und bösen That sei. Man sagt, er habe ihr geantwortet, daß Rizzio mehr und intimere Gesellschaft mit ihr pflege, als er, der König, seit zwei Monaten gehabt habe, und daher habe er ihrer eigenen Ehre und seiner Zufriedenheit wegen seine Beistimmung zur Ergreifung Rizzio's gegeben. „Ist es denn die Pflicht der Frau, den Mann zu suchen?" antwortete

Maria. „Es iſt Euere elgene Schuld, wenn Ihr meiner Geſellſchaft entbehrtet.“ Er ſagte dagegen, daß, wenn er gekommen ſei, ſie entweder gar nicht bereit geweſen ſei, ihn zu empfangen, oder ſich krank geſtellt habe. „Nun gut“, erwiderte ſie, „jetzt aber haſt Du auch Dein Letztes von mir gehabt und haſt Deinen Abſchied genommen.“ — „Das wäre ſchade“, ſagte der Lord Ruthwen, „er iſt Euerer Majeſtät Gemahl, und gegenſeitig müßt Ihr Euere Pflicht thun.“ „Nun warum ſoll ich ihn nicht eben ſo gut verlaſſen, wie Euer Weib ihren Gemahl verließ.“ Lord Ruthwen antwortete, daß ſein Weib geſetzmäßig von ihm geſchieden ſei, und auch nicht wegen einer ſolchen Angelegenheit, als über welche der König ſich hier beſchwerte. „Und noch dazu war dieß ein gemeiner, niedriger Mann, ein Feind des Adels, eine Schande für Euch und ein Zerſtörer des Landeswohls.“ — „Gut, gut, doch ſoll Euch ſein Blut theuer zu ſtehen kommen, wenn Ihr es vergießt.“ — „Gott verhüte das“, ſagte Lord Ruthwen. „Denn jemehr ſich Ihro Gnaden (your grace) beleidigt zeigen, deſto ſchlimmer wird die Welt darüber urtheilen.“

Ihr Gemahl ſprach indeſſen wenig, und ſie vergoß während der ganzen Zeit heiße Thränen. Der Lord Ruthwen, der ſich übel und ſchwach fühlte, ließ ſich einen Trunk reichen, indem er ſprach: „Dieß muß ich mit Ihrer Majeſtät Erlaubniß thun!“ und ſuchte ſie dann ſo gut er konnte zu überreden, daß ſie ſich beruhigen möchte. Aber von Allem, was man vorbrachte, war ihr nichts wohlgefällig.

Unterdeſſen entſtand nach der Ruchbarwerdung des Mordes von Rizzio ein Aufruhr im Schloſſe unter den Freunden der Königin, die da glaubten, daß es ihnen allen ans Leben

gehen ſollte, und von denen zwei, Huntly und Bothwell, ſich durch einen Sprung zum Fenſter hinaus retteten. Lord Ruthwen eilte hinab, um die Leute zu beruhigen. Der König blieb noch bei der Königin, in Unterredung mit ihr begriffen, und ſie lud ihn ein, die Nacht bei ihr zu bleiben, was er aber nicht annahm, indem er ſich damit entſchuldigte, daß er zu ſchläfrig ſei. Von dieſer Zeit an verwandelte ſich die Abneigung der Königin in Haß und Groll gegen ihn. Sie wandte ihre Liebe und Gunſt dem Bothwell zu, der den König nachher ermordete und dem Marie ſich nach einigen Monaten vermählte.

Alle dieſe von jenem genannten Earl in ſeinem Briefe ſo lebendig erzählten Dinge, die aber von Anderen natürlich wieder anders berichtet werden, trugen ſich an dieſem Tiſche, zwiſchen dieſen Gardinen, neben dieſer Thüre, auf dieſem Teppiche zu, den wir betraten. Da aber bei der jetzigen geſchmackvollen Unſolidität unſerer Fabrikarbeiten auch ſelbſt die Paläſte ſich im Inneren nicht mehr mit ſo dauerndem Ameublement verſehen, ſo wird unſere jetzige Zeit für die nach 300 Jahren kommenden Geſchichtsfreunde keine ſo intereſſant aufgeputzten Zimmer wohl conſervirt zurücklaſſen.

Nahe bei den Zimmern von „Mary Queen of Scots“ iſt ein langer Saal, der mit einer unendlich großen Anzahl von lebensgroßen Portraits ſchottiſcher Könige und Prinzen behangen iſt. Sie haben aber kein großes Intereſſe, erſtlich weil man der Dunkelheit der Farben und des Saales wegen die Phyſiognomieen kaum erkennt, und dann, weil viele der hier abconterfeiten Könige gar nicht einmal exiſtirt haben, ſondern nur Ausgeburten der Phantaſie der ſchottiſchen Ge-

ſchichtſchreiber ſind. Denn es iſt bemerkenswerth, daß dieſe eben ſo wie die iriſchen Geſchichtſchreiber die celtiſchen Traditionen der alten Barden überkommen und zum Theil buchſtäblich geglaubt haben (ſelbſt Buchanan that dieß). Ich glaube, es giebt keine anderen Nationen in Europa, die mit ihren geſchichtlichen Prätenſionen ſo weit in das Dunkel der Jahrhunderte hinaufgegangen ſind, — ſo lange Reihen von Königen vor wie nach Chriſti Geburt aufzählen, — ſo genau detailliren, was ſich unter der Herrſchaft eines jeden dieſer Könige ereignet, — ſo beſtimmt den Charakter, die Lebensweiſe, die Aeltern, Großältern, Brüder und Vettern dieſer fingirten Könige kennen, — wie die Irländer und Schotten, die darin wirklich ganz bewundernswerth und einzig daſtehen. Ein Geſchichtſchreiber kann über ihre Berichte ſich leicht hinwegſetzen und ſie ohne Weiteres als Fabeln verwerfen. Aber der Pſycholog und Ethnograph muß ſie kennen und ſie leſen, weil ſie eine pſychologiſch und ethnographiſch intereſſante Erſcheinung ſind. Die Schotten haben es mit dieſer Manie, ſich eine vaterländiſche Geſchichte auszudenken, und nachher daran als an wirkliche Geſchichte zu glauben, ſo weit getrieben, daß ſie ihre imaginären Könige ſogar abconterfeit und in Holyrood zwiſchen ihre Alexanders und Jacobs, die in der That einmal Fleiſch und Bein hatten, aufgehängt haben. Auch Maria Stuartus iſt darunter, doch in einer ſchlechten Copie. Das beßte Portrait von Maria Stuart ſoll ſich im Beſitze des Herzogs von Hamilton befinden. Unſere Schloßfrau zeigte uns eine treffliche und accurate kleine Copie von dieſem Gemälde, an dem mir als etwas Charakteriſtiſches die weit auseinanderſtehenden und

hochgebogenen Augenbrauen der Königin auffielen. Es iſt bemerkenswerth, daß die Herzoge von Hamilton, dieſe mächtigen alten ſchottiſchen Dynaſten, die einmal ſogar der Krone des Landes ſehr nahe waren, noch bis auf unſere Tage herab Erb-Gouverneure des Schloſſes von Holyrood und erſte Pairs von Schottland (Hereditary Keepers of Holyrood-house and Premier Peers of Scotland) ſind.

Ein anderer Theil des Palaſtes, der von Cromwell's Soldaten zerſtört und von Carl II. wieder aufgebaut wurde, enthält die ganze lange Suite von ziemlich uncomfortablen Zimmern, die in dem Anfange der dreißiger Jahre Carl X. und ſeine Familie bewohnten. Einige dieſer Zimmer ſind mit alten gewirkten Tapeten aus Arras behangen, auf deren einer die Niobe mit ihren Kindern dargeſtellt iſt, wie ſie von Apollo's Pfeilen getroffen werden. In drei bis vier Zimmern ſind auf dem Plafond bloß Wolken gemalt. „Sie wußten nicht, was ſie in der Schnelligkeit malen ſollten", ſagte mir meine Begleiterin, „und ſo malten ſie die Wolken." Der erlöſchende bourboniſche Stamm mag ſich in dieſen trüben wolkigen Zimmern wohl wenig heimlich gefühlt haben, beſonders da die Vergleichspunkte ſeines eigenen Unglücks mit dem der Stuarts, in deren Haus ihn das Schickſal führte, gar zu nahe lagen. Wie die Kinder der Niobe von den Pfeilen des Unglücks getroffen wurden, ſo ſanken auch die Kinder der Stuarts und der Bourbons dahin. Beide Familien haben in ihrem Lande eine ihre Herrſchaft unterbrechende Revolution erlebt, — die Hinrichtung eines ihrer gekrönten Häupter, — eine erſte Verbannung, (einen Cromwell, einen Napoleon), — eine Reſtauration, eine aberma-

lige Revolution und Verbannung, — einen Verdränger (William III. und Louis Philipp), — und ſie haben endlich beide einen Prätendenten (Prinz Carl und Heinrich V.) hinterlaſſen.

Ich begreife es vollkommen, daß die Königin Victoria bei ihrer Anweſenheit in Schottland dieſen etwas melancholiſchen alten Palaſt der Stuarts gar nicht beſuchte und die ſchönen comfortablen Wohnſitze ihrer reichen Unterthanen vorzog. Man ſagt zwar, daß Holyrood jetzt ausgeſchmückt werden ſoll, um gelegentlich die Königin, welche eine Vorliebe für Schottland gewonnen hat, einmal wieder aufzunehmen. Aber wenn man auch mit Mühe und Geld die Zimmer wird wohnlich machen können, ſo kann man doch die alten melancholiſchen Erinnerungen und die alten Blutflecken nicht aus dem Schloſſe wegwaſchen. (Die Schloßfrau behauptete gegen mich ſteif und feſt, daß man trotz aller Bemühungen den Blutflecken von Rizzio durchaus nicht wegzubringen vermöge). Und wie abſchreckend mag dann wohl auf eine junge Königin eine ſolche Geſchichte wie die von Rizzio und Marie einwirken. Man ſagte damals, es ſei das Scharlachfieber im Schloſſe geweſen, und die Königin habe deßwegen das alte Schloß nicht beſucht. Aber hiezu ſchüttelte meine alte Schloßfrau verneinend und zweifelhaft den Kopf.

Es giebt noch eine Menge ſchön gemalter Portraits in Holyrood, die in hiſtoriſcher, wie in künſtleriſcher Hinſicht nicht geringes Intereſſe darbieten, beſonders die Portraits einiger ſchönen engliſchen Damen, z. B. der Gräfin von Kildare von Sir Peter Lellie. Sie füttert ein Schäfchen mit Blumen, hat einen bekränzten Schäferſtab in der Hand und trägt einen mit Roſen gezierten Hut, der ihr Köpfchen

wie ein Heiligenſchein umzirkelt. Alsdann Eliſabeth Rich, Tochter eines Earls von Holland von Van Dyk; eine ſchöne Dame aus Carl's I. Zeiten. Sie iſt weiß gekleidet, trägt einen blauen Shawl und ſtellt eben die Guitarre weg oder nimmt ſie hin, was man nicht recht erkennen kann. Es ſind dieß ganz herrliche Bilder, und man möchte wünſchen, daß immer ſo entzückende Originale, wie die engliſchen Ladies es ſind, mit ſo geiſtreichen Malern, wie Van Dyk und Sir Peter Lellie es waren, zuſammenkommen möchten. Auch von Sir Godefroy Kneller giebt es hier einige treffliche Bilder, ſo einen kleinen Earl von Breadalbane in ſchottiſcher Tracht, einen alten Laird Mac Nab, ebenfalls in ſchottiſchem Coſtüm, auch einen Earl von Breadalbane (Duncan Campbell) von Holbein. In einem großen Thronſaale, der im Jahre 1822 für George IV. zugerüſtet ward, hängt das Bild dieſes Monarchen in Lebensgröße und in prächtigem Hochlandcoſtüme.

Es iſt bemerkenswerth, daß die königliche Capelle des Schloſſes von Holyrood in Ruinen liegt. Es iſt dieſelbe ein Theil der alten, von David I. hier gegründeten Abtei. Carl I. ließ ſie, wie man ſagt, für den engliſchen Gottesdienſt herſtellen, und James II. für den katholiſchen. Aber die Schotten, die weder den einen, noch den anderen wollten, ließen ſie in Ruinen fallen. Ihre Ruinen, die unmittelbar an den Palaſt ſtoßen, ſind ſehr ſchön, beſonders die Pforte, die eine alte gothiſche Arbeit iſt, dann die Pfeiler, die faſt alle noch aufrecht ſtehen und von Gräbern ſchottiſcher Großen umgeben ſind. Es laſſen ſich noch jetzt zu-

weilen einige hier begraben. Sie müßten 70 Guineen „fees“ (Gebühren) dafür bezahlen, ſagte mir meine Führerin. Auf einigen Gräbern ſieht man bloß ein Schwert und ein Kreuz eingekritzelt, was, glaube ich, eine allgemeine ſchottiſche Sitte war; denn ich habe dieß auch auf mehren anderen ſchottiſchen Kirchhöfen geſehen. Den Deutſchen zeigt man vor allen Dingen noch den Altar, vor dem Mary Queen of Scots mit Lord Darnley getraut wurde, ſo wie auch „Queen Mary's confessing room“ (Beicht- und Betzimmer). Aber das Merkwürdigſte in dieſer Capelle iſt das ſogenannte Königsgewölbe (royal vault), in welchem mehre ſchottiſche Könige aus der Familie der Stuarts begraben wurden. Die Särge hätten Cromwell's Soldaten genommen und verkauft, ſagen die Leute. Die Gebeine wurden nachher geſammelt und auf Breter hingelegt. Man ſieht ſie von außen durch ein eiſernes Gitter, welches man ſpäter zum Schutze vor das Gewölbe ſetzte, daliegen. Es ſind zwei Schädel, einige Bein- und Armknochen. Nie habe ich königliche Gebeine ſo ausgeſtellt geſehen, wie dieſe der Stuarts. Auch eine Flaſche ſah ich zwiſchen den Knochen liegen. Die Leute ſagten, es wären „Records“ (Urkunden) darin enthalten. Die Wölbung iſt inwendig ſchwarz angeſtrichen und dann mit einer Menge kleiner weißer Flecken beſäet, welche Thränen vorſtellen ſollen; die Katholiken malten auch auf ihre Trauerwappen immer ſolche Thränen, wenn ſie ſie beim Tode eines ihrer Familienmitglieder ausſtellten. So iſt denn Alles in der gehörigen hiſtoriſchen und tragiſchen Ordnung: — Auf den Corridoren des

Palaſtes der Stuarts findet man Blutflecke, die man nicht wegwaſchen kann, — in den Zimmern ſind an den Plafonds ſtatt heiterer Gemälde Wolken gemalt, — und in ihrem Todtengewölbe regnet es auf ihre nackten Gebeine beſtändig Thränen herab, — jedoch nur fingirte Thränen.

V.

Der Forth.

Holyrood bei Edinburgh, Stirling-Caſtle, das Schloß von Linlithgow und Scone bei Perth, dieß waren die Hauptreſidenzen der ehemaligen ſchottiſchen Könige. Sie liegen alle nicht weit auseinander in dieſer weiteſten und ſchönſten Oeffnung der ſchottiſchen Niederlande nach Oſten hin, in der Nähe des Forth und des Tay, die ſich hier nachbarlich, die ſchöne Grafſchaft Fife zwiſchen ſich nehmend, ins Meer ergießen. Ich machte mich, nachdem ich mich an dem ſchönen Bilde von Edinburgh einigermaßen ſatt geſehen, zu den anderen, alten Königsſitzen auf, und zwar zunächſt nach Stirling, wohin man am beßten per Dampf auf dem anmuthigen Frith von Forth gelangt.

Wir ſchifften uns in der Nähe von Leith, dem Hafen von Edinburgh, zu dem eine ſchöne breite, ſtets belebte Straße hinabführt, ein. Unſer kleines Dampfſchiff lag neben dem Trident, einem gewaltigen, herrlichen Seeſteamer, der eben von London angekommen war und dem zu Ehren man auf dem Nelſonmonumente auf Caltonhill in Edinburgh eine

Flagge aufgeſteckt hatte. „She took her Majesty from this to London“ (ſie brachte ihre Majeſtät von hier nach London), ſagte mir ein Paſſagier, der mir die wundervollen Eigenſchaften des Schiffes auseinander ſetzte. Sie (der Trident nämlich, — die Schiffe, auch wenn ſie einen Mannsnamen haben, werden von den Engländern alle „ſie“ genannt) wurde dem Royal-George vorgezogen. Auf ihr, dem Royal-George nämlich, war die Königin hergekommen, aber ſie ging nicht raſch genug. Und der Trident iſt ſeitdem ein ſehr berühmtes Schiff geworden. Es iſt merkwürdig, daß die Engländer, die in der Regel mehr ſächliches Geſchlecht als wir haben, doch viele Sachen perſonificiren, mit denen wir dieß nicht thun. So z. B. machen ſie auch jede Poſtkutſche zu einer „Sie“ und endlich auch jedes Land; z. B. von Schottland redend, drücken ſie ſich ſo aus: „Sie iſt ein ſehr ſchönes und intereſſantes Land.“

Ganz nahe bei Leith liegt ein anderer kleiner Ort, Newhaven genannt, der ſeiner eigenthümlichen Bewohner wegen in Edinburgh berühmt iſt und bei dem jetzt die meiſten Dampfſchiffe anlegen. Die Bewohner ſind ein kleines Fiſchervolk von etwas mehr als 1000 Seelen, die ganz eigenthümliche Sitten haben, ihre Häuſer anders bauen als die benachbarten Leute, ſich anders kleiden als dieſe und ſich auch ſelten mit ihnen verheirathen. Die Männer ſind faſt beſtändig auf dem Waſſer beſchäftigt, und daher mag es kommen, daß die Weiber bei ihnen auf dem Lande und im Hauſe das Regiment völlig in Händen haben. Dieſe Weiber ſind in Edinburgh, wohin ſie die Fiſche zu Markte führen, ihrer Stärke wegen geachtet und gefürchtet, und ſie

ſind ſo ſehr die Hauptperſonen in den Haushaltungen von Newhaven, daß, wenn z. B. eine ſich verheirathet, die nicht rührig, thätig und kräftig genug zu ſein ſcheint, die anderen Weiber darüber ſchreien und ſprechen: „Was will die heirathen? Iſt ſie denn im Stande, dem Manne und der Familie Brod zu erwerben?“ Es giebt noch einen anderen Fiſcherort bei Edinburgh, nämlich die Stadt Muſſelburgh, deren Bewohner ebenfalls viel Eigenthümliches haben und denen von Newhaven ganz ähnlich ſein ſollen. Auch im Norden von Schottland, bei Aberdeen, giebt es einige kleine fiſchende Orte, deren Bewohner viel Beſonderes haben, und von denen man glaubt, daß ſie alte däniſche oder norwegiſche Colonieen ſind, die über das deutſche Meer herüberkamen und ſich in ihrer Eigenthümlichkeit erhielten. Es iſt bemerkenswerth, daß Fiſcherorte in der Regel ſich von den übrigen auszeichnen. An den Küſten der Oſtſee giebt es z. B. Fiſcherdörfer mit lettiſchen Bewohnern unter einer deutſchen Bevölkerung (in Preußen), Fiſcherdörfer mit eſthniſchen Bewohnern unter den Letten (in Kurland), Fiſcherdörfer mit ſchwediſchen Bewohnern unter den Eſthen (in Liv- und Eſthland). Am ſchwarzen Meere giebt es koſakiſche Fiſcherdörfer unter Umwohnern walachiſchen, tatariſchen oder ſonſtigen Stammes. Es ſind dieß entweder Reſte von den alten Bevölkerungen des Landes, die ſich an entlegenen Küſtenſtrichen, wo ſie ohnedieß halb auf dem Meere leben und gewiſſermaßen nur mit einem Fuße auf dem Lande ſtehen, erhalten haben, oder es ſind ſchwärmende Colonieen aus überſeeiſchen Ländern, die hier leicht Wurzel faßten, weil ſie nur wenigen Landes bedurften,

das man ihnen gern zugeſtand. Auch an der deutſchen Küſte der Nordſee giebt es mehre ſolche alte eigenthümliche Fiſchergeſchlechter, wie z. B. die Helgolander vor der Weſer- und Elbmündung, mehre frieſiſche Colonieen.

Die ganze Mündung des Frith von Forth war voll mit kleinen Fiſcherbooten, die wir wie die Möven auf dem Waſſer ſchwanken ſahen. Zuweilen ſchlüpften ſie ganz nahe an unſerem Dampfer vorüber. Die Hauptfiſche ſind hier in allen dieſen ſchottiſchen Meerbuſen der Häring und der Lachs. Für beide Fiſche war es aber jetzt nicht die Zeit, und ich weiß nicht, auf welches Thier es damals eben jene Boote abgeſehen hatten. Es iſt noch nicht gar lange her, daß die Engländer und Schotten, die man der Lage ihres Landes nach für die älteſten und beßten Fiſcher der Welt halten ſollte, ſo eifrig die lebendigen Vorräthe ihrer Meere benutzen. Denn bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus, ja bis zu unſerem Jahrhunderte her, waren es die Holländer, denen die Engländer und Schotten geſtatteten, ihnen die Fiſche, ſo zu ſagen, vor der Naſe wegzufangen. Noch jetzt ſelbſt werden mehre Arten von Fiſchen bloß von Holländern auf den Markt von London geführt. Die Frieſen, die Holländer, die Norweger ſind uralte Fiſcher und Schiffer, und wahrſcheinlich ſtammen auch alle jene, von uns erwähnten Fiſchercolonieen an der ſchottiſchen Küſte von ihnen her.

Es iſt etwas Wundervolles um eine ſo geſchäftige Flußmündung, wo die Schiffe ſo emſig ein- und ausrauſchen, wie die Inſecten an einem Bienenkorbe. In weiter Ferne ſahen wir die Dampfer und die ſtolzen Segler vorüber ziehen. Und dazwiſchen lagen mehre kleine, durch ihre wunder-

liche Geſtaltung merkwürdige Inſeln: Inchkeith, Cramond und andere. Einige, bei denen wir nahe vorüber kamen, ließen uns deutlich erkennen, daß ſie vulcaniſchen Urſprungs waren, wahrſcheinlich Trapp- oder Baſaltgebilde. Die kleine Inſel Stone-Mickeroy ſieht gerade ſo aus wie eine von hundert Kanonen zuſammengeſchoſſene und völlig ruinirte Feſtung. Auf der kleinen Inſel Inch-Colme liegt zwiſchen den Felſenruinen ein altes Kloſter. An einigen giebt es große und ſchöne Auſternbänke, die aber leider nicht den armen Newhavenern oder ſolchen Leutchen gehören, ſondern dem Herzog von Buccleugh und ſolchen Männern.

Jenes Kloſter wurde von Alexander I. geſtiftet, als er auf einer Ueberfahrt nach Fife von einem gewaltigen Sturme an dieſe Inſel geworfen wurde, wo er drei Tage zu bleiben genöthigt war, und wo er Niemanden fand als einen frommen Mönch, der ihn und ſein Gefolge mit Milch und Schellfiſch verſah. Auch die Königin von Schottland, Marie von Guiſe, ſcheiterte hier an der Mündung des Forth bei Fife-Neß und wurde daſelbſt von dem Beſitzer von Balcolmiehouſe, einem alten Schloſſe in der Nähe jenes Vorgebirges, bewirthet. Und wieder eine andere Stelle dieſer Küſte, „Margarethens Hoffnung" genannt, iſt diejenige, zu welcher eine ſächſiſche Königin, Margaretha aus England, vom Sturme verſchlagen wurde.

Der Frith von Forth iſt an ſeiner Mündung etwa 10 bis 20 Meilen breit, — bei Leith etwa 5 bis 6. Allmählig verengt er ſich bei dem Orte Queensferry beinahe bis zu einer halben Meile, um dann weiterhin im Innern ſich noch ein Mal wieder bis zu 2 und 3 Meilen

Breite zu erweitern. Man könnte alſo ſo zwiſchen einem äußeren und einem inneren Frith von Forth unterſcheiden. Da aber jenſeit der beſagten Verengung das Waſſer gleich ſüß oder doch wenigſtens „brakish“ (halb ſüß und ſalzig) wird, ſo nehmen die Engländer hier ſchon den Fluß Forth an und nennen bereits den inneren Meerbuſen „River,“ obgleich von einem Fließen des Waſſers wenig darin zu erkennen iſt.

Es iſt bemerkenswerth, daß allen ſchottiſchen Friths dieſelbe Geſtalt als Urform zum Grunde liegt. So hat der Frith von Tay ſeine Verengung bei Portoncraig, ſo der Frith von Murray die ſeinige bei Fort George. Sie zerfallen alle durch dieſe Verengungen in einen äußeren und einen inneren Meerbuſen. In der Verengung ſelbſt geht immer eine Fähre aus einer Grafſchaft in die andere. Es ſind meiſtens Dampfſchiffe, welche dieſe Fähren (Ferries) bedienen. Hier war es die Queensberry-Ferry zwiſchen den Grafſchaften Fife und Linlithgow. Fife iſt eine der beßten, fruchtbarſten und bevölkertſten Grafſchaften von Schottland und wird von den Schotten als ein kleines Paradies geſchildert. Es hat auch das Thal Eden in ſeinem Herzen, das aber gemeiniglich „the How*) of Fife“ genannt wird, ſeiner Fruchtbarkeit wegen berühmt und von dem Fluſſe Eden durchſtrömt iſt.

Fife, das voll von hübſchen Landſitzen iſt, keine große Stadt hat, dagegen eine große Menge von kleineren, die faſt alle am Frith von Forth liegen, läßt ſich mit der Grafſchaft Wicklow in Irland und Kent in England vergleichen.

---

*) Ich habe weder bei Johnſon, noch ſonſt wo finden können, was dieſes Wort bedeutet. Es muß wohl ein Provinzialismus ſein.

Auf der anderen Seite nach Süden zu liegt die gleichfalls ebene Grafſchaft Linlithgow. Nur geradeaus nach Weſten ſieht man allmählig die Berge von Stirling auftauchen. Vergleicht man den Frith von Forth mit ſeinem Bruder im Weſten, dem Frith von Clyde, ſo muß man erſtlich ſagen, daß ſie beide außerordentlich ſchön ſind, daß aber dem von Clyde wohl im Ganzen doch der Vorzug gebührt, da er gleich mitten in die Hochlande hineinführt, die an ſeinen Ufern großartigere und mannigfaltigere Scenen herbeizaubern. Der Frith von Forth führt dagegen in die Mitte der ſchottiſchen Niederlande und hat daher liebliche und hübſche Scenen anderer Art an ſeinen Ufern: die Landſitze der Earls von Murray, der Lords Elgin und ein altes Schloß der Stuarts, Roſſyth-Caſtle, in welchem auch die Großmutter von Cromwell, die eine Stuart war, geboren wurde.

So wie wir den Engpaß bei der Queensberry-Ferry paſſirt hatten, ſahen wir eine Menge Enten auf dem Waſſer. Der Schiffscapitän erzählte mir, um dieſe Zeit fingen die Seeenten, deren es hier ſehr viele verſchiedene Arten giebt, und andere Seevögel an, ſich in die innere Bai hinter die Felſen des Engpaſſes zurückzuziehen, und ſpäter im Winter folgten ihnen ſo viele, daß oft die kleinen Baien von Vögeln ganz bedeckt ſeien.

Wir hatten eine Menge Paſſagiere am Bord von allen möglichen Ständen, und wir ſetzten ſie überall in den kleinen Städten und Dörfern der County Fife und der übrigen Grafſchaften ab. Seitdem die Dampfſchifffahrt hier in jeden Fluß, in jeden Meerbuſen, in jede Bai eingedrungen iſt, haben ſich alle Dinge im Lande ſo geändert, haben ſich ſo

viele neue Beziehungen angeſponnen, ſo viele menſchliche Thätigkeiten etablirt und dabei ſolche immenſe, ſolche unberechnenbare Ausſichten eröffnet, daß man alle Luſt verliert, von dieſen Dingen zu ſprechen anzufangen, und daß man keinen Muth hat, hier mit einer Unterſuchung zu beginnen, wo jeder Schritt gleich ins Unermeßliche führt. Die Welt iſt in ſo immenſen Fortſchritten begriffen, daß die Beobachtung und Verzeichnung dieſer Fortſchritte beinahe unmöglich wird, und daß die Entwickelung des Menſchengeſchlechts den Geſchichtſchreibern, die ſich allmählig Rieſenfäuſte und hundert Arme und tauſend Finger anſchaffen müſſen, wenn ſie alle Fäden in der Hand behalten wollen, ſich mehr und mehr entzieht.

Unter unſeren Paſſagieren intereſſirten mich zwei am meiſten, ein Italiener, Namens Ortelli von Rivolta, in der Nähe des Lago di Como, und ein ſchottiſcher Prediger. Bei jenem, dem Italiener, ſah ich zum erſten Male, daß dieſe merkwürdige Verbreitung der Italiener über die großbritanniſchen Inſeln ſich auch in den Norden von Schottland fortſetzt. Es giebt viele Orte in Großbritannien, in welchen die italieniſchen Ausländer weit zahlreicher ſind als die deutſchen, was merkwürdig iſt, da die Deutſchen den Engländern doch viel näher und auch verwandter ſind als die Italiener. Auch giebt es, glaube ich, weit mehr Italiener in den engliſchen Städten als in den deutſchen (wenigſtens wenn man die öſterreichiſchen ausnimmt), was wieder merkwürdig iſt, da wir Deutſchen doch mit den Italienern von jeher viel mehr zu thun gehabt haben. In einigen Branchen der Gewerbe

iſt dieß ganz entſchieden ſo, ſo z. B. in der Muſik und der Barometerverfertigung. Denn weder italieniſche Muſiker, noch italieniſche Barometer- und Thermometermacher findet man bei uns ſo zahlreich und ſo gewöhnlich wie in England. Außerdem ſind die Italiener in England auch Lehrer der Muſik, Gypsfigurenmacher, Krämer mit italieniſchen Waaren, wie bei uns. Mein Freund hatte ſich von oben bis unten, hinten und vorn mit Barometern behangen. Er ſagte mir in Italieniſch-Engliſch, daß er ſo ganz Schottland durchſtreife und „up and down in the country“ gehe. Ein Italiener in Edinburgh verſicherte mir, daß es hundert Italiener in der Stadt gäbe, während von Deutſchen kaum halb ſo viel dort leben.

Jener Prediger war aus Fifeſhire, ein Mann von kräftigem Körperbau und durchdringender Stimme, der mir eher ein wohlhabender Pächter als ein Prediger zu ſein ſchien. Die Anderen hatten mich ſchon aufmerkſam auf ihn gemacht und ſagten mir, es ſei ein „highfligher“ (ein Hochflieger). So pflegt man in England jeden Schwärmer und jetzt insbeſondere diejenigen von der ſchottiſchen presbyterianiſchen Kirche zu nennen, welche heftig auf die Rechte dieſer Kirche und ihre Unantaſtbarkeit pochen. Seitdem die Tories wieder — „in ſind“, beſteht bekanntlich kein gutes Vernehmen zwiſchen der presbyterianiſchen Kirche von Schottland, „the Kirk *),“ und dem großbritanniſchen Miniſterium.

*) So wird ſie gewöhnlich mit dem alten ſchottiſchen (ſächſiſchen) Worte genannt, während die Episcopalkirche „the church“ heißt. In alten Schriften wird die ſchottiſche Kirche nie anders als „the kirk“ genannt. Jetzt in den neueren

„The Tories are broken in the church“ (die Tories ſind in unſere Kirche hereingebrochen), „wir müſſen ihnen die Stirn weiſen,“ ſagte mein Prieſter, als ich mit ihm auf die Urſache dieſer Mißſtimmung zu ſprechen kam. „Sie wollen uns die Macht der Schlüſſel (the power of the keys) nehmen, die uns doch von Gott ſelber gegeben iſt, und wir dürfen dieß nicht leiden; denn dieß würde heißen, daß wir es duldeten, daß man Gott ſeines Ruhmes beraube“ (to deprive him of his glory)*).

Ich weiß nicht, woher es kommt, daß ich mir immer von Jugend auf eingebildet habe — und ich glaube, es geht mehren Deutſchen ſo — daß mit der presbyterianiſchen Einfachheit ſich auch eine gewiſſe Beſcheidenheit und Duldſamkeit verbinde, und ſelbſt ſeitdem ich längſt durch die Geſchichte eines Anderen belehrt worden bin, kann ich mich noch immer nicht recht in das Gegentheil hineinfinden. Und doch iſt dem nicht ſo. Die ſchottiſchen Presbyterianer, die in ſich das Weſen und den Zuſtand der erſten Chriſten wiederherſtellen wollten, haben damit doch keineswegs die Demuth, Liebe und Sanftmuth, welche wir als weſentliche Merkmale der chriſtlichen Lehre entdecken, und die ſich bei dem Stifter unſerer Religion ſelbſt im ſchönſten Lichte zeigen, in ihren Seelen reproducirt. Sie ſind ſo weit entfernt davon, daß

Schriften nennt ſie ſich wenigſtens ſelbſt, wie es ſcheint, lieber „the church.“

*) Seitdem dieß geſchrieben wurde, iſt bekanntlich jene völlige, ſo höchſt merkwürdige Spaltung eingetreten, vermöge deren 600 Prediger mit ihren Freunden ſich als geſonderte freie Kirche (Free Kirk) conſtituirt haben.

ſie vielmehr nur in äußeren Dingen die erſten Chriſten nachahmten, während ſie in Bezug auf Glaubensgrundſätze eine große Strenge und Strictheit, und in Bezug auf prieſterliche Macht und Gerechtſame ganz die päpſtlichen Grundſätze annahmen. Sie nennen ihre Kirche in dieſer Beziehung eine apoſtoliſche Kirche und beweiſen es, daß die apoſtoliſche Macht zu löſen und zu binden (the power of the keys), wie ſie es in allen ihren Schriften nennen, von Petrus direct auf ſie herabgekommen ſei. Der Macht der Schlüſſel ſtellen ſie die Gewalt des Schwertes (the power of the sword), d. h. die Staatsgewalt, gegenüber, und ihre „General Assembly“ (Generalverſammlung), mit dem Moderator an der Spitze, betrachtet ſich in geiſtlichen Dingen eben ſo ſouverain in Schottland, wie der Staat es in weltlichen Dingen iſt, und kämpft für die Unantaſtbarkeit dieſer Rechte gegen die Uebergriffe von Seiten Englands eben ſo eifrig, unnachgiebig und untrüglich, wie der Papſt es gegen die Kaiſer des römiſchen Reiches that.

Es giebt jetzt außer der päpſtlichen Kirche keine zweite in Europa, die ſo unabhängig vom Staate, ſo ſouverain daſteht, wie die Kirk von Schottland. In Rußland und Polen iſt der Kaiſer auch das Haupt der Kirche, in Preußen und mehren anderen proteſtantiſchen Staaten gleichfalls. In den meiſten katholiſchen Staaten hat der Staat auf die Kirche einen bedeutenden Einfluß. In England und in Irland iſt der König zu gleicher Zeit das geiſtige Oberhaupt der Kirche, und ſeine und ſeines Parliaments Beſchlüſſe ſind für die Kirche bindend. In Schottland dagegen iſt ſeit der letzten Revolution und

ſchon ſeit der Union Englands mit Schottland die Souverainetät der ſchottiſchen Kirche anerkannt, und die engliſchen Könige, die zu wiederholten Malen den Verſuch machten, den Grundſatz auch in Schottland durchzuſetzen, daß der Staatsſouverain ſowohl in weltlichen, als iſt geiſtlichen und kirchlichen Dingen der oberſte Lenker ſei, haben nicht ferner auf dieſem Satze beſtanden.

Es iſt nun aber natürlich leichter, ſo etwas im Allgemeinen aufzuſtellen, als es im Einzelnen durchzuführen und namentlich das Gebiet und die Gränzen der weltlichen und der geiſtlichen Dinge genau zu beſtimmen. Einige Punkte blieben daher in Schottland immer ſtreitig zwiſchen den weltlichen und den geiſtlichen Berechtigungen, die vom Parlamente nie definitiv erledigt wurden, und die daher zu verſchiedenen Zeiten zu Reibungen zwiſchen der Kirche und dem Staate Anlaß gaben.

Einer dieſer Punkte iſt z. B. die Frage, wie weit das Patronatsrecht gehe, ob ein vom Patron vorgeſchlagener Prediger unbedingt von der Gemeinde angenommen und von den oberen geiſtlichen Behörden ordinirt werden müſſe, oder ob dieſe ihn verwerfen können, und ob die Gemeinde die Berechtigung habe, daß wider ihren Willen ihr kein Prediger aufgezwungen werden dürfe.

Da faſt ſämmtliche Predigerſtellen der presbyterianiſchen Kirche ſolche Patrone haben, ſo iſt die Frage natürlich ſehr wichtig. Bei vielen übt die Krone dieſes Patronatsrecht aus, bei einigen wenigen die Stadträthe (die meiſten derſelben ſind in Edinburgh), bei anderen, ebenfalls wenigen, iſt es die Gemeinde ſelbſt (the communicants), bei

der entſchiedenen Mehrzahl aber die großen Landbeſitzer, die Marquis, Herzöge und Earls. So haben z. B. der Herzog von Argyll und der Herzog von Buccleugh das Patronat von einer außerordentlichen Menge von Kirchen. So hat der Earl von Zetland das Patronat von 29 Gemeinden auf den Orkaden und Shetlands-Inſeln, und nur ſechs von den 35 auf dieſer Inſelgruppe befindlichen Gemeinden (parishes) ſtehen nicht unter dem Patronate dieſes Earls.

Gegen eine ſolche ungeheuere Gewalt der Patrone hat man nun natürlich ſchon ſeit lange in Schottland angekämpft, nicht nur durch Stiftung von ſogenannten „Antipatronage-societies“ (Antipatronatsgeſellſchaften), deren es eine in Edinburgh und 26 andere, damit in Verbindung ſtehende in den anderen Städten Schottlands giebt, ſondern auch ſeit 80 Jahren durch wiederholte Anträge an das Parliament, daß man den Gemeinden das Recht, einen vom Patron vorgeſchlagenen Geiſtlichen zu verwerfen, geſetzlich conſtituiren möge. Obgleich dieſes Recht bisher nicht bewilligt worden iſt, ſo iſt doch das Vernehmen zwiſchen der weltlichen und geiſtlichen Macht, beſonders unter dem Whigminiſterium, ziemlich gut geweſen, weil entweder die Patrone, die, was noch bemerkt werden muß, zum Theil ſich zu der engliſchen Episcopalkirche halten, ſolche Candidaten vorſchlugen, welche den Gemeinden gefielen, oder weil die Gerichtshöfe in vorkommenden Streitfällen mehr zu Gunſten der Communicants entſchieden.

Jetzt aber, ſeitdem die Tories und die engliſchen Hochkirchenmänner das Ruder wieder in Händen haben, haben die Patrone an Hartnäckigkeit gewonnen und be-

ſtehen ſtricte auf der unbedingten Annahme ihrer Candidaten, und zu gleicher Zeit entſcheidet auch der oberſte Gerichtshof von Schottland, der ſogenannte „Court of Session," der der Farbe des Miniſteriums folgt, die vorkommenden Streitfragen zu Gunſten der Patrone und gegen die Kirche. Und nicht bloß in ſolchen Fällen, wo das Patronatsrecht betheiligt war, ſondern auch noch in anderen Fällen hat dieſer „Court of Session" ſich Eingriffe in die Privilegien und Berechtigungen der Kirche von Schottland erlaubt (has encroached upon the spiritual Privileges of the kirk).

Wie das oberſte weltliche Gericht der „Court of Session" iſt, ſo iſt das oberſte geiſtliche die General-Verſammlung der Abgeordneten der verſchiedenen Synoden und Presbyterianer, unter dem Vorſitze des Moderators und dem Beiſitze eines Regierungscommiſſars (Lord-High-Commissioner). Dieſe allgemeine Verſammlung nun hat über die Fälle, in welchen der „Court of Session" mit dem Arme der weltlichen Gewalt ſeine Entſcheidungen durchſetzte, dieſem Gerichtshofe vergeblich Vorſtellungen gemacht, und eben ſo vergeblich auch beim Parliamente um Gehör gebeten. Sir Robert Peel hat im vorigen Jahre eine Rede gehalten, die den Prätenſionen der ſchottiſchen Kirche ſehr ungünſtig war, und die der allgemeinen Verſammlung ſehr mißfallen mußte. Und da dieſe nun kein anderes Mittel mehr in Händen hat, ſo hat ſie an das ganze Publicum von Schottland und England appellirt (they have brought their case before the country at large) und unter dem ſchon aus den alten ſchottiſchen Revolutionszeiten her berühmten Titel

„Claim of rights“ eine Declaration und Proteſtation gegen die Anmaßungen des „Court of Session“ (und natürlich der hinter dieſem ſtehenden Regierung) erlaſſen, die ſo außerordentlich merkwürdig und charakteriſtiſch iſt, nicht nur für den Geiſt dieſer Kirche ſelbſt, ſondern überhaupt für die Schotten und insbeſondere für das gewöhnliche Weſen und Benehmen ihrer Prediger, daß ich, wenn die Sache nicht gar zu lang wäre, hier, wo ich Beiträge zur Charakteriſtik des Landes und Volkes geben will, beinahe nichts Bezeichnenderes herſetzen könnte, als dieſe ganze Declaration.

Es iſt dieſe „Claim of rights“ vom 24. Mai des vorigen Jahres (1842) datirt, und da ſie ſich nicht nur an das ſchottiſche Volk (das auch oft „das presbyteriſche Volk“ genannt wird), ſondern überhaupt an alle Reformations-Kirchen in der ganzen Welt wendet, ſo hat ſie natürlich einen ſehr weiten Nachhall gehabt, denn es ſind die ſchottiſchen Presbyterianer weit über den Globus verzweigt; es giebt ſieben Presbyterien in England, 23 Presbyterien in Irland, mehre Gemeinden in Holland, ſechs Presbyterien in Canada, vier in Neu-Schottland, zwei in Neu-Braunſchweig, zwei in Auſtralien, eine in Guiana, mehre Gemeinden auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, in Weſtindien, in Oſtindien, in Südamerika, in den nordamerikaniſchen Freiſtaaten. Es beginnt jene Declaration folgendermaßen:

„Die allgemeine Verſammlung der Kirche von Schottland, welche die ernſte Lage, in die ſich nach dem unerforſchlichen Rathſchluſſe Gottes dieſe Kirche verſetzt findet,

in Betracht zieht ꝛc., beſchließt folgende Forderung und Proteſtation:"

„In Betracht deſſen, daß es eine weſentliche Doctrin dieſer Kirche iſt, daß es kein anderes Haupt derſelben giebt als den Herrn Jeſus Chriſt, und daß, während Gott, der oberſte Herr und König der ganzen Welt, Civilobrigkeiten verordnet hat, um unter ihm und zu ſeinem eigenen Ruhme das Volk zu regieren und das öffentliche Gut zu verwalten, und während er ſie zu dieſem Ende gewappnet hat mit der Gewalt des Schwertes, welche verſchieden iſt von der Gewalt der Schlüſſel oder der geiſtlichen Autorität, doch der Herr Jeſus, als König und Haupt dieſer Kirche, in derſelben eine Regierung in der Hand der Kirchenbeamten, verſchieden von der Civilobrigkeit, feſtgeſetzt hat";

„In Betracht auch, daß dieſe Oberhoheit der Kirche in ihren eigenen Angelegenheiten durch alle jetzt Gültigkeit habenden engliſchen Geſetze, ſo wie auch namentlich durch den Unionstractat der beiden Königreiche und durch den Eid, den die Souveraine dieſer Königreiche für die Aufrechthaltung der Verfaſſung derſelben und namentlich auch jenes Unionstractates leiſten, beſtätigt iſt" (es werden dann alle Punkte der engliſchen und ſchottiſchen Geſetze, die hierher gehören, ſpecificirt und kritiſirt);

„In Betracht ferner, daß der oberſte Court of Session von Schottland eine Menge Entſcheidungen von ſich gegeben und eine Menge Maßregeln ergriffen hat, welche jenen Geſetzen, jenem Eide und jenem dadurch anerkannten Kirchenregimente zuwider ſind" (alle dieſe Entſcheidungen und Maßregeln werden dann ſpecificirt);

„In Betracht deſſen, daß das Regiment und die Disciplin der Kirche des Chriſts nicht Seinen Geſetzen und der Conſtitution Seiner Kirche gemäß geführt werden kann, wenn ſie ſolchen Gewalten, wie ſie von jenem weltlichen Tribunale angenommen ſind, unterwürfig ſein ſoll";

„Und in Betracht deſſen, daß die Kirche, ob ſie zwar, wie ſie immer gethan hat, ihre Verbindung (her connection) mit dem Staate unter den in den Geſetzen enthaltenen Bedingungen und mit den ihr und ihrem Volke durch dieſe Verbindung geſicherten zeitlichen Vortheilen (temporal benefits) ſehr hoch in Ehren hält, nichts deſtoweniger, ſelbſt bei der drohenden Gefahr eines Verluſtes jener Verbindung mit dem Staate und jener zeitlichen Vortheile, — ſo tief ſie auch ein ſolches Reſultat ihrer ſelbſt und der Nation wegen beklagen und bedauern würde, — doch als eine Kirche des Chriſts bei Aufrechthaltung ihrer Freiheiten und in der Führung ihres Regiments nach ihren eigenen Verfaſſungsprincipien beharren muß, und in Betracht deſſen, daß ſie es für ihre Pflicht hält, ihre Beiſtimmung zu verweigern, daß ihr Volk ſeiner rechtmäßigen Freiheiten beraubt werde":

„In Betracht aller dieſer Dinge daher, und im Namen und zum Beßten dieſer Kirche und der Nation und des Volkes von Schottland, fordert die Generalverſammlung als ein Recht (claims as of right), daß ſie frei beſitzen und genießen ſolle ihre Freiheiten, ihr Regiment, ihre Disciplin, ihre Rechte und Privilegien, dem Geſetze gemäß, insbeſondere zur Vertheidigung der geiſtlichen Freiheiten ihres Volkes, und daß ſie darin beſchützt werden ſolle gegen

die vorgenannten inconſtitutionellen und ungeſetzmäßigen Eingriffe des genannten Court of Session“,

„Und ſie erklärt, daß ſie in Uebereinſtimmung mit dem Worte Gottes und den Dictaten ihres Gewiſſens gemäß das Regiment der Kirche Chriſti nicht führen kann, wenn ſie dem Zwange des Court of Session unterworfen bleiben ſoll, und daß ſie ſelbſt im Angeſichte der Gefahr des Verluſtes der weltlichen Vortheile, welche ihr vom Staate geſichert ſind, und der Vorrechte einer anerkannten und etablirten Landeskirche (the public advantages of an establishment) ſo zu thun verweigern muß, wie ſie auch mit Gottes Gnade thun wird, was auch immer für Unruhe und Verfolgung daraus entſtehen möge (notwithstanding of whatsoever trouble or persecution may arise)“,

„Und ſie proteſtirt, daß alle und jede Parliamentsgeſetze von Großbritannien, die ohne die Zuſtimmung dieſer Kirche und der Nation gegen ihre Freiheiten und Privilegien beſchloſſen würden, ſo wie auch alle Ausſprüche von Gerichtshöfen, welche mit jenem Kirchenregimente in Widerſpruch ſtehen, in ſich ſelbſt null und nichtig, und von keinerlei geſetzlich bindender Kraft und Anſehen ſind und ſein ſollen, und daß, während ſie ſich völlig allen ſolchen Geſetzen und Ausſprüchen, inſoweit als ſie weltliche Dinge betreffen werden, — jedoch nur in ſo weit — unterwerfen wird, doch ihre Unterwerfung nicht als eine Genehmigung darin angeſehen werden ſoll, ſondern daß es den Mitgliedern dieſer Kirche und ihren Nachfolgern freiſtehen ſoll, zu jeder nachfolgenden Zeit, wenn irgend eine Ausſicht, Gerechtigkeit zu erhalten, ſich darbieten wird, eine Reſtitution

aller ſolcher bürgerlichen Rechte und Privilegien und zeitlichen Vortheile und Begabungen, die ſie jetzt aufzugeben vielleicht mit Gewalt gezwungen werden möchten, zu fordern,"

„Und ſchließlich ruft die Generalverſammlung das chriſtliche Volk dieſes Königreichs und alle Kirchen der Reformation in der ganzen Welt, welche der großen Doctrin der einzigen Leitung (of the sole Headship) des Herrn Jeſus über Seine Kirche huldigen, auf, zu bezeugen, daß für die treue Anhänglichkeit an dieſe Doctrin die Kirche Druck und Ungemach leidet, — und insbeſondere fordert ſie alle Mitglieder und Diener dieſer Kirche, welche willig für die Anhänglichkeit an ihren angebeteten König und Herrn leiden wollen, auf, es mit der Kirche zu halten (to stand by the Church) und ſich zu vereinigen im Gebete zum allmächtigen Gott, daß es ihm gefallen möge, die Herzen der Regierer dieſes Königreichs zu wenden, — oder, wenn dieß nicht, daß er dieſer Kirche und ihren Dienern in ihrem Volke Stärke und Muth geben möge, mit Reſignation die zeitlichen Vortheile zu verlieren, und die perſönlichen Opfer und Leiden, denen ſie unterworfen werden möchten, zu dulden, und daß er ſie auch mit Eifer und Energie begaben möge, das Wachsthum des Königreichs Seines Sohnes zu befördern, in welche Lage immerhin ſie nach Seinem Willen verſetzt werden möchten, und daß Er zu Seiner Zeit (in His own good time) ihnen die Vortheile, die Früchte der Leiden und Kämpfe ihrer Vorväter in vergangenen Zeiten zurückgeben und ihnen die Gnade verleihen möge, daß ſie nachher dieſelben mit mehr Erfolg als bisher zu der Verherrlichung Seines Ruhmes zu verwenden im Stande ſein könnten."

Ich ſage, dieſes Document iſt an und für ſich ein ſehr intereſſantes, da es als eine Erſcheinung unſerer Zeit in der Reihe vieler anderen von derſelben Kirche ausgegangenen Claims of rights daſteht, und da Jemand, der jetzt in Schottland reiſt, ohne mit demſelben bekannt zu ſein, die Aufregung, die im Lande herrſcht, nicht verſtehen würde. Dann aber auch giebt es denjenigen, die ſich von den Schotten und ihrem Weſen eine deutliche Vorſtellung machen möchten, eine ſehr gute Idee von der Art, wie eine große Menge von Schotten zu denken und ſich auszudrücken pflegt. Denn man muß nicht glauben, daß die in jener Proclamation vorkommenden Ausdrücke etwa wegen der Solennität der Sache beſonders gewählt ſeien und ſonſt nicht weiter vorkommen. Nein im Gegentheil, wie die päpſtlichen Phraſen ſich ſeit einem Jahrtauſende in allen päpſtlichen Bullen ſtets und unveränderlich auf dieſelbe Weiſe wiederholen, ſo kommen auch in jenem Documente viele presbyterianiſche Phraſen vor, die man in allen Acten der ſchottiſchen Synoden und Generalverſammlungen wiederfindet. Und nicht bloß dieß, ſondern man kann ſie geradezu mit 1000 multipliciren und ſich vorſtellen, daß man ſie täglich und beſtändig im gewöhnlichen Leben, ſowohl von Clerikern als auch von Laien, wiederholt hört. Auch von den Laien ſage ich; denn es iſt in dem Weſen der presbyterianiſchen Kirche begründet, daß die Laien gar nicht ſo ſcharf von den Clerikern geſchieden ſind, und daß ſie alle mit einander, ſo zu ſagen, eine gewiſſe prieſterliche Färbung an ſich haben. Ich muß darauf verzichten, dieß durch einige intereſſante und aus dem Leben gegriffene Beiſpiele noch anſchaulicher zu machen, da ich, wie ich glaube, Gefahr lau-

ſen würde, bei meinen Leſern die Meinung zu erwecken, daß ich heilige Gegenſtände nicht mit dem ihnen gebührenden Ernſte behandeln wolle, wovon ich, der ich als Ethnograph bloß ſchildern will, was ich ſah und hörte, doch gewiß fern bin.

So erſt konnte ich ſolche Ausdrücke, wie ſie mein geiſtlicher Freund auf dem Dampfſchiffe gegen mich brauchte, recht verſtehen. „The tories will break in the church, and we cannot bear it, — and now we are fighting (nach ſchottiſcher Ausſprache klingt dieß ſo: „fechting") together" (die Tories wollen in unſere Kirche brechen, — wir können es aber nicht dulden, — und daher kämpfen wir nun mit einander). Derſelbe Mann war auch in Deutſchland geweſen, und er nannte die Deutſchen: „simplehearted creatures" (Creaturen von einfachem Gemüthe). Er hatte auch den Sonntag in Dresden, Frankfurt und anderen deutſchen Städten geſehen (I saw the sabbath at Dresden) und murmelte mit einem Blicke des Bedauerns und der Verzweiflung zum Himmel etwas darüber, daß dort nicht der geringſte Reſpect vor dem Sabbath herrſche. Ueber die rheiniſchen Städte drückte er ſich ſo aus: er habe ſich gewundert, wie hoch er ſie in den katholiſchen Dingen und im Papſtthum (high in catholics and popery) gefunden habe. Das Ziel ſeiner Reiſe war aber Geneva (Genf) geweſen, und er ſchätzte ſich glücklich, dieſe Stadt Calvin's, die für die ſchottiſchen Presbyterianer eine Art Zion iſt, geſehen zu haben. („I should like to see Geneva", dieſen frommen Wunſch hörte ich im Verfolge meiner Reiſe viele Schotten äußern.) Unterwegs in einem kleinen Orte

von Fife verließ uns dieſer unſer „Highlicher“. Ein anderer, angenehmer und gebildeter Geiſtlicher blieb aber zu unſerem Troſte zurück, der mich einlud, ihn auf ſeiner „manse“ und „glebe“ — ſo nennen ſie in Schottland das Pfarrhaus und das Ackerland, mit dem eine Pfarrei dotirt iſt — zu beſuchen.

Wir fuhren den ſchönen Forth bis dahin hinauf, wo er ein ganz ſchmaler Fluß wird, und wo uns Mangel an Waſſer nöthigte, — es war gerade Ebbezeit, — unſer Dampfſchiff — Victoria hieß es, und ſein Schweſterdampfſchiff, das mit ihm um die Wette den Forth befährt und derſelben Geſellſchaft gehört, heißt Prinz Albert, wie denn dieſes Namenspaar einem jetzt überall unter den engliſchen Dampfſchiffen begegnet — zu verlaſſen und unſere Reiſe nach Stirling in einem kleinen Boote fortzuſetzen. Der Fluß windet ſich in unzähligen Halbkreiskrümmungen bis Stirling hinauf, und Stadt und Schloß und Berge ſchlüpften uns bald zur Rechten, bald zur Linken vorüber, bald hatten wir ſie hinter uns, bald vor uns. Die Ufer boten die ſchönſte Abwechſelung dar. Auch dieſes letzte Stück des Forth bis Stirling iſt wunderſchön, und die herrliche Abtei von Culroß (da, wo das Waſſer noch breit iſt), das Städtchen Kincardine*), die Stadt Alloa mit dem alten Thurme und Sitze der Earls von Marr, viele Souvenirs an Robert Bruce, deſſen Spur man übrigens faſt nirgends in Schottland verliert, mancherlei Ueberreſte von römiſchen Befeſtigungen, auf die man, in den Lowlands wenigſtens, überall ſtößt,

*) Es giebt noch ein Kincardin in Perthſhire.

und eine Menge anderer Dinge, deren mannigfaltiges hiſtoriſches und romantiſches Intereſſe hier zu entwickeln nicht ſo leicht ſein würde, gewähren die angenehmſte Unterhaltung an dieſem Wege hin.

„Welch herrliches Land iſt dieß, welche Häufung der intereſſanteſten Dinge auf einem kleinen Flecke!“ ſagte ich zu einem meiner ſchottiſchen Begleiter. „Ich begreife nicht, warum Ihre Landsleute nicht lieber in dieſem Lande beſtändig die Kreuz und die Quere reiſen, ſtatt mit Mühe andere Länder aufzuſuchen, die in der That weit weniger ſchön ſind.“ — „Die Sache iſt die“, erwiderte mein Freund, „in a philosophical point of view, men like variety“ (aus einem philoſophiſchen Geſichtspunkte die Sache betrachtet, die Menſchen lieben Abwechſelung).

VI.

Stirling.

Wir landeten endlich bei Stirling und gingen durch die Stadt zum Wirthshauſe, wo uns allen ein kleines kräftiges Luncheon ſehr wohl ſchmeckte.

Es iſt ein bemerkenswerthes kleines Gebirge, welches hier bei Stirling in der Richtung von Südweſten nach Nordoſten die Lowlands von Schottland parallel mit den Grampians-Gebirgen durchſtreicht. Es beginnt daſſelbe nicht weit von Dumbarton in der Nähe des Clydethales, ſtreicht über Stirling und Perth hinaus und verliert ſich nicht weit von Montroſe in der Nähe der Meeresküſte, und es hat eine Länge von etwa 80 Meilen. Die höchſten Spitzen dieſes Gebirgszuges ſteigen zu 2000 bis 2400 Fuß hinauf. An zwei Stellen iſt es mit weiten Thoren, die viel weiter ſind als die Porta Westphalica der Weſer, durchbrochen, erſtlich von den Gewäſſern des Forth (und in dieſem Durchbruche liegt auf und an den übriggebliebenen Berg- und Felsbrocken die Stadt Stirling) und zweitens durch den

Tay, der sich in den Frith von Tay mündet, und an dessen Ufern in den Thoren des Durchbruchs Perth, die Schöne, liegt.

Obgleich dieser Gebirgszug ohne Zweifel eine geologische Einheit bildet, so hat er doch verschiedene Namen. Das Mittelstück zwischen Tay und Forth heißt: „the Ochill-Hills", das Stück jenseit des Tay: „the Sidlaw-Hills" und das dritte Stück im Süden jenseit des Forth: „the Campsie-Hills". Zwischen dieser Hügelreihe und den ihr, wie gesagt, parallelen Grampians liegt ein großes ebenes Thal, „Strathmore" (das große Thal) genannt. Mehre Theile dieses Thales haben wieder ihre besonderen Namen. So heißt die Ebene bei Stirling im Norden der Gebirge: „the Carse of Stirling", und die Ebene im Süden der Gebirge, die aber nicht mehr zum Strathmore gehört, heißt: „the Carse of Falkirk" (es giebt eine Menge solcher sogenannten Carses [kleiner Niederungen] in Schottland).

Ich hatte in Stirling das Glück, daß ein eifriger, patriotischer, gefälliger und kenntnißreicher Führer und Freund mich zu allen den schönen und interessanten Plätzen dieses Ortes und seiner Umgegend geleitete und mir alle alten und neuen Gemäuer und Steine, Aus- und Ansichten mit seinen Deutungen und Erzählungen noch genießbarer und angenehmer machte, als sie es schon von Natur waren.

Wir bestiegen vor allen Dingen das Schloß von Stirling, denn dieß Schloß mit seiner herrlichen Aussicht ist hier so sehr die Hauptsache, daß man es durchaus

und vor allen Dingen obenan ſtellen muß. Merkwürdig war mir, indem wir durch die Hauptſtraße des Orts und über ſeinen Marktplatz zum Schloßberge hinaufgingen, die außerordentliche Aehnlichkeit mit Edinburgh, die ſo groß iſt, daß man Stirling ganz und gar ein Miniaturbild dieſer Reſidenzſtadt nennen kann. Die Aehnlichkeit betrifft aber mehr nur den alten Theil von Edinburgh; denn obgleich Stirling allerdings in ſeinen äußeren Stadtringen nicht wenige hübſche neue Häuſer erhielt, ſo hat doch kein ſo großer Zufluß von neuer Bevölkerung hierher ſtattgehabt, wie zu der Capitale des Landes, und das Miniaturbild einer angehängten Neuſtadt fehlt faſt gänzlich.

Wie in der Highſtreet und dem Caſtle von Edinburgh, ſo giebt es auch hier in der Stirling'ſchen Hochſtraße mehre alte Paläſte, in einem ſoliden Style zum Theil mit ſchönen architektoniſchen Zierrathen gebaut, — ſo den Palaſt des Regenten Earl von Marr, deſſen Nachkommen die „Conſtables“ oder „Keepers“ von Stirling-Caſtle waren, — den Palaſt des Earl von Stirling (Sir William Alexander), des philoſophiſchen Poeten am Hofe Jacob's VI. und des Lehrers von Carl I., der ihn zum Earl machte, — den Thurm, in dem der in ganz Europa berühmte ſchottiſche Geſchichtſchreiber Buchanan lebte und ſchrieb. Er war auch der Lehrer Jacob's VI. Welche weiſe Lehrer, welche ungeſchulte Zöglinge! Zwiſchen dieſen Reſten der Vorzeit und den Ruinen einer Abtei wanderten wir zum Schloſſe ſelbſt hinauf. Es liegt auf einem Baſaltfelſen, der in mächtigen Säulen, wie das Vorgebirge Fairhead in Irland, auf der einen Seite ſchroff abfällt. Ein Weg, der am Fuße dieſes Abhanges hinführt, bietet

köstliche Anblicke dar. Die alten Basaltpfeiler, die den merkwürdigen Schmuck eines mächtigen, sie zum Theil umhüllenden Epheugebüsches haben, den man sonst wohl nur an Kunstsäulen zu sehen gewohnt ist, steigen an der einen Seite senkrecht in die Höhe, und auf der anderen breitet sich die reizende Ebene aus. Man sieht in der Ebene nach dem Meere zu die vielen schönen Windungen des Forth durch die grünen Fluren sich ziehen. Dem Flusse scheint der Abschied von dem schönen Thale schwer zu werden, und er sträubt sich hin und her, bis er sich den salzigen Wogen des Oceans, der ihm hier so weit und so höflich entgegenkommt, überliefert.

Auf dem Gipfel des Felsens, der noch verschiedene höhere und niedrigere Partieen hat, liegt das Schloß in verschiedenen Abtheilungen. Da es eines von den vier Schlössern Schottlands ist, die noch jetzt in Folge des Unionstractats im Vertheidigungszustande erhalten werden müssen, so durften wir manche Batterie, manchen Mauervorsprung nicht betreten. Wir wären sonst gern auf jeden hinaufgelaufen, so schön erschien uns jeder Winkel, jeder Blick, jedes Bild. Es ist jammerschade, daß so viele Reisebeschreibungen geliefert werden; denn da Jeder von uns ein paar Worte von dem, was er gesehen hat, sagt, so traut sich jetzt Niemand mehr, viele Worte darüber zu machen, aus Furcht, es möchte dasselbe schon anderswo besser gesagt worden sein. Man findet oft Gegenden, wie z. B. diese von Stirling-Castle, wo man sich einem Strome von Beredtsamkeit überlassen und Alles recht genau und schön und

gründlich darſtellen möchte. Aber da fürchtet man denn, daß ſchon zu oft davon geredet worden ſei, da getraut man ſich nicht, an die Geduld und das Intereſſe der Leſer, die ſchon oft in Anſpruch genommen und vielleicht betrogen worden ſind, zu glauben. Und ſo kommt der Leſer, der vielleicht gern ein Mal etwas Genaues und Anſchauliches hörte, um ſeinen Genuß, und die Kunſt und Wiſſenſchaft der Länder- und Reiſebeſchreibung geräth bei dieſen unſeren vielen Beſchreibungen faſt in Verfall. Der Profeſſor Thibaut, der Mathematiker in Göttingen, wünſchte ſich immer, es möchten ſeine Schüler nie etwas von Mathematik gehört haben, oder doch Alles, was ſie davon einmal hörten, wieder vergeſſen, damit er auf einem ebenen und vorurtheilsloſen Grunde das ſchöne Gebäude der mathematiſchen Lehrſätze in ihrem Geiſte aufführen könne. Der ſchottiſche Reiſende möchte ſich eben ſo wünſchen, ſeine Leſer hätten nie etwas von Stirling-Caſtle, vom Forth, vom Strathmore und überhaupt von Schottland gehört. Dann würde er gewiß am beßten arbeiten und ſchildern. Da man dieß vorauszuſetzen aber nicht den Muth hat, und da man immer Sorge trägt, nicht ſowohl Altes auf eine neue Weiſe, ſondern vor allen Dingen neue und unbekannte Sachen hervorzuſuchen, ſo bleibt die Arbeit ein trauriges Stückwerk. Doch was iſt zu thun, man muß aus der Noth eine Tugend machen und hoffen, daß man doch noch hie und da auf etwas Unbekanntes oder wenigſtens auf einen Ununterrichteten treffe.

Die Fundamente der älteſten Gebäude und Befeſtigungen auf Schloß Stirling ſind ſchon ſo alt, daß man keinen Zeitpunkt mehr ausfindig machen kann, in welchem auf dieſem

Berge nicht ein Schloß geſtanden hätte. Ein großer Theil der Befeſtigungen aber, ſo wie ſie jetzt ſind, ſtammt von Marie von Guiſe, der Mutter von Maria Stuart, die ſich mit ihren franzöſiſchen Truppen hier verſchanzte, und dann von der Königin Anna her. Ein Parliamentshaus, von James III. gebaut, ein Palaſt von James V. und eine königliche Capelle von James VI. ſind die bemerkenswertheſten Gebäude.

Das Parliamentshaus liegt ſehr charakteriſtiſch neben dem Palaſte des Königs, gewiſſermaßen als eine Abtheilung deſſelben, und man erkennt darin den Charakter dieſer Parliamente, die nichts weiter als des Königs Kammern waren, und die dem Regenten auch nie widerſprachen, — aller Widerſpruch, den die Könige von Schottland in ihrem Lande erfuhren, ſtürmte ſie von ganz anderen Seiten, nie aus ihren Parliamentshäuſern an. Uebrigens wurden in Edinburgh, in Stirling, in Perth und auch an anderen Orten ſchottiſche Parliamente gehalten. Denn dieſe Verſammlungen waren ſo wenig an einen Sitz ausſchließlich gebunden, wie die Reſidenzen der deutſchen Kaiſer und die Reichsverſammlungen in Deutſchland.

Der Palaſt James' V. iſt ein Muſter von Geſchmackloſigkeit, was bei einem Königspalaſte als eine Seltenheit anzumerken iſt. Es iſt unbegreiflich, wie an einem königlichen Hofe, beſonders an einem ſolchen, wo eine franzöſiſche Prinzeſſin Königin wurde, ein ſo ſchlechter Geſchmack herrſchen konnte, daß daraus ſolche abſcheuliche mythologiſche Figuren hervorgingen, wie ſie auf der Mauer dieſes Palaſtes aufgeſtellt ſind. Es iſt aber recht, daß man dieſe Fratzen nicht zerſtört, denn als ein Specimen der Geſchichte

des Geſchmacks ſind auch ſie intereſſant. Freilich aber — hätten die zerſtörungsſüchtigen Reformatoren, die nach Jacob V. kamen, ſtatt ſo mancher herrlichen Abtei, lieber ſolche Gebäude ſich zu ihren Opfern ausgewählt, ſo ſtände es beſſer um uns.

In der Capelle ſieht man noch eine Kanzel von Knox (Knox's pulpit). Solche Knoxiſche Kanzeln werden in mehren ſchottiſchen Städten gezeigt, wie man bei uns noch mehre Kanzeln von Luther, Zwingli und anderen Reformatoren ſieht und aufbewahrt. Die Kanzeln ſind die eigenthümlichſten Reliquien der Stifter unſerer Religion, die ihr neues Gebäude bloß mit dem Worte und auf das Wort gründeten.

Wie in Holyroodhouſe ſich der Rizzio-Corridor befindet, ſo iſt hier in einem Theile von Stirling-Caſtle das „Douglas-room", ein Cabinet, in welchem der König James II. (1452) den Earl von Douglas erdolchte, weil er der Ligue nicht entſagen wollte, die er mit mehren anderen Baronen gegen das königliche Intereſſe gebildet hatte. Es iſt, im Ganzen genommen, ſelten, daß die Könige ſelber gemordet haben. In der ſchottiſchen Geſchichte kommt aber dieſer Fall noch einige Male vor.

„Ye towers, within whose circuit dread
„A Douglas by his sovereign bled" *),

ſingt Walter Scott in ſeiner „Lady of the lake" von dieſen Schloßräumen. In der That hat der Mord, der durch die geheiligte Perſon eines Souverains begangen wird, etwas beſonders Schreckliches. Denn erſtlich exponirt der Souverain die Heiligkeit ſeiner Perſon, indem er

*) Ihr Thürme, in deren ſchrecklichen Räumen ein Douglas durch ſeinen Fürſten getödtet wurde.

physische Gewalt gegen physische Gewalt anwendet, und zweitens werden alle seine Unterthanen und Umgebungen mit Schrecken erfüllt, da, wenn der Souverain sogar sich nicht scheut, ein Verbrechen zu begehen, sie sich bei seiner großen Macht alle unsicher fühlen. Es erklärt sich daher, daß den Völkern ein Unterthanenmord, vom Könige eigenhändig ausgeführt, fast eben so lange wie ein Königsmord, von einem Unterthan verübt, im Gedächtnisse bleibt, während man bei oberflächlicher Betrachtung denken könnte, daß sie ihn bei der Größe der königlichen Macht, als etwas Unbedeutendes und Gewöhnliches, vergessen müßten.

Die Stuarts liebten Stirling-Castle sehr, und es haben hier mehr Stuarts als in Edinburgh gewohnt. James V. steht hier in besonderem Andenken, wie Maria Stuart in Edinburgh. Dieser König hatte die Gewohnheit, wie Harun-Alraschid, verkleidet von der Höhe seines Schlosses zu seinen Unterthanen hinabzusteigen und sich nicht nur unter dem Volke zu zeigen, sondern auch Wohlthaten unter den Leuten zu verbreiten. Es giebt einen Weg an dem Abhange des Schloßberges hin, den James oft auf diesen Excursionen einschlug und der der „Ballochgeich“ (d. h. im Gälischen „der windige Paß“) genannt wird. Da die Leute den fremden Herrn gewöhnlich auf diesem Wege herunterkommen sahen, so nannten sie ihn, wenn sie untereinander von ihm sprachen, wohl „the Gudeman of Bollochgeich“ (den guten Mann vom windigen Passe) oder auch „the Laird of Ballochgeich“.

Jetzt war das ganze Schloß voll schottischer Truppen (Bergschotten), denen einige Gebäude als Baraken dienten.

Es waren faſt lauter große, wohlgeſtaltete, ja ſchöne Leute. Einige Trupps exercirten, andere Poſten ſtanden auf Schildwache, noch andere amuſirten ſich in den alten Schloßhallen mit der „Bagpipe“ (dem Dudelſack). Für den Abend hatten ſie ein Schauſpiel angekündigt, das von einigen Amateurs unter ihnen in der Schloßhalle ausgeführt werden ſollte, und von dem ich an allen Ecken ſchlecht geſchriebene Ankündigungen las.

Ich ſah hier zum erſten Male die ſchöne Hochländer-Tracht, die wir jetzt lange nicht im übrigen Europa geſehen haben. In den Zeiten Napoleon's kannte man ſie in Spanien und auch in Deutſchland ſo gut wie die Tracht der Koſacken, Baſchkiren und anderer Nationen. In dem jetzigen tiefen europäiſchen Frieden vergeſſen die Nationen gegenſeitig, wie ſie ausſehen, und es müſſen dieſe Dinge daher jetzt zu Zeiten wieder aufgefriſcht werden. Die Schotten rühmen ſich bekanntlich, daß ihre Nationalkleidung noch von den Römern abſtamme. Römiſche Soldaten ſollen ſie in Schottland eingeführt und unter den pictiſchen Bergbewohnern verbreitet haben. So feſt auch die meiſten Schotten hieran glauben, und ſo viele ihrer geachteten Geſchichtſchreiber ſelbſt dieß auch verſichern, ſo ſcheint doch die Sache ziemlich unwahrſcheinlich. Denn erſtlich hat die ſchottiſche Nationaltracht mit der römiſchen Soldatenkleidung nur eine ziemlich entfernte Aehnlichkeit. Zweitens haben die Römer gerade die Gegend von Schottland, in welcher dieſe Kleidung vorzugsweiſe, ja faſt ausſchließlich herrſcht oder doch herrſchte, die Hochlande, gar nicht oder doch nur zum geringſten Theile beſeſſen, und es wird einem der Glaube daran, daß die

Picten, die den Römern ſo feindſelig geſinnt und mit ihnen faſt in ununterbrochenen Kämpfen begriffen waren, der römiſchen Kleidung zu Liebe ihrer alten Nationaltracht entſagt haben ſollen, etwas ſchwer. In der That ein Volk, welches von dem anderen nichts, gar nichts Anderes als die Kleidung, weder Sprache, noch Sitten, ſondern einzig und allein die äußere Hülle angenommen hätte, wäre ein ſonderbares Phänomen, und ein eben ſo großes Phänomen wäre es, den römiſchen Mantel ganz und faſt unverändert gerade in dieſen entlegenſten caledoniſchen Gebirgen hängen geblieben zu ſehen und im ganzen übrigen Europa von ihm keinen Flicken mehr zu finden. Die Aehnlichkeit der römiſchen Chlamys mit dem ſchottiſchen Kilt kann ja und wird wahrſcheinlich eine rein zufällige ſein. Daß dem anders ſei, iſt nicht gut denkbar. Die Möglichkeit aber iſt allerdings da. Nur muß die Sache noch etwas beſſer bewieſen werden. Könnte man dieſen Beweis liefern, ſo wäre die Erſcheinung in der That für den Ethnographen ſehr intereſſant, und er würde dann bei dieſer ſchottiſchen Tracht der lateiniſchen Sprache gedenken, welche am anderen Ende des römiſchen Reichs, unter den öſtlichen Barbaren, den Walachen, auch ſo vereinzelt ſtecken geblieben iſt.

Das Weſentliche bei der hochſchottiſchen Kleidung iſt erſtlich dieß, daß eine Dame nie dabei in Verlegenheit kommt, das Wort Hoſen ausſprechen zu müſſen, aus dem guten Grunde, weil die Hochſchotten gar keine Hoſen haben. Es giebt dieſer Umſtand der Kleidung ihren Hauptreiz, denn es iſt kein Zweifel, daß die Beine durch die Hoſen gewöhnlich

mehr als andere Körpertheile ihre natürliche Geſtalt verlieren und in zwei ſehr unſchöne Pfähle verwandelt werden. Das Oberkleid der Hochſchotten iſt ſehr kurz, fällt aber in vielen Falten herab und giebt daher dem Mittelſtück des Körpers eine gewiſſe Fülle und Breite. Das Oberkleid heißt Kilt. Da es von ſehr ſchwerem Zeuge iſt und, wie geſagt, viele Falten hat, ſo kann es vom Winde nicht leicht aufgehoben werden, und man fühlt ſich daher warm genug darunter, beſonders da vorn auch noch die ſchwere große lederne Taſche darüber herabhängt, die aus Ziegenfell gemacht iſt. Ueber dem Kilt wird gewöhnlich noch der „Plaid" getragen, der eben ſo wie jener aus dem bunten carrirten ſchottiſchen Stoff, dem Tartan, gemacht iſt. Dieſer Plaid iſt bloß ein großer Shawl, der über die Schultern geſchlungen und über Bruſt und Rücken befeſtigt wird. Es iſt das einzige Stück der ſchottiſchen Kleidung, das faſt allgemein bei allen Ständen in Schottland ſtatt des Mantels im Gebrauch iſt und auch noch durchweg in Nordengland vom Volke getragen wird. Bei den Soldaten ſah ich es nicht, und ich weiß nicht, ob der Plaid zu ihrer Uniform gehört. Die Mütze iſt eine ſehr wohlkleidende Kopfbedeckung, die in der Regel mit einer Adlerfeder oder auch mit einem ganzen wallenden Federbuſche geſchmückt iſt, und die Fußbedeckung endlich beſteht aus Sandalen, die wie die römiſchen mit bunten Schnüren, die ſich an der Wade hinaufkreuzen, befeſtigt werden.

Ich glaube, es giebt zwei Regimenter in der engliſchen Armee, die auf dieſe Weiſe gekleidet ſind. Unter dem Volke in den Hochgebirgen ſelbſt geht aber dieſe Nationalkleidung mehr und mehr verloren, wie denn über-

haupt alle anderen Nationalkleidungen Europas mehr und mehr untergehen. Nur noch wenige Thäler soll man treffen, in welchen der schottische Kilt allgemein ist. In der Regel sind es nur noch einige alte Leute, welche den Kilt tragen. Gewöhnlich aber pflegt man die Jugend bis zu einem gewissen Alter in der Nationaltracht gehen zu lassen, nicht bloß fast allgemein bei den Bauern, sondern häufig auch bei den Vornehmen, theils weil die Kleidung billiger ist, theils weil man sie für wohlthätig, gesund und die Kinder abhärtend hält.

Wir gingen in eine der Schloßhallen, in welcher wir den Dudelsack ertönen hörten. Diese schottischen Dudelsäcke klingen viel lauter und schärfer als die irischen, besonders die, welche dazu bestimmt sind, den Donner der Schlachten zu übertönen. Sie sind auch nach einem anderen Systeme gebaut als die irischen. Die, welche als Regimentsmusik den Soldaten dienen, sind natürlich besonders elegant. Es sind bei jedem Regimente zwölf Kriegsdudelsäcke und zwei bei jeder Compagnie. Die Schotten sind in die Töne dieses ihres Nationalinstruments außerordentlich verliebt. In Edinburgh hört man an allen Straßenecken die Dudelsäcke spielen. „Wenn wir den Dudelsack in der Schlacht hören, then we go through the very Devil" (dann gehen wir mitten durch den Teufel), sagte mir der Corporal, der uns die an der Wand hängenden Dudelsäcke zeigte und uns einige Melodieen darauf vorspielte.

Am Fuße des Schloßhügels nach dem Süden zu liegen die königlichen Gärten, die schon im Jahre 1315 angelegt worden sein sollen, und die unter den Stuarts die Scene so mancher ritterlichen Spiele waren, von denen die schot-

tiſchen Chroniken berichten. Sie ſind jetzt durchweg mit Gras bewachſen. Man erkennt aber an den Schattirungen des Raſens noch deutlich den alten Plan der Gärten, den Hügel, „King's knot“ (Königsknoten) genannt, in der Mitte, die davon ausgehenden Wege, die Umfanglinie eines Cirkels, der den Hügel umgab ꝛc. Dann iſt dort noch „the Ladies' hill“ (der Damenhügel), von dem die Schönen dem „Tournament“ der Ritter zuſchauten, und manche andere intereſſante Dinge. Aber das Ohr hat keine Zeit, allen den lehrreichen Erzählungen des gütigen Cicerone zu lauſchen; denn das entzückte Auge läuft mit ihm davon, indem es wieder und immer wieder auf die ſchöne Gegend, die hier eröffnet vor ihm liegt, zurückkehrt.

Es ſcheint mir kein Zweifel, daß die Ausſicht von Stirling-Caſtle das Schönſte iſt, was dieſer Art das großbritanniſche Königreich bietet, und da nun dieſes Königreich ſelbſt eines der ſchönſten Länder in Europa iſt, ſo gebührt jenem Schloſſe einer der reichſten Kränze. Die große Schönheit der Sache muß mich bei meinen Leſern entſchuldigen, wenn ich noch ein Mal darauf zurückkomme. Es kommen hier vor dem bezeichneten weiten Stirling'ſchen Gebirgsthore drei Flüſſe in einen zuſammen, der Allan, der Teth und der Forth. Die Windungen des letzteren insbeſondere ſind reizend, denn er ſchlägt einen Halbbogen nach dem anderen. Die dadurch entſtehenden Halbinſeln nennt man „Links“ (Glieder oder Ringe), und da die Flußhalbinſeln äußerſt fruchtbar ſind, ſo hat man in Schottland davon folgenden alten Reim:

„A link o' the Forth
„Is worth an earldom o' the North *)."

Obgleich die Jahreszeit ſchon ziemlich vorgerückt war, ſo waren doch alle dieſe Links mit dem ſchönſten, friſcheſten Grün bedeckt. Der ſchwarze Baſaltfelſen des Schloſſes ſteigt in dieſem grünen Meere wie ein hoher, von der Natur für den Gebieter der Gegend bezeichneter Thron empor. Seine ganze Nachbarſchaft iſt eben. In einiger Entfernung ſtehen wie die Großwürdenträger des Reichs die Thorpfoſten jenes Burgthores, zum Theil ebenfalls ſchroffe und noch höhere Felſen, weiterhin nach dem Meere und dann ins Innere des Landes hin breitet ſich das Reich aus. Gegen das Meer hin verliert ſich der Blick ins Blaue. Nach dem Inneren zu ſtehen aber in der Ferne wie rieſige Gränzwächter die großen Pyramiden der Grampians-Berge, der Reihe nach mit Grün und jetzt auch zugleich mit Schnee und dunklem Moorgrund geſchmückt und uniformirt, wie ein Regiment Bergſchotten in ihrer „Highland-Garb" (Hochlandstracht).

Mit einer Menge von Dörfern und Städtchen, deren Bewohner man ſich glücklich denkt, iſt die ebene Flur des Strathmore, des großen Thales, beſäet. Wir hatten noch dazu einen nicht ſehr ſchönen Tag, wie das in dieſen, vom Apollo ſo gegen alles Recht und Billigkeit etwas ſtiefmütterlich behandelten Gegenden lei-

*) Ein Ring am Forth iſt werth ein Fürſtenthum im Norden.

der gar zu gewöhnlich ist. Hätten wir einen schönen Tag getroffen, ich glaube, Stirling-Castle wäre geeignet gewesen, den Reisenden zu vermögen, alle seine Weiterreisepläne aufzugeben. Aber so überfiel uns zuletzt gar noch der Regen und vertrieb uns von dieser unvergleichlichen Schaubühne.

VII.

Drummond-Caſtle.

Ich nahm daher Abſchied von meinem Stirlinger Freunde und ſuchte Schutz unter dem Dache meiner Hütte, meiner wandernden Hütte nämlich, ich meine den Poſtwagen, mit dem ich noch denſelben Abend in Geſellſchaft meines freundlichen presbyterianiſchen Geiſtlichen mitten in jenes ſchöne Thal Strathmore hineinfuhr, um mir dort das, durch ſeine Gartenanlagen ausgezeichnete Schloß der Familie Drummond zu beſehen. Der Weg dahin führt zuerſt im Thale des Allan hinauf, am Fuße der Orchill-Hills hin, bei den Städtchen Lecropt und Dumblane vorbei. Sechs Meilen hinter Dumblane paſſirten wir ein altes römiſches Lager, welches das ſchönſte und vollſtändigſte in ſeiner Art ſein ſoll, das in Schottland exiſtirt. Es hat über 1000 Fuß Länge und 900 Fuß Breite und iſt von dreifachen Wällen und Gräben umgeben. Es wird das Lager Agricola's genannt und ſoll von dieſem Feldherrn im Jahre 83 für 20,000 ſeiner Welteroberer errichtet worden ſein. Die mit Gras bewachſenen Wälle und Zeltplätze

werden jetzt vom Vieh beweidet, und in dem einen der noch deutlich erkennbaren Thore ſahen wir eine kleine, mit Laub geſchmückte Ehrenpforte ſtehen, die man unſerem deutſchen Prinzen Albert zu Ehren errichtet hatte. Dieſe Pforte ſteht gerade dem Angeſichte der Hochlande gegenüber, und Agricola war hier gewiß manchmal unter ähnlichen Ehrenpforten eingezogen, wenn er ſiegreich von ſeinen Einfällen ins Hochland zurückkehrte. Prinz Albert war hier jetzt kurz vorher ebenſo eingezogen zu friedlicher Unterſuchung dieſer Scene kriegeriſchen Tumults.

Von dieſem römiſchen Lager bis zu jenem Schloſſe der Drummonds zieht ſich eine flache Gegend hin, die „the Moor of Ochill“ heißt, und auf dieſem Moore in einem niedrigen Grunde lag und liegt vielleicht noch jetzt eine kleine Hütte. Dieſe Hütte wurde, wie Herr Chambers erzählt, bis vor 30 Jahren von einem alten Weibe bewohnt, das man gemeiniglich „die Mutter der Kaiſerin von Marocco“ nannte. Die Tochter dieſes Weibes war nämlich vor 60 oder 70 Jahren auf der Reiſe nach Amerika, wohin ſie, wie viele Schotten, auswandern wollte, von einem maroccaniſchen Caper gefangen genommen, zur Sklavin gemacht und in Marocco in das Harem des Kaiſers gebracht worden, der ſie ſo lieb gewann, daß er ſie zu einer ſeiner Gemahlinnen erhob. Als Kaiſerin knüpfte dieſe Perſon eine Correſpondenz mit den Ihrigen in Schottland an, und die Sache wurde auf dieſe Weiſe ruchbar. Ihre beiden Söhne, die ſie vom Kaiſer hatte, ſollen ſogar nachher einmal den Beiſtand der Engländer in Anſpruch genommen haben, indem ſie zur Unter-

ſtützung ihrer Forderung auch anführten, daß ſie von Seiten ihrer Mutter aus britiſchem Blute ſeien.

Nicht weit von dem beſagten Drummond-Caſtle befindet ſich ein Dörfchen, Muthill genannt. Da in deſſen Nähe mein „Reverend friend“ (ehrwürdiger Freund) wohnte, ſo beſchloß ich hier zu übernachten, und fand in einem kleinen Wirthshauſe allen wünſchenswerthen Comfort, eine gefällige und redeluſtige alte Wirthin, ein freundliches reinliches Zimmer, ein Bett, wie gewöhnlich in England, einen halben Acker groß, und Milch, Whisky, „Porridge“ (Haferbrei) und eine warme „Brose“ (Fleiſchſuppe), kurz Alles, was man ſich in Schottland nur Schönes wünſchen kann. Da ich aber fand, daß alle dieſe Sachen wohl meinen Mund u. ſ. w., nicht aber mein Herz und meinen Kopf befriedigten, ſo ließ ich mir den Weg zum Schulmeiſter des Dorfes zeigen, den ich eben allein bei ſeinem Kamine ſitzend fand, und der mir gaſtfreundlich geſtattete, mich den Abend bei ihm niederzulaſſen.

Die Dorfſchulmeiſter ſind eine Claſſe von Menſchen, die der wißbegierige Reiſende in keinem Lande vernachläſſigen darf. Denn ſie ſtehen an der äußerſten Gränze der gebildeten Stände und ſind von denen, die da denken, verglichen und raiſonniren, diejenigen, welche der Grundbevölkerung des Landes ſich am nächſten befinden. Sie haben die Kenntniß des Volkes und ſeiner Sitten eben ſo aus erſter Hand, wie die Förſter, die Jäger, die Fiſcher, die Pächter ꝛc. die Kenntniſſe der Natur des Landes, der Thiere, der Pflanzen, des Klimas aus erſter Hand haben. Gewöhnlich hat ſich daher bei den Dorfſchullehrern ein ſo hübſcher

Schatz von Volkskenntniß, beſonders eine große Detailkenntniß ihres Landeslocales und der Sitten ihrer Dorfbewohner und Nachbarn angeſammelt, wie man ihn ſelbſt bei den Predigern, die ſchon in viel höheren und entlegenern Regionen walten, nicht findet. Der Ethnograph und der Statiſtiker können, wenn ſie kritiſch verfahren, unendlich Vieles aus dem Schatzkäſtlein der Dorfſchullehrer ſchöpfen, und könnte man dieſe kleinen Schätze in jedem Lande nur alle zuſammentragen, ſo würde ein großer Hauptſchatz daraus entſtehen.

Mein lehrender Freund war mir vor allen Dingen ſelbſt eine lehrreiche Erſcheinung. Denn ich fand in ihm, wie ſpäter in mehren ſeiner Collegen, einen ſehr klugen und wohlunterrichteten Mann. Seine Zimmer waren freundlich, reinlich und mehr als dieß, elegant eingerichtet, und indem ich ſie im Stillen mit den Wohnungen unſerer Dorfſchulmeiſter in Sachſen verglich, fand ich dieſe weit beſcheidener, und wunderte mich, daß Schottland, welches bekanntlich bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts ſeine gut ſituirten Dorfſchulmeiſter noch an den Fingern herzählen konnte, in ſo kurzer Zeit ſolche Fortſchritte gemacht habe.

Ich ſprach gegen meinen Freund meine freudige Verwunderung darüber aus, und er ſagte, er ſei auch wirklich damit zufrieden. Im Ganzen herrſche aber unter den ſchottiſchen Dorfſchulmeiſtern (parish-schoolmasters) eine große Unzufriedenheit, beſonders der geringen Beſoldungen wegen, die ſie empfingen. Ich bemerkte ihm, daß dieſelbe Klage auch unter unſeren deutſchen Dorfſchulmeiſtern herrſche, weil ihre Beſoldungen ebenfalls ſehr gering ſeien. „Wie hoch

ſind ſie?" fragte er. „Verſchieden," antwortete ich, „manche haben wohl 100, ſogar auch 150 Thaler, viele aber nur 50 Thaler, und manche ſelbſt noch viel weniger als dieß." „Wie viele Pfunde hat ein Thaler?" fragte er. „Sieben Thaler gehen auf ein Pfund," ſagte ich. „So ſind alſo 50 Thaler etwa ..?" „Sieben Pfund!" „Was?" ſchrie er entſetzt und ſprang von ſeinem Sitze auf, „ſieben Pfund Beſoldung für einen Lehrer?" „Ja ſieben Pfund!" ſagte ich. „Wie viel habt Ihr denn?" „Ich kenne keinen in Schottland, der weniger hätte als 40 bis 50 Pfund. Das Durchſchnittseinkommen iſt aber 70 bis 80 Pfund, und manche gehen hinauf bis zu 150 Pfund!" „Was?" ſagte ich meinerſeits entſetzt und ſprang nun auch von meinem Seſſel auf, und wir ſtanden wie ein Paar Verzweifelnde einander gegenüber, „150 Pfund, das macht 1050 Thaler? Mit dieſer Revenue iſt in Deutſchland ein Baron zufrieden! Und Ihr laßt es Euch einfallen, darüber zu murren?" „Ja," ſagte er, „wir klagen! Aber bedenken Sie auch, wie theuer bei uns alle Dinge ſind. Der Kaffee (best Jamaica) koſtet geröſtet (rosted) 2 Schilling, der Zucker (row sugar) 8 Pence das Pfund, Chocolate iſt noch theuerer, und eben ſo iſt der Thee nicht billig, und dann wie theuer ſind die guten Ochſen- und Schweinebraten, Roſinen und Pudding und Alles, was dazu gehört?" „Ja freilich," erwiderte ich, indem ich mich wieder hinſetzte, „das iſt wahr." Aber unſere Schullehrer ſind zufrieden, wenn ſie das liebe Brod im Hauſe haben, dachte ich dabei. Auch unter den ſchottiſchen Predigern iſt die Klage von jeher groß geweſen über ihre geringe

Einnahme, denn die Reformatoren, welche die Abteien und Klöſter zerſtörten, ließen ſich faſt überall die damit verbundenen Güter und Einkünfte, welche in die Hände der weltlichen Herren fielen, entſchlüpfen und konnten ſpäter trotz aller Demonſtrationen nichts Erkleckliches davon zurückerlangen. Allein es iſt kein Zweifel, daß keiner unſerer Dorfprediger glauben würde, zum Klagen Urſache zu haben, wenn er nur ſo viel Geldeinkommen hätte, wie der ſchlechteſt beſoldete Prediger in Schottland. Der geringſte, von dem ich hören konnte, hatte doch noch 150 Pfund jährlich, außer einem „Manse and Glebe" (Haus und Acker). Es giebt unter der ſchottiſchen Geiſtlichkeit weder ſo reiche Pfründner, noch ſo arme Vicars wie unter der engliſchen.

Es iſt bekannt, daß die Volkserziehung in Schottland außerordentliche Fortſchritte macht, und mein Freund ſagte mir, daß in ſeiner Gegend unter den Leuten der größte Eifer herrſche, ſelbſt etwas zu lernen und auch ihre Kinder gut belehren und erziehen zu laſſen. Man zwingt die Leute nicht, ihre Kinder in die Schule zu ſchicken, und es erregte meines Freundes größte Verwunderung, als ich bemerkte, daß dieß bei uns geſchähe. Er ſagte, ſie kämen alle von freien Stücken, und es würde für eine Schande gehalten, wenn Jemand ſeine Kinder nicht in die Schule ſchicke. Ja es käme eigentlich gar Niemandem in den Sinn, es nicht zu thun. „Die Leute", ſagte er, „würden ſich einen ſolchen Zwang hier auch gar nicht gefallen laſſen, und es würde dieß gewiß das beßte Mittel ſein, ihnen die Schule und Erziehung ganz zu verleiden." Er ſprach hier natürlich hauptſächlich nur von den ſchottiſchen Lowlands, an deren Gränzen wir uns

befanden. In den Highlands ist die celtische Sprache, das Gälische, noch ein großes Hinderniß gegen das Eindringen einer guten Erziehung, die nur auf den Flügeln der normanno-sächsischen Sprache weiter geht. Denn nur in dieser ist Leben, Regsamkeit, Thätigkeit, in dieser Sprache wird geschrieben und weiter gedacht. Alle Gebildeten fallen ihr von selbst zu. Es ist fast unmöglich, daß in demselben Staate zwei Sprachen, und zwei Literaturen auf dieselbe Weise neben einander blühen. Die eine muß die andere verdrängen, — um wie viel mehr nicht die mächtige englische Sprache die schwache gälische, und Alles, was celtische Societäten und hochländische Patrioten dafür jetzt thun, wird ihren völligen Ruin nicht aufhalten. Ja man muß aus hundert Gründen, so schade es ist, des Volkes selbst wegen eigentlich wünschen, daß ihre Verdrängung so bald wie möglich beendigt werde. Jetzt scheint auch diese Verdrängung in der That rasche Fortschritte zu machen. Mein Freund nannte mir mehre Glens in der benachbarten, schon zu den Hochlanden gehörenden Pfarre von Comrie (Comrie-parish), in denen man noch vor 40 Jahren fast allgemein gälisch gesprochen habe, und wo man jetzt fast allgemein englisch spräche. Ich fand auf meiner Weiterreise selbst eine Menge ähnliche Beispiele und Spuren von, so zu sagen, eben erst frisch ausgerotteter gälischer Sprache. Wenn man das Alter der germanischen Sprache und Race in Schottland bedenkt, so ist es wirklich ein baares Wunder, daß sich die gälische Sprache, die nie eine geschriebene Literatur zu ihrer Unterstützung hatte, so lange gegen die Angriffe des Deutschen halten konnte. Schon Tacitus berichtet, daß

die Caledonier (in den Lowlands) von germaniſcher Race ſeien! Welche Kriege mochten dieſe germaniſchen Lowländer ſchon vor der Römer Zeiten mit den Hochländern geführt haben! Welche ſiegreiche Kämpfe der germaniſchen Dänen und Norweger mit denſelben celtiſchen Hochländern folgten hinterdrein, und dann die ganze lange Entwickelung der ſächſiſchen Anſiedlungen in den Lowlands, die ſich hier wie in England etablirten und, mit den vorgefundenen germaniſchen Elementen ſich verbindend, eine außerordentliche Macht gegen die celtiſchen Hochländer bildeten. Und doch hörte die ganze gewaltige Macht unſerer, mit Abc- und Schulbüchern, mit Journalen und Zeitungen und literäriſchem Geräth aller Art gewappneten Zeit, die ganze unwiderſtehliche Gewalt unſerer tauſendarmigen Zeit dazu, um das alte Gäliſche, wie ſo viele andere Sprachreſte, an der Wurzel zu faſſen und es ganz aus dem Sattel zu heben. Aber ſelbſt ſo wird es noch lange dauern, bis das gäliſche Gerede in allen Glens und auf allen Bens völlig aufgehört hat.

Sehr viel, glaube ich, hat zum Siege des Engliſchen in den Hochlanden die Verbeſſerung des Ackerbaues und namentlich die Einführung der Schafzucht beigetragen, die ſich, wie ſo vieles Andere, aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts herſchreibt. Sonſt nämlich ſaßen überall in den Glens der Berge viele kleine Hüttenbewohner zerſtreut, die mitten zwiſchen Moraſt und Fels, wie in Irland, ein kleines Aeckerchen Land für ihr Haferbrod bearbeiteten und ein Fleckchen ſchlechten Grasbodens mit magerem Vieh beweideten. In neueren Zeiten nun hat man eine Menge dieſer entlegenen Glens — oft mit Gewalt — von ihren Bewoh-

nern gereinigt (cleared). In alten Zeiten, in welchen bei dem Beſtehen der Clans der Reichthum eines Herrn nach ſeinen Trabanten (followers, retainers) geſchätzt wurde; war ein ſolcher kleiner Hüttenbewohner ſeinem Herrn, dem Beſitzer des Bodens, noch immer etwas werth, ſelbſt wenn er nur ſeine eigene Perſon zu nähren wußte. Nach Auflöſung der Clansverfaſſung aber mußten die Herren nach anderen Quellen des Einkommens ſuchen. Sie ſchoben alſo dieſe kleinen Hüttenbewohner, die ihnen nichts einbrachten und die ihnen auch mit ihrer Perſon nicht mehr dienen konnten, auf die Seite, vertrieben ſie von ihren elenden kleinen Farms und verwandelten dieſe und die benachbarten, von dem Rindvieh der kleinen Cottiers wenig oder ſchlechtbenutzten Bergtracte in Schafweiden. Unterdeſſen waren auch die Manufacturen in den ſchottiſchen Städten erwacht, der Handel in den Hafenplätzen hatte ſich belebt, und ſelbſt in den größeren Ackerbaudörfern war ein verbeſſertes Syſtem des Ackerbaues, der daher nicht nur mehr Menſchen nähren, ſondern auch mehr Arme brauchen konnte, etablirt worden. Die von den Schafen aus ihren einſamen Bergſitzen vertriebenen Hochländer fanden daher in dieſen Manufactur- und Handelsſitzen und in dieſen Dörfern ein Unterkommen, die Bevölkerung des Landes zog ſich, mit einem Worte, aus dem zerſtreuten Zuſtande, in dem ſie ſich bisher befunden, in beſſer bevölkerte Orte zuſammen, und dieſe Veränderung eben, meine ich, hat wohl beſonders viel zum ſiegreichen Fortſchritte der engliſchen Sprache, wie überhaupt der Cultur in Schottland beigetragen.

Jene Aufhebung der Clans in den Hochlanden, die für

Schottland einen neuen Frühling heraufführte mit tausendfältigen Blüthen, die jetzt schon zu den schönsten Früchten gereift sind, — einen Frühling freilich mit heftigen und blutigen Stürmen (die Cumberland'schen Husaren waren es bekanntlich, deren Einbruch in Schottland den Beginn jenes Frühlings bezeichnete) — hatte im Jahre 1746 nach der Unterdrückung der letzten schottischen Revolution und des letzten Stuart'schen Prätendenten statt. Alle Clans wurden darnach von den Engländern aufgehoben, und einer derselben, der sich von jeher durch seine unbändige Wildheit und Grausamkeit ausgezeichnet hatte, der Clan der Mac Gregors, wurde damals sogar vollkommen proscribirt. Viele Mac Gregors — der bekannte Rob Roy war ein Mac Gregor — wurden erschossen, hingerichtet, umgebracht, und in Zukunft wurde befohlen, es solle hinfort gar kein Mac Gregor mehr existiren. Der Name wurde vollkommen verboten. Damals nun flohen die Mac Gregors nach allen Seiten und versteckten sich und verhehlten ihren Namen. Einige gingen zu den Campbells über und nannten sich Campbells, andere zu den Drummonds, deren Namen sie annahmen. Auch hier, in dem Dorfe Muthill, so erzählte mir mein Dorfschullehrer, seien Mehre, von denen man noch heutiges Tages wüßte, daß sie Mac Gregors wären, obgleich sie sich öffentlich anders nennten. Einige seien in neuerer Zeit wieder mit ihrem alten Namen Mac Gregor hervorgekommen, manche aber hätten noch einen doppelten Namen beibehalten; so wisse er einen, der sich immer „James Drummond" unterschreibe, in seiner Familie und von seinen Freunden aber „James Mac Gregor" nennen lasse.

Die übrigen Clansnamen beſtanden noch fort. Und obgleich natürlich durch die Aufhebung der Clans die Mitglieder derſelben, die ſonſt auf einem Diſtricte zuſammenſaßen, in alle Welt zerſtreut wurden, und obgleich man jetzt kaum einen Ort in Schottland findet, wo man unter den Bewohnern nicht Mac Gregors und Mac Douglas und Mac Phersons und andere Clansnamen findet, ſo iſt doch noch nicht Alles ſo verwiſcht, daß nicht in gewiſſen Diſtricten gewiſſe Clansnamen die vorherrſchendſten und die gewöhnlichſten wären, ja daß es nicht gar noch manche Glens gäbe, in denen der alte Clansname ſich noch entſchieden bei den meiſten Bewohnern fände. So tragen in der Gegend, in welcher ich mich jetzt befand, die meiſten Leute den Namen Drummond und ſind Nachkommen der Mitglieder dieſes alten berühmten Clans, der in der ganzen Grafſchaft Perth, neben den Stuarts, einer der wichtigſten und angeſehenſten war. Denn das Haupt dieſes Clans der Drummonds, oder ihr „Chief," oder, wie dieß auf Gäliſch heißt, ihr „Ceau*)," welches Wort die Engländer „Ken" ſchreiben und ſprechen, dieſer „Ceau Drummatich" (das Haupt der Drummonds) war zu gleicher Zeit auch Earl von Perth. Seit dem Jahre 1716 iſt dieſer prächtige Titel aber eine ſogenannte „extinct peerage" (eine erloſchene Pärſchaft) oder ein „forfeited title" (verfallener Titel) geworden. Er wurde ihnen wegen ihrer Anhänglichkeit an die Stuarts genommen.

*) Einer der ſchottiſchen Könige, Malcolm III., heißt auch „Ceau mohr," d. h. „das große Haupt," oder „der große Häuptling."

Von vielen aber werden die Drummonds noch jetzt „die Perthfamilie" (the noble family of Perth) genannt, und es ſoll noch einen Drummond geben, der auf jenen Titel Anſprüche macht (who claims and represents this title). Solcher verwirkter Titel hat Schottland mehr als England, Irland mehr als Schottland.

Die Haupt-Drummonds, die Häuptlinge des Clans, reſidirten immer auf Drummond-Caſtle, jenem Schloſſe bei Muthill. Dieſer Hauptſtamm ſtarb vor Kurzem in männlicher Linie aus, und die übrigbleibende weibliche Erbin (Heiress) war Clementina Drummond, die ſich an den Lord Willoughby de Eresby, den Lord-Great-Chamberlain von England, verheirathete. Als die Königin von England hier auf ihrer Reiſe zum Beſuche war, ſtellte dieſer engliſche Herr den „Cean Drummatich" vor, und die Drummonds ordneten ſich, in ihre Clan-Farben, welche Roth, Grün und Schwarz ſind, gekleidet, unter ſeine Fahne, um die Königin zu begrüßen. Auch die Mutter des Königs Jacob I., die Königin Anna Vella, war eine Drummond.

Die Drummonds von Drummond-Caſtle ſind die hauptſächlichſten dieſes Namens. Außerdem giebt es aber noch eine Menge anderer bedeutender Familien, die den Namen Drummond führen, wie die „Drummonds von Strathallan", die „Drummonds von Comrie", die „Drummonds von Blairdrummond", die „Drummonds von Hawthornden", die „Drummonds von Keltie", die „Drummonds von Kinnoul." Dieß ſind lauter ſogenannte „Cadets" von den Haupt-Drum-

monds auf Drummond-Caſtle, d. h. jüngere Stämme, die wahrſcheinlich — zuweilen auch nachweisbar — einmal ſich von den Haupt-Drummonds abzweigten. Auch von dieſen Drummonds ſind noch Mehre ſchottiſche Peers und gehören zu den größten Familien des Reichs, ſo z. B. die Earls von Kinnoul, ferner die Earls von Strathallan. Außer dieſen Edlen führen aber auch viele „Gemeine" (commoners) den Namen Drummond. Es giebt in London ein berühmtes Banquierhaus Drummond. Dr. Drummonds traf ich mehre in England, und um Muthill und Comrie herum giebt es eine Menge Bauern, Namens Drummond. Und ſo haben denn auf dieſe Weiſe meine Leſer einen kurzen Ueberblick von einem ganzen ſolchen ſchottiſchen Clan. Sowie alle dieſe Drummonds denſelben Familiennamen haben, ſo führen ſie auch alle daſſelbe Wappen. Bevor überhaupt Familiennamen und Familienwappen üblich waren, war es bei den Clans, wie Robertſon ſagt, irgend eine patronymiſche oder locale Bezeichnung, die allen eben ſo gemein war, und welche alle annahmen, die entweder durch Blut oder durch freie Wahl und Vaſallenſchaften ſich einem Häuptlinge unterordneten. Durch dieſe Annahme eines gemeinſamen Namens wurde eine Vereinigung, die, wenigſtens zum Theil, eine künſtliche war, allmählig in eine natürliche verwandelt, indem die Conſanguinität, welche anfangs, wenigſtens in einem großen Maße, bloß imaginär war, nach einer oder zwei Generationen für eine wirkliche gehalten wurde. Alle folgten dann willig einem Leiter, den ſie ſowohl als den Beſitzer und Herrn ihrer Ländereien, als auch als das Haupt ihres Blutes betrachteten, und ſie dienten ihm ſo nicht nur mit

der Treue von Vaſallen, ſondern auch mit der Liebe von Verwandten.

Nicht weit von dieſer Gegend, in welcher der Clan Drummond herrſchte und herrſcht, liegt das Land der Campbells, in welches ich nach einigen Tagen kam. Beide, die Drummonds wie die Campbells, nahm jener fromme Mann, der Landmann Marton von Caltoguey, alle Morgen in ſein Gebet auf, indem er dem Vaterunſer noch folgende Worte hinzuſetzte:

„From the greed of the Campbells,
„From the ire of the Drummonds,
„From the pride of the Grahams,
„From the wind of the Murrays,
„Good Lord, deliver us."

(Von der Gier der Campbells,
Von dem Zorne der Drummonds,
Von dem Stolze der Grahams,
Von dem Sturme der Murrays,
Herr, erlöſe uns.)

Am anderen Morgen um 9 Uhr ging ich zum Frühſtück zu meinem Freunde, dem Prediger. In England bekommt man ſehr oft ſolche Einladungen zum erſten Frühſtück (zum Morgenkaffee), welches wir ſo früh — gleich wenn wir aus dem Bette kommen — einnehmen, daß wir in der Regel nicht wohl Geſellſchaft dazu bei uns ſehen können. In England aber, wo man um 9 oder 10 Uhr frühſtückt, hat man dabei oft ſehr zahlreiche Verſammlungen. In Schottland iſt ſo ein Frühſtück wieder eine ganz eigene Affaire. Zuerſt iſt der dabei gehaltene Familiengottesdienſt noch viel

länger und feierlicher als in England. Alsdann, was die Speiſen betrifft, ſo iſt Fleiſch dabei nicht ſo häufig; dagegen ſpielen Fiſch, Süßigkeiten und Backwerk eine deſto größere Rolle. Fiſch fehlt faſt nie bei dem ſchottiſchen Frühſtück, und ich muß geſtehen, ich finde dieß Gericht, beſonders ſo wie es in Schottland bereitet wird, ohne piquante Sauce, bloß auf dem Roſt trocken gebraten, als erſten Imbiß, etwas nüchtern. Eben ſo unbegreiflich nüchtern ſind die ſogenannte „Barley-skones“ (Gerſtenkuchen). Es ſind dieß platte, runde Kuchen, welche aus Gerſte und Waſſer bereitet werden, und die das Feuer kaum von Weitem beſchienen zu haben ſcheint; denn der Teig iſt ſo ungahr, daß einem das Mehl noch zwiſchen den Zähnen hängen bleibt. Dagegen fand ich den Honig in dieſem nordiſchen Lande ſo ſüß und gewürzig wie in anderen blumenreicheren Ländern. Der Paſtor erzählte mir, daß ſich in ſeinem Bienengarten in dieſem ſchönen, herrlichen, milden, trockenen Sommer das ſeltene Wunder zugetragen habe, daß die Bienen zwei Mal geſchwärmt hätten.

Es frühſtückte noch ein junger Mann mit uns, ein Verwandter des Predigers, der, wie ſie mir ſagten, jetzt „vor dem Presbyterium wäre“ (he is before the Presbytery), d. h. er hatte ſeine Studien beendigt und erwartete nun ſeine Inſtallation. So viel ich bemerken konnte, war mein Freund ein „Antipatronage-man“ (ein Antipatronenmann) oder, wie die Schotten auch ſagen, ein „Non-intrusionist“ (ein Nichtaufdringler). Der letzte Parteiausdruck bezieht ſich auf die oben von uns beregte Haupt-Streitfrage in der Kirche von Schottland, ob von den

Patronen und der weltlichen Obrigkeit ein Prediger der Gemeinde wider ihren Willen aufgedrungen werden könne (intrude on the congregation) oder nicht. Dieſen Leuten ſtehen die „Patronage-men“ (die Patronenmänner) oder die „Intrusionists“ (die Aufdringler), die da behaupten, daß der Patron dieſes Recht habe, entgegen. Zu den Intruſioniſts gehören auch viele Prediger, die ſich nicht ſo heftig gegen die vornehmen Patrone und die weltliche Macht ſetzen und regen mögen. Sie werden daher auch „Moderates“ (die Gemäßigten) genannt. Ein dritter Name für ihre Gegner iſt endlich noch der der „Evangelicals“ (der Evangeliſchen), weil ſie ſich bei dem Beweiſe der Unabhängigkeit der „ſchottiſch-apoſtoliſchen und miſſionariſchen Kirche“ auf das Evangelium berufen. Der Name „Highlighers“ iſt nur ein „Nickname“ (ein Spitzname), der von Anderen beſonders einigen ſehr eifrigen unter dieſen Evangeliſchen gegeben wird. Es ſind übrigens, wie dieß ſchon aus unſerer obigen Darſtellung hervorgeht, zwei kirchliche Parteien, die durch die ganze Geſchichte der letzten drei Jahrhunderte Schottlands gehen. Die Evangeliſchen unſerer Tage ſind die Kindeskinder der Covenanters gegen James, wie denn dieſe Covenanters von James ihrerſeits wieder die Nachfolger und Nachahmer der Iſraeliten waren, welche am rothen Meere unter gefährlichen Umſtänden zur Vertheidigung ihrer Religion einen „covenant“ (Bund) unter ſich machten.

Nach dem Frühſtücke gingen wir ins Freie und ſuchten den Weg nach dem einige Meilen entlegenen Drummond-Caſtle. Das Wetter war herrlich, die Berge umſtanden

in Pracht die ſchöne Ebene, in der wir uns befanden, und es umbellten uns dazu noch gar poetiſche Hunde. Mein Freund, der Prediger, hatte nämlich von dem „Ettrick-Shepherd“ (dem Schäfer von Ettrick) kurz vor deſſen Tode einen ſchönen „Colly“ (ſchottiſchen Schäferhund) geſchenkt erhalten, der neben uns her galoppirte. Die Collies von Schottland ſind in Großbritannien berühmt ihrer Schlauheit und ihrer anderen guten Eigenſchaften wegen; wie, meines Dafürhaltens, alle Schäferhunde der Welt, haben ſie ein langes Haar, einen buſchigen Schwanz, ein ſpitzes Geſicht und eine grauliche Farbe, und der Ettrick-Shepherd, von dem unſer Colly herrührte, iſt berühmt ſeiner Gedichte wegen. Es war ein junger Schäfer, Namens Hoggs, der in Ettrick, einem Orte in den Gränzgebirgen zwiſchen England und Schottland, lebte und daſelbſt im Jahre 1835 auf einem kleinen Farm, den ihm der Herzog von Buccleugh rentfrei überlaſſen hatte, ſtarb. Seine Gedichte ſind in ganz Schottland bekannt, obgleich er daſelbſt nicht ſo geſchätzt und gerühmt iſt wie der noch größere Dichter Caledoniens, Burns, der ebenfalls aus dem Stande der Bauern kam und darin bis an ſein Lebensende verblieb.

„At half two o'clock“ — ein Engländer würde bekanntlich ſagen: „half past one,“ während die Schotten, die noch ſo viele alte ſächſiſche Redewendungen beibehalten haben, eben ſo wie wir Deutſchen ſprechen: „um halb zwei Uhr“ — kamen wir an den Gränzen des Parks an und erhoben uns nun allmählig auf einem langen ſchönen Waldwege, der theilweiſe eine Art von Damm zwiſchen zwei Seeen war, zu dem alten Sitze der Drummonds.

Als die Königin Victoria ihrem Oberkämmer, der, wie erwähnt, der jetzige Eigenthümer dieses Schlosses ist, sagte, daß sie auf ihrer Reise auch diese seine Residenz besuchen würde, gerieth er fast in Schrecken und versicherte ihr, sein Schloß sei eigentlich nichts als eine „old shooting-box“ (ein altes Jagdhaus) und kaum dazu geeignet, so erlauchte Gäste zu empfangen. Allein die Königin und ihr Gemahl ließen sich dadurch nicht abhalten, diesen schönen und romantisch, an dem Eingange der schottischen Hochlande gelegenen Sitz zu besuchen und daselbst sogar einige Tage zu verweilen. Sie waren ja auch gewiß nicht nach Schottland gekommen, um königlichen Comfort und Luxus zu genießen, den sie sich zu Hause selber genug verschaffen konnten. Sie kamen hier an einem Sonnabend um 7 Uhr Abends an und verließen den schönen Fleck erst am Dienstage darauf. Wie es in alten Zeiten bei den Besuchen der Monarchen bei ihren schottischen Unterthanen Sitte war, daß die „Clan-men“ (die Männer der Clans), in ihre Clansuniform gekleidet, als eine Leibgarde aufzogen, so war es auch dieß Mal hier. Der Besitzer des Schlosses hatte seine Drummonds in ihre alten Farben und Tartans gekleidet, und sie hatten als eine „body-guard“ (Leibgarde) der Königin und ihres Gemahls das Schloß besetzt. Am Montage hielten die Herrschaften „Clanshow,“ so nannten meine Freunde die Revue der Clansleute, und darnach veranstaltete man für den Prinzen Albert ein großes Hirschjagen. „And a keen huntsman he is“ (und ein kühner Jäger ist er), setzten meine Begleiter hinzu. Die Hirschjagden von Schottland sind in Großbritannien so berühmt wie die von Irland. In England giebt es

nur noch wenige dieſer edlen Thiere. „Deer-stalking“ (Hirſchbeſchleichen) nennen ſie dieſe Jagden. Denn da die rauhen und felſigen Gebirgsthäler, welche die Hirſche hier bewohnen, kein Jagen mit Hunden und Pferden erlauben, ſo müſſen ſie von den Jägern zu Fuß, wie die Gemſen in Tyrol, „beſchlichen“ werden. In Cooper's Novelle, „die Schmuggler“ betitelt, kann man von einem ſolchen ſchottiſchen „Deer-stalking“ eine intereſſante und gute Schilderung leſen.

Das Wappen der Drummonds, drei rothe Streifen auf einem goldenen Schilde, das von zwei mit Keulen bewaffneten Männern gehalten wird, prangt auf einer Pforte des Schloßgehöfts, die zu den Gärten hinabführt, und darunter das Motto der Familie und des Clans: „Gang warily“ (Gehe vorſichtig), eines von den vielen merkwürdigen alten ſchottiſchen Familien-Mottos, die ſehr charakteriſtiſch für dieſe Gebirgsbewohner ſind, und die eben ſo gut von Füchſen und Wölfen, wie von Bergſchloßbeſitzern und Clanshäuptern im Wappen geführt werden könnten.

Die ſchroffen Felſen, auf denen Drummond-Caſtle liegt, bieten oben wahrſcheinlich künſtlich applanirten Raum genug für die verſchiedenen Theile des Schloſſes. In dem erſten Gehöfte liegen auf einem ſchroff aufſpringenden Theile des Felſens die Trümmer des älteſten Schloßtheiles, in welchem die Drummonds, als ſie noch Earls von Perth waren, reſidirten, und auf dieſen Trümmern war die hohe Fahne der Familie, die hier zu Ehren der erlauchten Gäſte flaggte, aufgepflanzt. Auch hatte ſich der Beſitzer dort einige Zimmer arrangiren laſſen, um den neuen Schloßtheil

ganz ſeinen Gäſten abzutreten. Von den Flügeln dieſes neuen Schloſſes umgeben, zeigt ſich auf der entgegengeſetzten Seite ein anderer freier Platz, der bis nahe an die Abhänge der Felſen hinabgeht, und von dem aus ſich eine wundervolle Ausſicht in die Niederlande von Perth darbietet. In der Ferne erkannten wir ſogar deutlich den koniſchen Hügel von Dunſinnan (Dunsinnan hill) nicht weit von Perth. Was würde nicht in Deutſchland wohl manches junge Gemüth, das eben von der Lecture von Shakſpeare's oder Schiller's Macbeth aufathmet, darum geben, ihn auch nur ſo aus der Ferne ſehen zu können! Meine Begleiter erzählten mir, daß man dort noch heutiges Tages unter einem großen Steine das Grab des Mannes zeige, welcher von einem Menſchen, der nicht der Sohn einer Frau war, getödtet wurde. Sie nennen es jetzt „the lang Man's graff" (des langen Mannes Grab). Den Birnam-Wald ſcheinen König Malcolm's Truppen bei ihrem Sturme auf Macbeth's Verſchanzungen ganz verbraucht zu haben. Denn man ſoll nichts mehr davon ſehen.

Ins Strath-Eare und Strath-More bieten ſich andere entzückende Blicke dar, und dann in verſchiedene benachbarte Glens der Hochlande. Kein Schotte hat mir eigentlich eine genaue Definition geben können von dem Unterſchiede, den ſie zwiſchen einem Strath und einem Glen machen. Doch, glaube ich, iſt die Hauptſache dabei dieß, daß unter Strath ein weites, längliches, niedriges, ebenes Land verſtanden wird, das ſich zwiſchen zwei Gebirgsreihen, die zu beiden Seiten in einiger Entfernung noch ſichtbar bleiben, hinſtreckt, während unter Glens die engeren Thäler

verſtanden werden, wo der ebene Grund in der Mitte des Thales ſchmäler iſt. Die Straths als lange Landſtrecken zwiſchen zwei hohen Gebirgsreihen umfaſſen ſogar oft auch noch hügeligen und wellenförmigen Boden. Und in dieſer Beziehung werden noch die „Carſes" von den Straths unterſchieden, indem man darunter den ganz flachen Alluvial-Boden in der Nähe der Flüſſe und Meerbuſen verſteht. Sie nennen hier dieſe „Carses" (Niederungen) zuweilen auch mit dem in Norddeutſchland üblichen Namen „Polders."

Das merkwürdigſte Strath in Schottland iſt dasjenige flache Landſtück, das ſich zwiſchen den Grampians und der von uns oben bezeichneten Perth-Stirling'ſchen Bergkette hin erſtreckt und eigentlich alſo in ſeiner weiteſten Ausdehnung quer durch ganz Schottland geht. Oft nehmen ſie dieß Wort „Strathmore" aber auch in einem engeren Sinne und verſtehen dann bloß den Theil des Ganzen darunter, der im Oſten von Perthſhire ſich zu beiden Seiten des Tay hinzieht. Dem Strathmore im Süden parallel geht im Norden von Schottland das Glenmore oder, wie es vollſtändig heißt, das „Glen-more-nan-Albin" (das große Glen von Albin, d. h. Schottland), worunter man die merkwürdige geradlinige Landſpalte verſteht, die von den länglichen Seeen Loch Neß, Loch Lochy und Loch Linche ausgefüllt wird, und durch welche der caledoniſche Canal geht.

„We like to assist nature as much as possible, but it must not be seen" (wir lieben es, der Natur ſo viel als möglich Vorſchub zu leiſten, aber es darf nicht geſehen werden), ſagte mir der Gärtner von Drummond-Caſtle, als

wir die herrliche Felſenterraſſe betraten, die von der Schloßhöhe in den Garten hinabführt. Und in der That, dieß iſt ſehr wahr. Die Engländer haben die Gartenkunſt auf den höchſten Grad der Vollkommenheit gebracht, welches für ſie, wie für jede Kunſt, eben der iſt, daß ihre Producte alle ſo künſtlich als möglich ſind und doch ſo natürlich als möglich erſcheinen. Dieß iſt der Triumph der Kunſt, daß ſie ganz Kunſt iſt und doch ganz Natur zu ſein ſcheint.

Die meiſten der Bäume im Parke waren gepflanzt und vom Gärtner gepflegt, und doch ſchien es, als hätte ſie die Natur nachläſſig und maleriſch hie und da zufällig verſtreut, — der Raſen war zum großen Theile künſtlich angepflanzt, und doch ſchien er nur von den Leimoniaden ſelber für ihre Mondnachttänze angelegt zu ſein, — ſelbſt die Gewäſſer (Ponds, Weiher) im Parke waren künſtlich geſammelt, und doch glichen ſie auf ein Haar natürlichen Seeen. Der Epheu, der die ſchwarzen Schloßfelſen umrankte, die alten Taxusbäume, die ſich auf den verſchiedenen Stufen der Gartenterraſſe mit ihren Zweigen wie Strohdächer ausbreiteten, unter denen ſich ſchöne Sitze darboten, — ſie waren alle von der Kunſt in jeder ihrer Regungen überwacht, und doch ſchien es, als ſeien ſie von jeher wie freie Kinder des Waldes ganz ſich ſelbſt überlaſſen geweſen.

Der merkwürdigſte Theil der Anlagen iſt der Blumengarten, beſonders weil hier einige Pflanzen zu einer Vollkommenheit gebracht worden ſind, wie man ſie wohl anderer Orten ſelten ſehen mag, ich meine die Heidearten. Dieſer Garten liegt in einem ganz flachen breiten Grunde zwiſchen einem hügeligen Theile des Parks und dem hohen Schloßfelſen, und wenn

man in dieſem ſchönen Blumengrunde ſteht, ſo bieten ſich rund umher die ſchönſten Anſichten der herrlichen Parkbäume, des Schloſſes und ſeines epheuumrankten terraſſirten Felſens dar. Der Plan des Gartens iſt, ſo zu ſagen, ein patriotiſch-ſchottiſcher. Die Hauptwege nämlich durchkreuzen ſich in der Form des ſchottiſchen Andreas-Kreuzes, und dazwiſchen ſitzen die Blumen und die Gebüſchhaufen, wie die Edelſteine des Andreas-Ordenzeichens, und andere Wege laufen herum, wie die Einfaſſung. Auf einem Pfeiler in der Mitte des Gartens ſind 60 Sonnenuhren auf ſechzigerlei verſchiedene Weiſe angebracht. Und aus den Gebüſchen blicken viele Statuen hervor, den Frühling, den Sommer, den Bacchus, die Pomona, den Winter ꝛc. vorſtellend. Nur in ihrem Blumengarten erlauben ſich die Engländer zuweilen ſolche Künſteleien, und was mir der Gärtner oben von der Natur und Kunſt ſagte, paßte auf dieſe Abtheilung der Anlagen am wenigſten. Mir ſchien es ſogar, als ſei dieſer Blumengarten von Drummond-Caſtle eine Nachahmung irgend eines italieniſchen Gartens. Es that mir leid, daß ich nicht fragte, ob der Gründer dieſes Gartens die Idee dazu mit aus Italien gebracht habe. Viele nordiſche Büſche waren wie Orangenbäume zugeſtutzt, andere, Stechpalmen z. B., in pyramidaliſcher Form wie Cypreſſen gezogen, als ſollte dadurch an dieſe ſüdlichen Pflanzen, die das Klima hier nicht duldet, erinnert werden.

„The standard-flowers“ (die Hauptblumen) des Gartens, wie der Gärtner ſich ausdrückte, ſind die Roſen, von denen ſie eine herrliche Fülle haben. Eine beſondere Art, „Madame Desprey“ genannt, iſt ſogar hier erzeugt worden,

oder, wie der Gärtner sagte, „is worked here“. Die meisten Rosen sind hier baumartig, wie das überhaupt in Großbritannien häufig ist, nicht buschartig gezogen, was man mehr bei uns sieht. Uebrigens bezogen sie hier in diesen nordischen Gegenden von jeher, und thun es auch noch jetzt, die schönsten und zahlreichsten Rosen aus Frankreich durch die Londoner „Nursery-men“ (Handelsgärtner). Auch aus Deutschland ist die Einfuhr von Blumensamen groß. Insbesondere und fast ausschließlich bekommen sie daher die Astern, die Levkojen. Den Levkojensamen müssen sie hier zum Erschrecken theuer bezahlen. Sie geben für eine „Ounce“ (2 Loth) 12 Schilling, was also beinahe so viel heißt, sie wiegen ihn mit Golde auf. Auch viele Zwiebelblumen kommen über Hamburg nach London, und von London nach Edinburgh, und von Edinburgh in die Hochland-Gärten. Doch ist Holland in dieser Hinsicht noch wichtiger. Bekanntlich ist jetzt das Zeitalter der Dalias und Georginen in allen Gärten der Welt. Der Gärtner sagte mir, sie hätten etwa 6000 von diesen Blumen hier, und er habe die Bemerkung gemacht, daß alle die Georginen, die von Deutschland kämen, größere Blumen und längere Blumenblätter gäben, daß aber die englischen vollere Köpfe hätten. Die Orangen können sie hier gar nicht ins Freie nehmen, weil sie selbst in der guten Jahreszeit doch immer noch einige Nachtfröste zu fürchten haben. Sie bleiben das ganze Jahr im Gewächshause. Welche interessante Stufen giebt es in der Cultur dieser Pflanze! In Berlin schon können sie die Sommermonate über im Freien sein, in Dresden noch etwas länger. Aber sie müssen immer

in einem wohlgeſchützten Topfe bleiben. Im nördlichen Italien ſtellt man ſie ganz ins Freie hinaus, aber bedeckt ſie doch noch einige Wintermonate hindurch. Erſt im ſüdlichen Italien und Spanien ſind ſie ganz ihrer eigenen Sorge überlaſſen. Wenn die Orange hier ſo ſorgfältig gepflegt werden muß, ſo hält der Lorbeer dagegen ſehr gut im Freien aus. Wir ſahen hier einen hundertjährigen Lorbeer, der ſich wie eine belaubte Rieſenſchlange am Felſen hinaufwand.

Die anderen Standardblumen des Gartens ſind, wie ich ſchon oben andeutete, die Heidearten, die man hier zu einer luxuriöſen Größe gebracht hat. Auch ſind die Hauptwege des Gartens mit Heide eingefaßt, deren rothe Blumenpracht ſchön gegen das Grün der Wege contraſtirt. Ich ſage „gegen das Grün der Wege;“ denn dieſelben ſind mit einem äußerſt kurzen ſammetartigen Raſen überzogen, der für mich nicht eines der geringſten Wunder des Gartens war. Die Engländer ſind bekanntlich die einzigen Leute in der Welt, die bei allen ihren häuslichen Einrichtungen nie vergeſſen, wie zart und kitzlich wir Menſchen an der Haut unſerer Fußſohle ſind, und die überall auf dieſen Umſtand Rückſicht nehmen. Ich hörte von einem Engländer, der ſo wenig die nackten Fußböden auf dem Continente vertragen konnte, daß er ſich in Frankreich und in Deutſchland in jedes Zimmer, in welches er kam, aus Matten oder ſonſtigen Flicken einen Teppich bereiten ließ und, wenn er ſonſt nichts weiter bekommen konnte, ſich wenigſtens eine Pferdedecke unter die Füße brachte. Auch in ihren Gärten lieben ſie vor allen Dingen einen weichen Boden zum Spazierengehen, und ich begreife dieſe Leidenſchaft vollkommen.

Sie haben daher die ſchönen Raſenplätze in ihren Gärten bereitet, auf denen das Gras ſo kurz und dicht gehalten wird, daß es faſt der Wolle auf den Brüſſeler Teppichen gleichkommt. Die Raſenplätze in unſeren Gärten ſind gewöhnlich ein verbotenes Terrain, da das lange Gras meiſtens bloß für die Kühe und Ziegen und nicht für die Menſchen da wächſt. In den engliſchen Gärten hingegen ſind gewöhnlich die Raſenplätze voll Spaziergänger, die Grand- und Steinwege hingegen leer. Nur wenn das Gras zu naß iſt, benutzt man die letzteren. In unſeren Grandwegen hat man immer ſeine liebe Noth mit dem Ausrotten des Graſes. In den engliſchen Gartenwegen läßt man hingegen oft, ſo wie es hier in Drummond-Caſtle der Fall war, das Gras mit Macht wachſen und pflegt es mit Sorgfalt, ſo daß in den Wegen ſelbſt ſich ein noch ſchönerer kurzer Raſenteppich herſtellt. Das Gras war ſo kurz gehalten und dabei ſo feſt, daß man ſelbſt bei Regen gewiß recht gut darauf ſchreiten konnte.

Wundervoll nehmen ſich in den engliſchen Parks die Tannen aus, bei denen die unteren Zweige immer ſchön erhalten ſind und, mit großem Reichthum an Nadeln und Zweiglein verſehen, auf den Raſen herabfallen. Ich weiß nicht, ob dieß eine Eigenthümlichkeit des Klimas und der Bäume oder, wie ich vermuthe, ein Erfolg der Kunſt iſt. Bei uns ſind gewöhnlich bei den Tannen die unteren Zweige zerſtört, abgeſtoßen oder vertrocknet, und erſt weiter in der Mitte des Baumes fangen die ſchönen völlig entwickelten Zweige an. Die Bäume ſehen auf dieſe Weiſe verſtümmelt aus. In den engliſchen Parks hingegen fallen die unteren Zweige wie der lange Schweif des Pfauen (nämlich wenn

er nicht das Rad ſchlägt) auf den Boden herab und ziehen ſich wie die lange Schleppe eines Damenkleides hinter dem Baume her. Die Pyramide der Tanne iſt auf dieſe Weiſe vollſtändig, und die ganze Baumgeſtalt ſcheint ſich gewiſſermaßen aus dem Raſen ſelber zu erheben. Es giebt eine erſtaunliche Menge von Dingen, für welche man erſt in den engliſchen Gärten ein richtiges Auge gewinnen kann. — Es iſt bemerkenswerth, daß, obgleich Schottland weder abſolut, noch auch verhältnißmäßig ſo reich an Gärten iſt, wie England, doch ein großer Theil der engliſchen Gärten jetzt von Schotten beſorgt wird. Die Schotten ſind ſehr geſchätzte Gärtner in England. Ein Engländer aus der Mitte, ja ſelbſt von dem Ende des vorigen Jahrhunderts, wenn er einmal wieder aus dem Grabe erſtehen könnte, würde ſich nicht wenig darüber verwundern, daß in ſo kurzer Zeit dieſe ſo barbariſchen Schotten ſo weit gekommen ſind. „Es iſt kein Land in Europa", pflegen die Engländer zu ſagen, „welches neuerdings ſo immenſe Fortſchritte gemacht hat, wie Schottland." Mein Gärtner zeigte dabei, indem ich hierüber mit ihm ſprach, über die „fences" (Umzäunungen) ſeines Parkes hinaus und ſagte, der Grund davon liege jenſeit dieſer Zäune in den Aeckern verborgen. Die außerordentlichen Fortſchritte, welche man in ihrer Bearbeitung gemacht habe, hätten auch die Gärten in Bewegung gebracht, und aus ihnen ſeien überhaupt die meiſten Bewegungen des Landes hervorgegangen. „Denn, Herr", ſetzte er hinzu, „ſteckt die Wiſſenſchaft erſt einmal im Acker, ſo ſteckt ſie der Nation im Herzen, und dann bringt ſie überall hinein." — „In der That," bemerkte ich, „ich finde Eueren Garten-

fleck hier reizend, Euer Herr, der Willoughby, muß ein beſcheidener Mann ſein, wenn er das ein „old shooting-box“ nennt, und ich begreife kaum, wie Euere Königin ein ſo herrliches Land ſo ſchnell verlaſſen konnte.“ — „Ja, ihre Zeit war beſchränkt“, erwiderte er, „and then, having a mother's care about her“ (und dann hatte ſie einer Mutter Sorge auf ſich), ſetzte er hinzu. „Ihre Kleinen waren ja in England zurückgeblieben.“

In einem der Zimmer des alten Schloßtheiles zeigten ſie mir dann noch die Rüſtungen und Uniformen, welche der Schloßbeſitzer für ſeine Clansmänner, welche der Königin „body-guard“ (Leibgarde) vorſtellten, hatte machen laſſen. Es war die oben beſchriebene ſchottiſche Hochländerkleidung, zu der alsdann noch als alte ſchottiſche Waffen vor allen Dingen ein gerades Schwert, welches ebenfalls ſonderbarer Weiſe dem alten römiſchen etwas ähnelt, „claymore“ genannt, eine „Battle-axe“ (ein Schlachtbeil) und ein kleines rundes Schild gehören. Das merkwürdigſte unter allen Werkzeugen war aber die brillante Schnupftabacksdoſe (snuffmull), die der Anführer des Corps getragen hatte, und die ebenfalls mit zu ſeinem vollſtändigen hochſchottiſchen Staatsanzuge gehörte. Sie ſpielt in Schottland eine größere Rolle als in irgend einem anderen mir bekannten Lande. Dieſelbe beſteht aus einem langen gewundenen Widderhorne. Das Horn endigt in ſeiner Spiralſpitze gewöhnlich mit einer von den berühmten Goldſchmieden von Perth gefertigten ſilbernen Diſtel, und ſein Deckel iſt meiſtens mit einem ſchönen Cairngorm geziert. Da ſeine Form für die Finger eine der unbequemſten der Welt iſt, ſo

verrichten die Arbeit derſelben gewöhnlich einige kleine ſilberne Inſtrumente, die an ſilbernen Ketten daran herumhängen, — ein kleiner ſilberner Hammer, um an die Wände des Horns zu klopfen und den Taback, der ſich daran feſtgeſetzt haben möchte, zu löſen, — eine kleine Schaufel, um den Taback damit hervorzuholen, — ein kleiner Kratzer, um ihn nöthigenfalls noch mehr zu lockern, — eine kleine in Silber gefaßte Haſenpfote, die gelegentlich als Beſen dient, und andere ſolche Dinge. Das Ganze wird an einer ſilbernen Kette wie ein Pulverhorn um den Leib getragen, und man gedenkt dabei der Häuptlinge einiger wilden Nationen, zu deren vollſtändiger Uniform auf ähnliche Weiſe eine Pfeife gehört. Es iſt merkwürdig, wie die Schotten von den Völkern Europa's gerade die einzigen ſind, welche dieſes ſo unbedeutende Geräth ſo umſtändlich und weitläufig geſtaltet haben. Denn die Weiſe, den Schnupftaback zu nehmen, kommt bei allen anderen Völkern ungefähr auf daſſelbe hinaus und iſt überall ſo ziemlich gleich einfach. Nur die ſchottiſche Snuffmull weicht weſentlich von allen anderen Schnupftabacksdoſen der Welt ab. Vor den Schnupftabacksladen in England ſteht gewöhnlich ein Hochſchotte mit einer Schnupftabacksdoſe in der Hand und in ſeiner Nationalkleidung, ſo wie man bei unſeren Tabacksläden zuweilen einen rauchenden Neger ſieht.

VIII.

Crieff.

Ich nahm hier von meinen Drummonder Freunden Abschied und ging zu Fuß durch den herrlichen weit ausgedehnten Park von Drummond-Caſtle nach dem Städtchen Crieff. Es war ein ſchöner ruhiger Tag. Kein Lüftchen bewegte ſich, und der einzige Laut, den ich hörte, war das ſtille Abfallen der Blätter von den Bäumen und hie und da das Raſcheln eines Faſanes in dem dürren Laube. Und wenn auch nicht von Blüthen, ſo doch von welken Blättern und abgefallenen Fichtennadeln, die ſich mir überall angehängt hatten, überſchüttet, kam ich nach Crieff.

Crieff iſt ein freundliches Bergſtädtchen, das eben ſo wie Schloß Drummond an den Gränzen des Hochlands liegt. Es hat den Gipfel eines kleinen Berges beſetzt, der nebſt einem anderen ihm gegenüberliegenden eines der verſchiedenen Thore der Highlands ausmacht. Durch dieſes Thor bricht der Fluß Earn aus den Hochgebirgen in die Ebene hervor. Ein berühmter Mac-Gregor, der aber dieſen ſeinen proſcribirten Namen nur insgeheim brauchen durfte und der

ſich öffentlich Mallet nannte, der bekannte engliſche Dichter dieſes Namens, ging aus einem der kleinen Häuſer dieſes Ortes hervor; er war der Sohn eines dortigen Wirthes (innkeeper). Ich kam gerade zu einem Markttage, und viele Männer, die bisher die beßten Freunde Robert Peel's geweſen, — erſt ſeit Kurzem ſind ſie in dieſer Freundſchaft etwas zweifelhaft geworden, — ich meine die Pächter, waren hier verſammelt. Sonſt wurden hier, wie an vielen kleinen Gränzorten der Hochlande, große Viehmärkte abgehalten, die aber nun nach Falkirk verlegt ſind.

Alle dieſe Pächter (und es waren hübſche Herren darunter) trugen über ihrer allen Europäern jetzt eigenen franzöſiſchen Kleidung noch einen ſchottiſchen Plaid, eben jenen viereckigen wollenen Shawl, den ich oben erwähnte und der den Schotten ſtatt des Mantels, ſtatt Ueberrocks, ſtatt Paletots, Mackintoſhs und Pelzes dient. Es iſt wunderbar, daß die Schotten in einem ſo kalten Klima nicht ein wärmeres Ueberkleid erfunden haben. Die Ruſſen, Polen und andere Nationen tragen ſelbſt unter einem weit ſüdlicheren Breitengrade dicke Bärenpelze, die Schotten dagegen ſtatt dieſes Pelzes ein viereckiges lockeres wollenes Tuch, und ſogar ſtatt Unterhoſen und Ueberhoſen — gar keine Hoſen. Begreift man ſolche Widerſprüche? Und doch ſagt man, daß jedes Volk ſein Land und Klima am genaueſten kenne und am beßten wiſſe, was ihm fromme. Die Schotten loben dagegen ihren Plaid und ſagen, er ſei „very handy“ (recht handirlich) und man könne damit in jedem Augenblick gleich dasjenige Glied, welches friere, einhüllen und ſtets daraus machen, was man wünſche. Wenn es von der

linken Seite weht, ſo zieht man ihn auf die linke herüber, wenn es von der rechten herſtürmt, ſo packt man alle Wolle auf die rechte Schulter; friert man am ganzen Körper, ſo läßt man den Plaid ſich ganz entfalten und wickelt ſich wie ein Windelkind über und über darin ein, und findet man es wiederum zu warm, ſo rollt man ihn zuſammen, legt ihn über den Nacken und läßt die Enden unter den Armen herabflattern. — Dieß Alles, ſage ich, iſt ſehr wahr und wäre auch ſehr zweckmäßig und ſchön, wenn von einem ſpaniſchen oder italieniſchen Klima und dem dort zuweilen vorkommenden kühlen Luftzuge die Rede wäre. Aber hier, wo es ſich um „Highland-Gales“ (Hochland-Eiswinde) handelt, finde ich, bringt man der Schönheit zu viel Nutzen zum Opfer.

Es machte mir viel Vergnügen, die verſchiedenen Arten zu beobachten, in denen die Leute ihren Plaid umgeheftet hatten. Das Gewöhnliche iſt, daß ſie ihn über die linke Schulter werfen und dann die Zipfel unter der rechten zuſammenbinden, ſie um den Arm wickeln oder ſonſt verſtecken. Auf die linke Schulter gehört der Plaid ſo natürlich, wie das Schwert an die linke Seite, weil die Rechte diejenige iſt, welche die Hauptſache beim Arrangement des Kleides thut und auf ihre eigene Schulter das Tuch natürlich nicht ſo bequem hinaufpracticiren kann. Auf der hohen Säule, welche in Glasgow dem Walter Scott errichtet iſt und auf welcher ſeine Statue in Lebensgröße ſteht, hat er durch ein ſonderbares Verſehen des einheimiſchen Künſtlers den Plaid auf der rechten Schulter. Manche, die ſich recht vermummt hatten, trugen ihn aber auch über beide Schultern,

Bruſt und Rücken und dann auch noch ein Mal als Gürtel um den Leib herum, und zwar ſo:

In den Händen eines geſchickten Dandys macht der Plaid die ſchönſten Wirkungen, und in Edinburgh giebt es deren genug, die darauf ſtudiren und die mit dem Plaid herummanövriren, wie bei uns viele mit ihren ſpaniſchen oder ſpaniſch ſein ſollenden Mänteln.

Die Plaids meiner und Sir Robert Peel's Freunde von Crieff waren alle ſchwarz und weiß carrirt. Schwarz und weiß iſt der gewöhnliche Schäfer-Tartan (Shepherd's tartan), — ich denke, meine Leſer werden nun genugſam in das Capitel der ſchottiſchen Kleider eingeweiht ſein, um den „Tartan“ (Kleiderſtoff) vom „Plaid“ (Kleid) unterſcheiden zu können, was noch nicht alle Engländer verſtehen. — In ganz Schottland und auch im ganzen Norden von England iſt dieſer ſchwarze und weiße Tartan bei allen Schäfern und überhaupt bei den meiſten Leuten der gewöhnliche, und wie es mir ſchien, iſt er überall ganz und gar accurat auf dieſelbe Weiſe gemacht. Da die ſchwarzen und weißen Streifen ſehr ſchmal ſind und ohnedieß noch dazu da, wo ſie ſich kreuzen, die graue Farbe von ſelbſt erzeugen,

ſo ſieht er in einiger Entfernung eigentlich mehr grau aus. Wir könnten daher unſeren oben angegebenen beiden Hauptclaſſen der Tartans, den „Clan-Tartans“ und den „Fancy-Tartans,“ noch eine dritte Claſſe, die „Shepherds-Tartans,“ an die Seite ſetzen.

Jedes Stück Weges, welches ich in Schottland machte, fand ich reich an Genüſſen, und mithin auch das von Crieff nach Perth, „the land of the mountains and the flood“ (das Land der Berge und der Fluth), wie Campbell dieſes Land nennt; und das iſt eben das Schönſte an ihm, daß die Gebirge, die man ſonſt nur im Inneren der Continentalländer zu ſehen gewohnt iſt, hier ſtets vom Meere umgeben und mit den Meeresarmen gemiſcht ſind. Vulcan und Neptun haben ihre Werkſtätten hier überall in nächſter Nachbarſchaft gehabt. — Wir kamen jetzt wieder nach dem Meere zu, und zwar zum Frith des Fluſſes Tay, welcher letztere eben ſo Schottlands Stolz und Freude ausmacht, wie der königliche Shannon der Stolz und die Freude Irlands iſt.

Der Tay iſt der ſchönſte und größte von den ſchottiſchen Flüſſen und ſtellt ſo hier in Schottland vor, was der Shannon in Irland und die Severn in England. Er entſpringt in den Hochlanden und trägt in ſeinem Munde die blühende Handelsſtadt Dundee, die ſich in 90 Jahren von einem kleinen Fiſcherorte zu einer der vornehmſten Handelsſtädte Europa's mit nahe an 70,000 Einwohnern aufgeſchwungen hat. Zwei Mal bricht der Tay durch

Gebirge, ein Mal aus dem Hochgebirge hervor — da, wo er dieß thut, liegt Dunkeld — und ein Mal durch die Ochrill-Hills, und in dieſem Durchbruch liegt Perth, und endlich da, wo er ſich noch ein Mal vor ſeiner Mündung ins Meer verengt, liegt die Stadt Dundee.

IX.

Perth.

Perth iſt wiederum ein Ort, von welchem Enthuſiaſten ſagen würden, daß man davon in Hexametern ſchreiben müßte, wenn man der Stadt und ſich ſelber ein Genüge thun wolle.

Sie liegt zwar in den Lowlands wie Stirling, aber es iſt doch mehr „Highland-scenery“ um ſie herum. Sie ſelbſt zwar befindet ſich in einer Ebene, aber wo man aus ihren Thoren heraustritt, ſieht man die Reihen der ſchneebedeckten Grampians in der Ferne ſich erheben. „Perth is rather a highland town“ (Perth iſt eigentlich mehr oder weniger eine Hochlandſtadt), ſagten mir daher mehre Schotten, „obgleich ſie, ſtreng genommen, nicht in den Hochlanden liegt.“ Die Schotten betrachten ſie eigentlich als die Capitale des ganzen mittleren Schottland, und obgleich ſie viel weniger Einwohner hat (ſie beſitzt deren nämlich nur 20,000) als das benachbarte handelnde Dundee, ſo iſt ſie doch durch ihr Alterthum, durch ihren berühmten Namen und durch ihr nobles Aeußere viel ausgezeichneter als ihre Nachbarin, und

verhält ſich in den Augen des Volkes zu ihr ungefähr wie ein alter, nicht zu reicher Baron zu einem immens reichen Stadtbürger. „Noble Perth“ (das edle Perth), ſo hörte ich ſie mehre Male benennen.

Ich erfuhr erſt ſpäter, daß ein anderer Name der Stadt dieſer ſei: „the fair City“ (die ſchöne Stadt), aber es iſt unmöglich, daß der Reiſende nicht ſelbſt gleich beim erſten Anblick ihr dieſen Namen gäbe. Die Avenueen zu der Stadt, ihr Inneres, ihr Aeußeres, ihr Nahes und Fernes iſt Alles gleich ſchön und anziehend, und der romantiſchen und hiſtoriſchen Erinnerungen begegnen Einem hier viele von der intereſſanteſten Art. Einige Meilen von der Stadt liegt das Haus Scone, ein Sitz des Earls von Mansfield, das auf dem Flecke der alten berühmten Abtei Scone ſteht, in welcher die ſchottiſchen Könige gekrönt wurden. Es befinden ſich im Garten noch einige Ruinen von dem alten Königspalaſte. Leider ſah ich ſie nicht, weil, wie man mir ſagte, der jetzige Beſitzer Niemanden mehr zulaſſe. Das undelicate und reliquienbegierige Publicum hatte die Vorhänge ſeines Bettes der Königin Maria von Schottland der Franzen und anderer Zierrathen beraubt.

Noch näher bei der Stadt liegt der Sitz der Kinnoulls, das Schloß Dupplin-Caſtle, welches der Stadt eine hohe ſchroffe Fronte zuwendet und eine berühmte Drachenhöhle enthält, — ferner Kinfauns, der Sitz des Lords Grey, eines der ſplendideſten Prachthäuſer oder, wie die Engländer ſagen, „showhouses“ im Lande, die ich aber leider nicht ſah, und außer ihnen noch mehre andere, durch intereſſante Ereigniſſe, z. B. durch den Mord Jacob's I., durch

die Gefangenhaltung Jacob's VI., sowie durch viele andere Dinge merkwürdige Schlösser, Plätze und Häuser. Ich sah sie leider nicht, weil man eben nicht Alles sehen kann.

Von Perth geht der Fluß mit der Breite eines Meeresarmes zum Ocean hinab, und man ist in Schottland darüber einverstanden, daß dieses Wasserstück das schönste im Lande sei. Ich sah es leider nicht, weil eben die Zeit so kurz und die Umgegend von Perth so reich ist, und dieß Letztere war es auch nur, was ich dem deutschen Leser durch die Anführung aller der Dinge, die ich nicht sah, fühlbar und begreiflich machen wollte. Ich komme nun auf die Dinge, welche ich wirklich sah.

Viel hatte ich schon in der Ferne von den beiden berühmten Inches von Perth gehört, von der Nord-Inch und der Süd-Inch. Man bezeichnet mit diesem Namen zwei kleine flache Landstücke, die beide am Flusse Tay, das eine im Norden, das andere im Süden der Stadt, liegen und wahrscheinlich vom Wasser aufgeschwemmter Boden sind. „Diese Inches sind herrlich, Herr!" hatten mir die Leute gesagt, „wundervoll, unübertrefflich, und wir haben von Spiel- und Renngründen nichts mehr in Schottland, was sich ihnen an die Seite stellen könnte. Die Inches sind über alles Lob erhaben!" Ich begriff bisher wohl das Lob eines schönen Berges in einer monotonen Ebene; aber ich war begierig, zu sehen, was denn die Leute für ein bloßes flaches Stück Land in Bewegung und in Begeisterung zu bringen vermöge. Als wir daher bei unserer Ankunft in Perth einen großen Aufruhr unter den Menschen fanden, und als wir hörten, daß sie zu den Thoren hinausströmten,

um auf der Nord-Inch einer luſtigen Scene beizuwohnen, ſo ließen auch wir uns von der Menge hinreißen, um uns dieſen Platz anzuſehen.

Die luſtige Scene, welche erwartet wurde, war der Clown einer Seiltänzertruppe, der auf einem kleinen, mit vier Gänſen beſpannten Nachen den ſchönen Fluß herunter fahren wollte. Die Truppe wollte den Abend eine Vorſtellung geben, „and they wanted to get up an excitement for their benefit“ (und ſie mußten daher auf irgend eine Weiſe irgend eine Aufregung unter die Leute bringen). Jeder Unternehmung in England muß ein ſolcher Trompetenſtoß vorangehen, und ſelbſt bei den beßten und größten müſſen ſie immer erſt unter dem Publicum „get up an excitement.“ Das Mittel war dießmal gewiß gut gewählt, beſonders einem engliſchen Publicum gegenüber, das immer das Komiſche mehr liebt als irgend ein anderes Publicum, und der Clown hätte hier gewiß nicht ſo viel Excitement erregt, wenn er angekündigt hätte, er wolle mit Pfauen wie Juno, oder mit Tauben wie Venus, durch die Luft fliegen, als wie er nun, als Narr gekleidet, in einem Waſchtrog ſitzend und von vier ſchnatternden Gänſen gezogen, zu Wege brachte. Er erſchien wirklich nach einiger Zeit, und unter dem Beifallsrufen der Menge ſchwamm er den Fluß hinunter, indem er ſehr geſchickt ſein wackelndes Schiff balancirte. Die Gänſe zogen ihn natürlich nicht, vielmehr wurden ſie ſelber vom Fluſſe fortgeſchwemmt. Die ganze Nord-Inch war mit Menſchen bedeckt. Ich ſah von der ſchönen Taybrücke, die ſich hoch über den Fluß und über den Anfang der Wieſe hinwölbt, darauf hinab und

begreiff nun, beſonders wenn ich die Leidenſchaft der Briten für „sports“ dazu nahm, vollkommen das Lob, das man den Inches gezollt hatte. Bei jeder ihrer Städte haben die Engländer ſich ein paar flache Felder oder Gründe ausgeſucht für die verſchiedenen Sports, Ballſpiele, Wettrennen ꝛc., die von ihren Einwohnern und den unter ihnen exiſtirenden Klubs mit Eifer betrieben werden, eben ſo wie wir Deutſche bei jeder unſerer Städte vor allen Dingen befliſſen ſind, uns einige ſchöne Kaffee- und Muſikgärten zu ſchaffen. Dieſe Spiel- und Wettrenngründe der verſchiedenen britiſchen Städte werden nun häufig von den Kennern und Liebhabern mit einander verglichen, und bei einigen treffen dann alle günſtigen Umſtände und alle für ſolche Gründe erforderlichen Eigenſchaften ſo zuſammen, daß ſie dadurch in der engliſchen Spielwelt einen großen Ruf und Ruhm erlangen. So iſt, wie wir ſchon oben ſagten, das Currach von Kildare der berühmteſte Renngrund in Irland, und ſo ſind nun dieſe Perther Inches — „Werder“ würden wir ſie allenfalls nennen können — die berühmteſten Spielplätze in Schottland. Ihr Boden iſt vollkommen eben und, obgleich niedrig, doch gewöhnlich trocken.

Die Nord-Inch iſt ohne alle Büſche, Bäume, Gräben, ſo wie ohne Häuſer, Wege ꝛc., und alſo gewiſſermaßen wie ein ſchöner großer Billardtiſch. Und dieß iſt es eben, was dieſen Werder den Leuten ſo rar und koſtbar macht. Die Süd-Inch iſt ein eben ſo ſchöner Wieſengrund, aber mit Wegen, Baumreihen und Buſchpartieen durchſchnitten. Der Gegenſatz beider eng von den hohen Flußufern eingeſchloſſenen Niederungen und der Berge und

Hügel umher und der ebenfalls etwas höher liegenden Stadt giebt ihm noch dazu einen pittoresken Reiz.

Auf der Taybrücke amüſirte ich mich nicht wenig, die Geſpräche der kleinen ſchottiſchen Knaben zu belauſchen, die ſchon ſo hübſch ſchottiſch plapperten, wie ihre Aeltern es ſprechen. „Look, the folks,“ riefen ſie einander zu, „are coming duhn*) to the brigg**) (Sieh, wie die Leute zur Brücke herab kommen). „Yea, yea***), look the folks on baith†) sides o'††) the Tay“ (Ja, ja, ſieh nur das Volk auf beiden Seiten des Tay). Dieß iſt Alles ſchottiſch und zu gleicher Zeit auch mehr deutſch als die engliſchen Formen. Ich hatte aus meinem Wirthshauſe einen Bewohner von Afrika, einen Neger, Namens Bob, als Führer und Begleiter bekommen. Man iſt natürlich jetzt ſelbſt in dieſem entlegenen Thule eben ſo mit Libyen und überhaupt mit aller Welt in Verbindung, wie dieß ſonſt nur bei den römiſchen Städten Italiens der Fall ſein konnte; — die Mutter der Kaiſerin von Marocco wohnt auf einem Moore von Perthſhire, der Sieger bei Seringapatnam, Sir David Baird, wohnt in Ferntower ganz nahe bei der Stadt, braune arme Indianer betteln in den Straßen, und ſchwarz gebrannte Kinder der Wüſte Sahara

*) „duhn“ ſtatt „down.“

**) „brigg“ ſtatt „bridge.“

***) „yea“ ſtatt „yeas.“

†) „baith“ ſtatt „both.“

††) „o“ ſtatt „off,“

zeigen einem den Weg durch die Straßen. — Dieſen meinen Bob verfolgten nun die Kleinen mit ihren ſchottiſchen Redensarten. „Do you kenn*) that muckle**) man, that swart karl? ***)“ fragten ſie ſich einander, „do you kenn him?“ (Kennſt Du den großen Mann da, den ſchwarzen Kerl?) „Bob, Ihr ſeid ſo ſchwarz, warum waſcht Ihr Euch nicht?“ „Very ba'folks, Massa!“ (Recht böſes Volk, Maſter!) fing nun mein Neger zu mir an, in halb afrikaniſchem, halb ſchottiſchem Dialekt. „You ocht†) to kenn better English!“ (Ihr müßt beſſer Engliſch lernen!), replicirten ihm meine Knaben. „Seht nur die Fußſohlen Eueres Bedienten einmal an, Herr! ſie ſind dick wie Holz, denn er hat ſonſt Jahre lang auf glühenden Kohlen und geſchmolzenem Blei herumgetanzt, ſo lange er noch bei der Truppe von Seiltänzern war, die ihn aus Afrika oder Weſtindien mit herübergebracht haben.“ Als die Jungen dieß vorbrachten, da wurde mein Bob, bei dem die Fußſohlen, obgleich ſie ſo hart wie Holz ſein ſollten, doch der kitzlichſte Punkt zu ſein ſchienen, ganz wüthend und ergoß ſich nun in einem ſo wilden afrikaniſchen Schottiſch-Engliſch gegen die lachenden Knaben, daß es mir nicht möglich

*) „Kenn“ ſtatt „know.“ „To kenn“ wird auch für „wiſſen“ gebraucht, ebenſo wie „to know.“ „I do not kenn,“ heißt in ganz Schottland: „ich weiß nicht.“

**) „Muckle“ ſtatt „great.“

***) „Swart“ ſtatt „black.“ — „Karl“ ſtatt „man.“

†) „Ocht“ ſtatt „ought“, wie denn viele Buchſtaben, die man im Engliſchen bloß noch ſchreibt, im Schottiſchen auch geſprochen werden, z. B. engliſch „fight“, ſchottiſch „fecht“.

war, ſo gern ich auch von dieſer Art Sprache ein Specimen gehabt hätte, die Laute in lesbare Worte zu bringen. Und um meinen armen Schwarzen, der unter die weißen Buben wie ein großes Lama unter junge Jaguars gerathen war, zu retten, zog ich mich mit ihm von der Brücke und meinen Dialekt-Beobachtungen zurück.

Die Schotten ſind in jene ihre antiken ſächſiſchen Sprachformen ſo verliebt, wie bei uns die Oeſterreicher in einige ihrer alten Spracheigenheiten, und lieben ſie beſonders in ihren Dichtungen. Und ein Lied, in dem recht oft „duhn“ ſtatt „down,“ „baith“ ſtatt „both,“ „fecht“ ſtatt „fight,“ „bauld“ ſtatt „boid“ (kühn), „wi' me“ ſtatt „with me“ und dergleichen vorkommt, rührt ſie weit mehr als ein anderes, in dem dieſe Wort alle nach der gewöhnlichen allgemeinen engliſchen Weiſe geſchrieben ſtehen, eben ſo wie unſere Allemannen im Schwarzwalde weit mehr durch ein Hebel'ſches Lied im allemanniſchen Dialekt gerührt werden, als durch irgend eine claſſiſche deutſche Dichtung. Ich finde dieß auch ganz natürlich; denn, wenn man wie jene meine Brückenbuben von Jugend auf ſo geſprochen hat, ſo verweben ſich mit dieſen Dialektbeſonderheiten auch ſo viele Jugenderinnerungen, ſo viele patriotiſche Andeutungen, mit einem Worte, es ſteckt darin ein ſo großes Stück der Menſchen und des Landes ſelbſt, daß ich es vollkommen natürlich fände, wenn ein Schotte, welcher in Oſtindien oder Afrika irgendwo Jemanden „come duhn“ ſtatt „come down“ ſagen hörte, bloß durch den Ton dieſes Wortes zu Thränen gerührt würde.

Beſonders begreift man es gut von den vielen ſäch-

ſiſchen Formen, welche ſich in der ſchottiſchen Sprache finden, weil ſich bei ihnen die ſchottiſche Volksſeele ihres alten deutſchen Urſprungs, ihres innigen Zuſammenhanges mit der großen germaniſchen Mutterſeele dunkel bewußt wird. Aber merkwürdig iſt es, daß es im Schottiſchen auch mehre Worte franzöſiſchen Urſprungs giebt, die ſich im Engliſchen nicht befinden und die deßwegen von den Schotten eben ſo wie jene alten deutſchen vorzugsweiſe geliebt und gern gehört werden. Ein ſolches Wort iſt z. B. der Ausdruck „bonny“ (vom franzöſiſchen „bon“). Dieſes franzöſiſche Wort hat, wie es denn ſolchen ausgewanderten Worten zu gehen pflegt, in Schottland eine ganz beſondere, etwas abweichende Bedeutung gewonnen. Es wird nämlich damit nicht nur die Güte, ſondern auch insbeſondere die Schönheit eines Dinges und einer Perſon gelobt, und es iſt daher ein allgemeines Lob- und Schmeichelwort geworden. Alles, was die Schotten in ihrem Vaterlande gut, ſchön, trefflich finden, heißt, beſonders wenn es etwas Schottiſches iſt, bonny; ſo z. B. „our bonnie lasses“ (unſere hübſchen Mädchen), „bonny Prince Charlie“ (unſer guter Prinz Carl, nämlich jener Carl Eduard, der Prätendent), „our bonny town Perth“ (unſere ſchöne und gute Stadt Perth). Auch ſagen ſie von einer Gegend oder einem Gebäude oft: „that is very bonny!“ (das iſt ſehr hübſch!). Es kommt als Schmeichelwort etwas dem engliſchen „sweet“ nahe. Man könnte hier eine Menge Gedichte von Burns citiren, in denen das Wort „bonny“ mit beſonderer Vorliebe gebraucht iſt. Die Schotten haben es ſich ſo angeeignet, daß es ihnen nichts Fremdes und Franzöſiſches mehr zu haben ſcheint.

Unter dieſen Grübeleien ſpazierte ich mit meinem Neger Bob auf die andere Seite der Stadt, auf die Süd-Inch, hinüber, die wegen ihrer Bäume faſt noch ſchöner als die Nord-Inch iſt. Auf dieſer Süd-Inch campirten im Jahre 1746 die deutſchen (heſſiſchen) Truppen, welche bei der Unterdrückung der Empörung des bonny Prince Charlie halfen. Denn es iſt bemerkenswerth, daß wir Deutſchen mehre Male den Engländern die Empörungen ihrer halbceltiſchen Länder bekämpfen helfen mußten. Ein Mal in Irland im Jahre 1798 waren es hannöver'ſche Truppen und ein Mal 1746 in Schottland, wie geſagt, heſſiſche. Auch in der Schlacht an der Boyne in Irland ſtanden deutſche Truppen gegen die Irländer, — als wenn wir Deutſchen für den Sieg des germaniſchen Stammes über den celtiſchen noch jetzt arbeiten müßten, wie zu jener Zeit, wo ebenfalls aus jenem Norden von Deutſchland, aus Hannover und Heſſen ꝛc. Hengiſt und Horſa nach Großbritannien hinüberſetzten.

Allein das merkwürdigſte Lager ward auf dieſen Inches, ich glaube, es war auf der Nord-Inch, im Jahre 1390 aufgeſchlagen. In dieſem Jahre herrſchte nämlich in Schottland der König Robert III., der es gern ſah, wenn die wilden widerſpänſtiſchen Clans ſich unter einander in ihren endloſen Zwiſtigkeiten aufrieben, und der daher zwei feindſeligen Clans, dem Clan Chattan und dem Clan Kay, den Vorſchlag machte, ihre Streitigkeiten auf folgende Weiſe beizulegen. Sie ſollten ihre tüchtigſten Männer ausſuchen und mit ihnen herabkommen auf die Inches von Perth. Daſelbſt ſollten ſie miteinander im Beiſein des

Königs und ſeines Hofes kämpfen, und die Sieger ſollten Recht behalten, den Beſiegten aber ſollte Alles verziehen und vergeſſen ſein.

Dreißig ſtreitbare auserleſene Männer der Kinder Kay (Mac Kay) und dreißig von den Kindern Chattan*) kamen herunter. Als ſie ſich in Schlachtordnung ſtellten, fehlte aber von dieſen einer, der ſich aus Furcht oder eines Uebelbefindens wegen zurückgezogen hatte. Es ſollte nun auch einer der Kays zurücktreten, aber ſie waren alle ſo kampfluſtig, daß keiner dazu zu bewegen war, und man mußte daher auf den Vorſchlag Henry Wynd's, eines Perther Sattlers, eingehen, der ſich erbot, die Lücke auszufüllen und ſtatt des Fehlenden mitzukämpfen, wenn man ihm einen halben franzöſiſchen Goldthaler geben wolle. Durch dieſen tapferen und unbändigen Sattler ſiegten die Chattans. Alle Kinder Kay wurden bis auf einen erſchlagen, der in den Fluß Tay ſprang und in die Gebirge entfloh. Zehn Chattans und Henry Wynd blieben leben. Obgleich wir Alle dieſe Geſchichte ſchon in der „ſchönen Maid von Perth" (the Fair Maid of Perth), welche Novelle auf jenen entſchlüpften Mac Kay gegründet iſt, geleſen haben, ſo enthält man ſich doch hier an Ort und Stelle nicht, noch ein Mal daran zu denken, beſonders wenn einem die Tſcherkeſſen im Kaukaſus und die alten Geſchichten der Bibel von den Philiſtern und Karmelitern und anderen Bergvölkern dabei einfallen, die in ihren Sitten alle-

*) Chambers nennt ſtatt deſſen die Mac Intoſh, aber in der britiſchen Encyclopädie werden Chattans genannt.

ſammt ſo merkwürdig übereinſtimmen und bei denen allen man dieſe Clans, dieſe „Clans-feuds“ (Clansfehden) und „Clans-fightings“ (Clansgefechte) wiederfindet, und zwar ſo ähnlich, daß ſie ſich oft bis auf die geringſten Umſtände einander gleichen.

Dieſer kriegeriſche Racen- und Clansgeiſt, dieſe primitiveſte, roheſte Form der menſchlichen Geſellſchaft, die bloß erweiterte Familie, beſtand nicht weniger oder ſogar länger als 2000 Jahre in Schottland. Erſt um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde ſie mit der Wurzel ausgerottet, und erſt ſeit dieſer Zeit blühten Dundee und andere ſolche große friedlich geſinnte Bürgergemeinden an den Küſten von Schottland auf. Wenn es erſt ſeit ſo junger Zeit iſt, daß ſo wilder Anlaß zu Hader und Zwiſt, ſolche Urquellen des kriegeriſchen Geiſtes aus dem Buſen der europäiſchen Staaten vertilgt wurden, und wenn ſolche gewichtige Orte wie Dundee und andere Handels- und Manufacturſtädte erſt ſeit ſo kurzer Zeit anfingen in die Wagſchale des Friedens zu fallen, ſo können die Friedensgeſellſchaften von Paris, London und New-York noch immer einige große und blutige Kriege erleben, ohne jedoch an der Hoffnung der dereinſtigen Herſtellung eines langen, tiefen, allgemeinen Friedens zu verzweifeln. Bis auf die neueſten Zeiten herab gab es des kriegeriſchen Feudalunkrauts noch überall unter uns, und die Fortſchritte einer neuen Aufklärung und einer damit Hand in Hand gehenden friedlichen Geſinnung ſind noch ſo jung, dabei aber doch ſo groß, daß man nicht die Hoffnung aufgeben darf, wenn ſie auch noch nicht ſofort zum Ziele führen. Es kann keinem

Beobachter der Zeit entgehen, daß die Welt täglich und in allen Erdenwinkeln und Glens nie geſehene, nie erhörte Dinge ans Tageslicht bringt und daß ſie noch ſtets mit ſolchen nie geſehenen Dingen ſchwanger geht. Die Ereigniſſe, obgleich ſtill gewoben, ſind überall ſo groß, ſo außerordentlich, daß man ſelbſt Den nicht der Extravaganz beſchuldigen könnte, der an einen allgemeinen Frieden und an einen nach jenen Gewittern, die wir vielleicht zunächſt hie und da noch hängen ſehen, kommenden großen Sonnenſchein und ruhige Entwickelung glauben könnte.

Durch einige ſchöne „Nursery-Gardens“ (Handels-Gärten) kehrte ich gegen Abend zur Stadt zurück und machte hier die Bekanntſchaft einiger Männer, die mit Leib und Seele „Sports-men“*) waren.

Die beiden Hauptſpiele, welche Schottland als die vornehmſten Nationalſpiele betrachtet, ſind das Curling und das Golfſpiel. Das Curling iſt von beiden entſchieden das intereſſanteſte und, da es auf dem Eiſe geſpielt werden muß, auch deßhalb faſt ausſchließlich ſchottiſch. Denn nur in Schottland, weder in England noch in Irland, giebt es dauernden Eiſes genug. Aus eben dieſem Grunde iſt dieſes Spiel mit den Schotten nur in die nordiſchen Gegenden der Welt ausgewandert und in Canada, Nova-Scotia ꝛc., nicht aber in Weſt- und Oſtindien verbreitet.

*) „Sports-man“ heißt nicht bloß ein Jäger, ſondern überhaupt ein Freund von allen ländlichen und gymnaſtiſchen Spielen und Vergnügungen.

Die ſchönen glatten Eisflächen, welche ſich auf den ſchottiſchen kleineren Seeen und an den überſchwemmten Ufern der Flüſſe bilden, haben zur Erfindung dieſes herrlichen Spieles Anlaß gegeben, das hauptſächlich in dem Fortſchleudern eines runden glatten Steines nach einem gewiſſen Ziele beſteht und nicht nur die Kraft der Männer übt, ſondern auch bei allen ſeinen hübſchen kleinen Nebenereigniſſen und Nebenſcenen, die es herbeiführt, die Seele erheitert und erfreut. Leider bin ich nie ſelbſt bei einer „Curling-match“ (Curlingpartie) zugegen geweſen, allein meine Perther Freunde waren ſo eifrig, ja ich möchte ſagen, ſo paſſionirt, mich von der Sache gehörig zu unterrichten, daß es mir vorkommt, als hätte ich wirklich einmal ein ſolches Spiel mit angeſehen, und daß ich ſelbſt noch dieſen Augenblick, wie von der Leidenſchaft meiner Freunde etwas angeſteckt, ein Bißchen Curling-Paſſion in mir empfinde.

Ja ich ſehe deutlich in Gedanken die ſchönen Gewäſſer, durch des Winters Zauberſtab in durchſichtigen Kryſtall verwandelt, — einen herrlichen gefrorenen See in der Mitte einer wilden Hochlandgegend, — die beſchneiten Grampians rings umher, — nur hie und da blicken die ſchwarzen ſchroffen Felswände unbedeckt hervor. Die „Curlers,“ ſo nennt man die Theilnehmer an jenem Sport, ſind von ihren Bergen herabgeſtiegen und aus den verſchiedenen Orten und Städten auf dem „Ring“ (dem Spielplatze) zuſammengekommen. Es ſind faſt lauter ſchöne, oder wenigſtens gewandte und kräftige Kerle, und einige von ihnen haben

vielleicht zu dieſer nationalen Uebung die patriotiſche Highlandtracht angelegt.

Sie kommen alle mit ihren „Curling-stones“ in der Hand heran. Dieſe Steine, die man in vielen Läden der ſchottiſchen Städte ſehen und kaufen kann, ſind folgendermaßen beſchaffen. Es ſind cirkelrunde, platt gedrückte Steine von 40 bis 50 Pfund Gewicht. Sie werden ſehr ſauber gearbeitet, ſchön polirt und meiſtens aus zweierlei Art von Granit, einem röthlichen und einem ſchwärzlichen, zuſammengeſetzt. Ich vermuthe, daß dieß deßwegen geſchieht, damit die Steine bei den verſchiedenen Püffen, die ſie auszuhalten haben, nicht ſo leicht zerſpringen. Oben iſt eine zierlich gearbeitete Handhabe von Eiſen angebracht, bei welcher der Stein zum Schwingen angefaßt wird. Das Ganze nimmt ſich ungefähr ſo aus:

„Auch unſere „bonny Queen,“ als ſie hier in Perth war,“ erzählten mir meine Freunde, „ließ ſich einen unſerer Curlingſteine zeigen und hob ihn, ſo ſchwer er war, hoch in die Höhe.“ Bei den Curlern kommt es nun noch auf etwas mehr als dieß an. Es wird nämlich ein entferntes Ziel im Eiſe ausgeſteckt, und die Aufgabe iſt, den Curlingſtein ſo zu werfen, daß er dieſem Ziele ſo nahe als möglich komme und daſelbſt liegen bleibe. Bei der Schwere der Steine und bei der Glätte des Eiſes erfordert daher

die Lösung einer ſolchen Aufgabe ſowohl einen großen Grad von Kraft, als auch zu gleicher Zeit eine bedeutende Gewandtheit, Berechnung und Schärfe des Blickes. Und das ſind eben die ſchönſten Volksſpiele, bei denen Auge und Arm, Körper und Geiſt in gleich hohem Grade in Anſpruch genommen werden.“

Die Marke oder das Ziel heißt „tee“ oder „tocsee.“ Dieß Ziel beſteht in einem kleinen Loche in dem Eiſe, um das Kreiſe von verſchiedenem Diameter zum Bemeſſen der Entfernungen gezogen ſind. Auch dieſe Kreiſe haben ihre eigenen Kunſtnamen, ſowie ebenfalls eine gewiſſe Zickzacklinie, die quer über die Bahn gezogen wird, und welche die Steine, um gezählt zu werden, wenigſtens paſſirt haben müſſen. Die ganze Länge der Bahn beträgt gewöhnlich 120 bis 150 Fuß. Es kommt nun darauf an, die Steine dem Ziele ſo nahe als möglich zu bringen und wo möglich dabei auch noch einen oder einige naheſtehende Steine der Gegner auf die Seite zu ſchieben. Da das Spiel oft von 20 bis 30 Perſonen geſpielt wird, und das Ziel daher rund umher von Steinen umgeben iſt, ſo iſt es oft eine ſehr ſchwierige Aufgabe, ſich mit ſeinem Steine durch die engen Zwiſchenräume durchzuſchleichen und doch zu gleicher Zeit auch noch den rechten Stein, dem man im Vorübergehen einen kleinen Stoß geben könnte, herauszufinden. Man kann ſich mit einiger Phantaſie, auch ohne das Spiel mit angeſehen zu haben, leicht denken, welche wundervolle Schüſſe, die allen Umſtehenden Gelegenheit geben „Beauty! beauty! magnificent! stupendous!“ zu rufen, dabei vorkommen können.

Die Theilnehmer ſind in zwei Parteien getheilt, die gegeneinander ſpielen, und für deren eine ſich dann der Sieg erklärt, wenn ſie 31 Stöße gemacht, d. h. 31 nächſte Steine gehabt hat. Man muß das Genauere über die Regeln des Spiels in „Blaine's Rural sports“ oder in „Tegg's Dictionary of Field sports“ nachleſen und wird darüber erſtaunen, wie genau und im Detail die Engländer Alles in dieſer Branche des menſchlichen Könnens, ſowie in ſo vielen anderen, ausgearbeitet haben.

Die Bahn, die natürlich glatt und eben wie ein Spiegel ſein muß, wird immer mit großer Sorgfalt ausgeſucht, gereinigt und gefegt. Sie darf vor allen Dingen keine Längsſpalten haben, welche die Kugel natürlich noch mehr abweichen laſſen als die Querſpalten. Meine Freunde ſagten mir, daß viele Herren auch eigene „Curling ponds“ (Curlingteiche) hätten, welche für dieſes Spiel vorgerichtet ſeien, und bei denen es möglich wäre, nach Abnutzung und Verderbung der alten Bahn zwei oder drei Zoll Waſſer darüber laufen und von Neuem gefrieren zu laſſen. Viele dieſer Curlingponds ſind nur den Winter über Teiche, denn ſie werden im Sommer abgelaſſen und ſtellen dann „Bowling-greens“ (Raſenplätze) vor. Zuweilen überfällt ſie die Dunkelheit bei noch nicht beendigtem Spiele, und meine Freunde ſagten mir, ſie wären dann oft ſo eifrig geweſen, daß ſie bei Fackelſchein bis tief in die Nacht hinein fortgeſpielt hätten. Vornehme und Geringe, Lords, Burghers und Farmers ſind gleich eifrig bei dieſer trefflichen Uebung, und da auf dem Ring alle ſich unter einander gleich ſind, — es iſt eine Eigenthümlichkeit der Engländer,

daß dieſelben Leute, die in gewiſſen Beziehungen himmelweit auseinander ſtehen, doch unter gewiſſen Umſtänden ſich als einander vollkommen gleich betrachten, — ſo findet man denn auch in den Curlingclubs Leute von allen Ständen unter ſich verbrüdert.

Die Curlingclubs ſind durch alle Ortſchaften Schottlands verbreitet. Der größte und berühmteſte dieſer Clubs iſt der „Grand Caledonian Curling-club“ (der große caledoniſche Curlingclub) in Edinburgh. Er wurde im Jahre 1838 geſtiftet. Der „Duddingston Curling-club“ iſt älter und ebenfalls ſehr berühmt. Es giebt aber auch ganz alte Clubs. Dieſe Clubs haben Männer aus den höchſten Ständen zu Präſidenten, und ein Jeder hat ſogar ſeinen eigenen Reverend Mr. So und So als Caplan, der bei feierlichen Gelegenheiten das Gebet verrichtet.

Die Schotten haben, wie geſagt, das Spiel auch in Nordamerika eingeführt, und auf dem Lorenzofluſſe ſollen ſich im Winter zuweilen einige beneidenswerthe Rings ausſtecken laſſen. Meine Freunde ſagten mir, daß in neueren Zeiten eine große Revolution in der Conſtitution jener Geſellſchaften vorgegangen ſei. Es ſei der Plan, die „keen Curlers“ aller Clubs „from baith sides o' the Tweed“ (von beiden Seiten des Tweed) — es giebt nämlich auch jenſeit des Tweed, in England, einige wenige, von Schotten geſtiftete Curlingclubs — und von der anderen Seite des St.-George-Canals, ſowie auch von jenſeit des atlantiſchen Meeres, zu einer einzigen, großen durch Correſpondenz, durch gemeinſame Unternehmungen und durch Journale zuſammenhängenden Geſellſchaft zu

vereinigen und eine große „Brotherhood of the Ring“ (Brüderſchaft der Bahn) zu bilden. Neunzig verſchiedene Clubs ſind dieſer Vereinigung bereits beigetreten.

In einem „Annual Report“ des Jahres 1842 vom großen „Caledonian Club“ finde ich angemerkt, daß die Kinder der Schotten in den nordamerikaniſchen Colonieen in ihrem Eifer für dieſes Spiel ſo weit gehen, daß die Curlers von Toronto zuweilen die von Montreal, welche beiden Städte 400 Meilen auseinanderliegen, herausfordern: „to play a roaring game“ (ein rühriges Spiel zu ſpielen). „They meet in friendly bonspiels“ (ſie kommen zuſammen zu freundlichen Freudenſpielen), und nachher zu „beef and greens“ (zu Ochſenbraten im Grünen oder Ochſenbraten mit Gemüſe). „Vielleicht werden wir,“ fährt jener Bericht fort, „nun auch bald ein Mal das Vergnügen haben, unſere Brüder von der anderen Seite des Tweed zu uns herüber kommen zu ſehen, von „famous Londontown“ (von Londons weltberühmter Stadt) nach „Auld Reeky“ (der alten Räucherigen — meine Leſer wiſſen, wer damit gemeint iſt) um ihre Hände zu wärmen „at Scotland's ain game o' Curling“ (mit Schottlands eigenem ächtem altem Curlingſpiel), und nachher ihre Herzen zu erfreuen „wi' ae nicht of true Scotish Curling conviviality“ (mit einem Abend ächter ſchottiſcher Curlingheiterkeit). Es giebt bei dieſen Curlingſoireeen auch eigene alte „Curling-songs“ (Curlinggeſänge). Der große caledoniſche Club und, ich glaube, auch wohl andere ſolche Clubs haben ſogar ihre Curlingantiquitäten, z. B. alte Curlingſteine, die in früheren Zeiten gedient haben. Einer der älteſten, von dem ich

hörte, war vom Jahre 1613. Sie ſagten mir, ſie hätten ihn in einem Moore gefunden.

Ich gebe dieß meinen deutſchen Leſern alſo nur als ein Beiſpiel davon, wie weit man dieſe Dinge in England treibt, und welch intereſſante Beſchäftigung das Studium der Sitten und des Charakters dieſer großen Nation iſt.

Uebrigens iſt es bemerkenswerth, daß auch von dieſem Spiele gilt, was überhaupt von den meiſten Künſten und Erfindungen gilt, daß die Briten nicht ihre Erfinder, ſondern ihre Verbeſſerer waren. Die Flamländer ſollen das Spiel in Schottland vor 400 Jahren eingeführt haben. Auch in Paris kann man die jungen Leute auf den öffentlichen Plätzen ein ganz ähnliches Spiel mit thönernen Kugeln betreiben ſehen, das jedoch mehr noch dem engliſchen „Bowling“ (Kugelwurf) gleicht.

Die Curler führten mich zu den Golfern. Denn, wie geſagt, das zweite große ſchottiſche Nationalſpiel iſt der Golf. Auch mit dieſem Spiele treiben ſie es eben ſo weit und eben ſo eifrig, wie mit dem Curling. Auch für den Golf giebt es große und berühmte Clubs in Edinburgh, den „Burnstfields-Links-Golf-Club“, der im Jahre 1761 geſtiftet wurde, die „Edinburgh-Burgess-Golfing-Society“, im Jahre 1735 geſtiftet, und die „Company of Edinburgh Golfers“, welche, glaube ich, dieſelbe iſt mit dem berühmten „Edinburgh Thistle-Golf-Club“ (dem Edinburgher Diſtel-Golf-Club). Man weiß nicht mehr das Jahr, wann dieſe Geſellſchaft geſtiftet wurde. Sie führt einen faſt eben ſo vornehmen Titel wie die oſtindiſche Compagnie; denn ſie heißt auch „the Honourable Company“, welchen Bei-

ſatz ich ſonſt bei keinem bloßen Spielclub gefunden habe. Die Mitglieder dieſes Clubs haben, wie manche unſerer Schützengeſellſchaften, ihre eigene Uniform, — Scharlach, Grün und Weiß ſind ihre Farben — und der Club führt ſein eigenes Wappen. Die Krämer und Schuhmacher von Schottland waren von jeher dieſem Spiele auf gleich eifrige Weiſe ergeben, wie die Könige des Landes, und Carl I. und James II. werden als ausgezeichnete Golfer citirt. Letzterer ſoll ſo ſtark in dieſem Spiele geweſen ſein, daß ihm Niemand darin gleichkommen konnte, mit Ausnahme eines gewiſſen Patterſen, eines Schuhmachers von Edinburgh.

Obgleich die Könige perſönlich oft dem Golfen mit Leidenſchaft ergeben waren, ſo ſuchte doch die Staatsgewalt zuweilen dieſe Leidenſchaft bei den Leuten durch Verbote abzukühlen. Ein ſolches Verbot exiſtirt ſchon vom Jahre 1457, „damit nicht die Uebung des Bogenſchießens, welche der Jugend viel nöthiger ſei, darunter leide.“ Dieſe Verbote halfen aber wenig. Denn im Jahre 1744 votirte die Stadt Edinburgh den Golfern jährlich einen Silberbecher, um darum zu ſpielen, und jetzt ſetzen die Geſellſchaften zuweilen Medaillen bis zum Werthe von 200 Guineeen aus.

Hat man dieß Alles nun geleſen und gehört, ſo wird man ſich gewiß ein wenig verwundern, wenn man vernimmt, daß es ſich bei dieſem ganzen Golfſpiel um weiter nichts handelt, als darum, einen harten kleinen Ball mit einem Stock in der möglichſt geringen Anzahl von Schlägen in ein gewiſſes in großer Entfernung gemachtes Loch zu treiben.

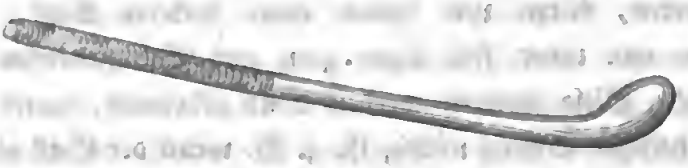
„Ja, Herr, wenn Sie ſo wollen, ſo iſt die Sache

allerdings nicht bedeutend. Aber der große Genuß dabei iſt die gegenſeitige Aufregung der beiden ſpielenden Parteien, ihr Eifer, ihre Geſchicklichkeit, ihre Anſtrengungen. „And then the grand thing is“ (und dann iſt die große Sache dabei) die verſchiedene Lage des Balls und die verſchiedenartigen Hinderniſſe, die ſich bei dieſer oder jener Lage darbieten, und die der Spieler, der ſeinen Ball nur ſo nehmen darf, wie er gefallen iſt, alle berechnen und mit einem geſchickten Schlage überwinden muß. — Sehen Sie, kommen Sie her! Sie wollen die Sache kennen lernen. Das freut mich, ich will Ihnen Alles zeigen. Nun hier ſind einige von unſeren Bällen, wie wir ſie brauchen. Sie ſind von ſtarkem Leder gemacht. Es iſt nicht einerlei, welches Leder man nimmt; doch darüber will ich Ihnen nachher noch etwas ſagen. Das Leder wird zuvor eingeweicht und zwar in kochendem Waſſer. Denn nur ſo kann ein feſter Ball daraus gemacht werden. Das Innere des Balls wird mit Federn ausgeſtopft, die mittels einer ſehr ingeniös erfundenen kleinen Maſchinerie ſehr feſt hineinpracticirt werden. Doch dieß können Sie am beßten bei einem der Ballmacher der Edinburgher Clubs ſehen. Wenn Sie nach Edinburgh zurückgehen, dürfen Sie nicht verſäumen, zu einem derſelben zu gehen. Gehen Sie zu Mr. W. & S. Gourlay, das ſind die Ballmacher des Brunſtfield-Links-Golf-Club. Es ſind ſehr gefällige Leute, und ſie werden Ihnen Alles genau zeigen. Ich kann Ihnen aber auch noch eine andere Adreſſe geben. Doch nun ſehen Sie. Das Leder des Balls muß nachher noch mit verſchiedenen Lagen von weißer Farbe überſtrichen werden. Man nimmt

dazu Bleiweiß. Das Weiß unterſcheidet ſich am beßten von dem Grün und von den anderen Farben des Feldes. Und dann giebt dieſe Farbenbedeckung dem Ball erſt die rechte gewünſchte Härte. Das Bleiweiß muß ſehr rein ſein, „and exceedingly well laid down“ (und ſehr vorſichtig und hübſch aufgetragen werden). Der Ball muß mehre Male damit bedeckt werden. Jedoch muß jede frühere Bedeckung erſt ganz trocken ſein, ehe man eine neue auflegt. Dieß iſt durchaus nöthig; ſonſt iſt der ganze Ball verdorben! Aber Mr. W. & S. Gourlay werden Ihnen das Warum davon noch weiter auseinanderſetzen. Wir haben hier zu viel zu thun! — Ach, mein Gott! Mary, mache doch die Stubenthür zu! Dieſer Herr will gern das Golfſpiel kennen lernen, und die Kinder machen einen Lärm, man hört kaum ſein eigenes Wort.“ (Ich war nämlich mit meinem Freunde in ſeinem Hauſe, — Mary war ſeine Frau, — und ich bemerke nur hiebei, daß ich keine Novelle ſchreibe, ſondern einfach und genau die Dinge und Perſonen nach dem Leben zeichne).

„So! das war alſo der Ball. Nun müſſen Sie unſere Schläger, die „Clubs“ oder, wie wir Schotten ſagen, die „Kolbes“ kennen lernen.“ (Ich bemerkte meinem Freunde dabei, daß wir daſſelbe Wort im Deutſchen hätten, worüber er ſich außerordentlich freute und worauf er die Vermuthung aufſtellte, daß wahrſcheinlich der Name des „Golf“ ſelber weiter nichts als das verdorbene „Kolbe“ ſei). „Sehen Sie, hier habe ich eine ganze Menge davon. Sie laufen, wie Sie ſehen, in der Hauptſache ihrer Form alle auf Eines hinaus, obgleich ſie alle etwas verſchieden ſind. Ein jeder beſteht aus einem 3 bis 4 Fuß langen Stock mit einem

etwas gebogenen Kopf, den wir „Knob“ nennen. Ich kann Ihnen die Figur, damit Sie es nicht wieder vergeſſen, mit ein paar Strichen auf dieß Papier zeichnen. Sehen Sie ſo:



Das iſt einfach. Aber großer Gott! das Ding recht zu machen, das iſt ungeheuer ſchwierig. Der Knob muß die rechte Biegung haben, darf nicht zu ſchwer und nicht zu leicht ſein, und der Stock muß eine gewiſſe Elaſticität und große Stärke vereinigen. Die Hölzer, aus denen der Stock zuſammengeſetzt wird, müſſen ſehr gut gewählt werden. Inwendig iſt der Stock mit Blei gefüllt, und auf ſeinem Rücken muß zur Vergrößerung ſeiner Stärke noch eine Platte dicken Horns aufgeſetzt werden. Ich habe, wie Sie ſehen, der größeren Eleganz wegen Elfenbein darauf. Ich habe das Spiel gern; bin einmal an meine Kolbs gewöhnt und ſcheue mich daher auch nicht, etwas darauf zu verwenden, um ſie ſo gut als möglich zu haben. Der Stock ſelbſt muß, wo man ihn anfaßt, mit Seide ſtark umſponnen ſein. Ich laſſe meinen darüber auch noch zur Zierde mit Sammet und goldener Litze beſetzen. An dem glatten Holze würde die Hand abgleiten.“

„Jetzt bitte ich Sie, die verſchiedenen Formen meiner Kolben zu betrachten. Einige ſind bloße dicke Knäufe. Sie werden gebraucht, wenn der Ball auf völlig ebenem Boden liegt. Andere ſind etwas löffelartig, mehr oder weniger ſchief

ausgehöhlt; ſie dienen dann, wenn der Ball aus einer Furche oder ſonſtigen Vertiefung herauszuholen iſt. Er muß daraus mit einem Schlage zu gleicher Zeit geſchickt emporgehoben und weiter geſchlagen werden. Einige ſind, wie Sie bemerken, kürzer und haben einen dickeren Kopf, und mehre von ihnen ſind ſogar ganz aus Schmiedeeiſen gemacht. Dieſe letzteren werden dann gebraucht, wenn ein ſehr heftiger Schlag nöthig iſt, z. B. wenn der Ball etwas im Sande vergraben liegt oder ſonſt. Sie haben alle verſchiedene Namen. Doch ich will Ihnen nachher die Adreſſe des beßten Kolbenmachers in Edinburgh, des Mr. D. Macewan, geben, der auch der Kolbenmacher jenes Ihnen bereits genannten Clubs iſt. Verſäumen Sie ja nicht, wenn Sie nach Edinburgh zurückkehren, ſogleich zu ihm zu gehen. Der Mann weiß überhaupt noch Manches von den Regeln unſeres Spiels."

„Wenn ein kleiner loſer Stein vor meinem Balle liegt", unterbrach ich hier meinen Freund mit einer Frage, „iſt es dann nach den Regeln des Golfs erlaubt, dieſen Stein ein wenig auf die Seite zu ſchieben?"

„Ah, ſchön! — Das iſt gut gefragt! Ueber dieſen Fall herrſchen verſchiedene Anſichten und Gewohnheiten. Einige Clubs erlauben dieß, andere aber gebieten ſtreng, daß die Sachen gerade ſo bleiben, wie ſie ſind. — Nach den Geſetzen einiger Clubs iſt es ſogar erlaubt, unter Umſtänden den Ball aus einem Loche oder einer Furche, die ſo tief iſt, daß es unmöglich ſein würde, ihn mit den Kolben herauszubringen, mit der Hand hervorzunehmen und ſenkrecht in die Höhe zu werfen und ihn dann zu ſchlagen, — natür-

lich jedoch unter gewiſſen Nachtheilen. Andere Clubs jedoch ſind ſtrenger und erlauben dieß nicht, ſelbſt wenn man jenen Nachtheilen ſich unterziehen wollte. — Aber nun kommen Sie! kommen Sie! (ich war ſchon längſt da) jetzt will ich Ihnen das Spiel ſelbſt zeigen, ſo gut es hier bei Licht in dieſem Zimmer angeht. Ach mein Gott, wie ſchade! Können Sie denn nicht noch ein paar Tage hier bleiben? Ich würde einige Freunde für morgen einladen, und wir würden morgen auf die Nord-Inch hinausgehen und Ihnen dort ein Spiel vormachen. Es befinden ſich jetzt gerade einige unſerer „leading men“ (leitenden Männer) hier. Und unſere Golfer von Perth gehören gerade mit zu den erſten in Schottland. Aber es zieht Sie nach unſeren Hochlanden? Nun wir müſſen aus der Noth eine Tugend machen. Aber wenn Sie nach Edinburgh zurückkommen, verſäumen Sie doch ja nicht, gleich nach Muſſelburgh hinauszufahren; da ſind vortreffliche Spieler, und wenn Sie dort ein paar Tage bleiben, werden Sie gewiß Gelegenheit finden, irgend ein gutes Spiel mit anzuſehen. Auf den „Links“ (einem großen Spielfelde bei Leith) wird auch manches ſchöne Golf geſpielt, und eben ſo auf den Links bei Edinburgh und gleichfalls auf dem „Green“ bei Glasgow. Unſere Perther Inches übertreffen aber alle anderen Spielgründe.“

„Da nehmen Sie einen Club in die Hand. Ich werde auch einen nehmen, und denken Sie ſich, daß wir beide die beiden ſpielenden Parteien ſeien. Jede Partei kann aus ſo vielen Perſonen beſtehen, als ſie will. Jeder Mitſpieler hat ſeinen Burſchen mit allen ſeinen verſchiedenen Kolben hinter ſich herlaufen, aus denen er ſich dann den herausſucht, den

er gerade zu ſeinem Schlage nöthig hat. — Nun ſtellen Sie ſich vor, daß dieß Zimmer die Links von Leith oder die Inches von Perth ſeien. Dort ſei das Loch (er bezeichnete eines mit einem Stücke Kreide). Aber o! die Stühle und Tiſche hindern uns. He, Mary! laß einmal die Buben herein. — Jungens! ſchafft die Stühle, Tiſche und das Sopha bei Seite!"

„O ich bitte, machen Sie ſich doch nicht ſo viele Umſtände!"

„Ne, ne, ne, bitte, bitte, bitte!"

Wir leerten das ganze Zimmer aus, und bis auf das Gras hatte es eine ziemlich große Aehnlichkeit mit der Nord-Inch. Auch die Thüren einiger benachbarten Zimmer wurden noch aufgemacht, und wir hatten ſo eine gehörig lange Bahn, die überall mit Lichtern erleuchtet wurde. — „So, nun ſchlagen Sie aus! gerade auf das Loch zu. Aber wir müſſen hier Alles ein wenig en miniature machen, und auch die Schläge nur ſachte geben."

Die ganze Explication ſollte nun erſt recht angehen. Aber ich muß geſtehen, ſie endigte beinahe mit dieſem Anfange. Mein erſter Ball flog gleich in die Torfaſche des Kamins und befand ſich dort in einer ſehr kritiſchen Lage. Mein Freund forderte mich auf, mir zu denken, daß die Aſche irgend eine Sandanlagerung des Spielfeldes, und die darum liegenden Torfſtücke Boulderſtones ſeien. Und über dieſen Fall hatte er ſo Vieles zu bemerken, — in welche Gunſt oder Ungunſt er mich ſetzte, — mit welchem Club ich den Ball am beßten herausholen könnte, — ob ich das Recht hätte, die Aſche etwas zu beſeitigen oder nicht, und unter welchen Nachtheilen, — was nun beſſer für mich ſei, die Nach-

theile zu nehmen oder den Schlag auf gut Glück zu wagen, und dabei waren ſeine Bemerkungen mit ſo vielen eigenthümlichen ſchottiſchen und Golfſpiel-Ausdrücken untermiſcht, als mit „tee“, mit „holing“, mit „caddy“, mit „putters“ und anderen ſolchen Worten, deren Bedeutung ich nicht entziffern konnte, — daß ihm in ſeinem Eifer zuletzt ganz heiß wurde und der Schweiß auf die Stirne trat. Mir wurde immer dunkler vor den Augen meines Verſtandes. Ich ließ endlich mit meinen Nachforſchungen nach und gab meinem Freunde vollkommen Recht, daß das Spiel doch nicht ſo einfach ſei, wie ich anfangs geglaubt hätte, und wir beide ſanken müde und matt auf das Sopha, welches die Buben unterdeſſen wieder hereingetragen hatten.

Am Ende ſchrieb er mir trotz meiner Proteſtation einige Empfehlungsbriefe an berühmte ſchottiſche Golfer und gab mir mehre Nachweiſungen in Bezug auf Schriften, aus welchen ich mich über das Spiel genau belehren könnte.

Man findet in England überall ſolche Leute, die dem, der aufrichtig Belehrung ſucht, die gründlichſte und beßte zu Theil werden laſſen. Dieß kommt daher, weil diejenigen, welche ſich dort mit einer Sache beſchäftigen, gewöhnlich ganz mit derſelben vertraut ſind und dieſelbe mit vollem Eifer betreiben. Dabei iſt die Vorſicht der Leute bemerkenswerth, mit der ſie ſich hüten, über ſolche Dinge zu urtheilen und zu belehren, auf die ſie ſich nicht perfect verſtehen. So richtete ich an meinen Golfer auch noch einige Fragen über das Curling-Spiel. Aber obgleich er wahrſcheinlich zehn Mal mehr davon wußte als ich, ſo wich er doch einer Antwort aus und ſagte: „In curling I have but done very little!“

(im Curling habe ich nur ſehr wenig gethan) und ich wage nicht darüber zu urtheilen. Aber ich will Sie noch, wenn Sie es wünſchen, zu einigen erfahrenen Curlern unſerer Stadt führen!" — Dieß that er, und ich vernahm hier Manches, von dem ich ſchon oben meinen Leſern Einiges mitgetheilt habe.

Die Goldſchmiede von Perth ſind ihrer ſauberen Arbeiten wegen berühmt, und ich beſuchte einige derſelben und fand dieſe Künſtler nicht weniger gefällig und befliſſen als die Golfer und Curler, mir die Geheimniſſe und Producte ihrer Kunſt zu zeigen. Die Anweſenheit der Königin und die Feſte, die ihr gegeben wurden, hatten in dieſer Zeit ihre Thätigkeit viel in Anſpruch genommen, und in Folge der Manie für ſchottiſche Kleidung und national-ſchottiſchen Schmuck, welche nach der Rückkehr der Königin aus Schottland in ganz Großbritannien erwachte, ſo wie in Folge der verſchiedenen Beſtellungen von hübſchen Sachen, die noch als Geſchenke an Dieſen oder Jenen gegeben werden ſollten, hatten ſie um dieſe Zeit ihre Läden mit allerlei intereſſanten Arbeiten gefüllt. Auch Schottland rühmt ſich wie Irland einſt nicht unbedeutende Goldbergwerke beſeſſen zu haben, wie denn überhaupt eigentlich jedes Land einen gewiſſen Glanz und Ruhm darein zu ſetzen ſcheint, daß auch Gold in ihm gefunden werde, obgleich dieß eigentlich gar nichts Beſonderes iſt, da Gold, eines der am allermeiſten verbreiteten und gemeinſten Metalle auf Erden, faſt überall in der Natur gefunden wird, nur ſelten leider in gewünſchter Quantität. Auch Perlen finden ſich in einigen ſchottiſchen Flüſſen, wie ebenfalls in den Flüſſen vieler anderen Länder.

Das, was die ſchottiſchen Goldſchmiede von einheimi-

ſchen Nationalgaben dieſer Art aber am meiſten gebrauchen, ſind die verſchiedenen ſchönen Steine und Kryſtalle, welche die ſchottiſchen Gebirge bergen, und insbeſondere die ſchon oben von uns genannten Cairngorms. Die ſchönſten Achate, Mandelſteine, Carneole, Jaspis und Rauchkryſtalle werden in verſchiedenen Gegenden Schottlands gefunden, z. B. gleich bei Perth an dem Berge, auf welchem das Schloß Kinnoul ſteht, alsdann an dem hohen Ben-Lawers im oberen Thale des Tay, ferner beſonders bei jenem Berge Cairngorm weiter im Norden. Die Berge ſtecken voll davon. Die Leute haben aber keine Anſtalten, um den Steinen in dem Berge ſelber nachzugraben, ſondern ſie ſuchen und ſammeln nur die, welche ſchon die Natur gelöſt hat, und die in den kleinen Berg- und Felseinſchnitten unter Steintrümmern liegen. Dieſe Bergeinſchnitte, welche durch den ablaufenden Regen oder kleine Quellen und Bäche entſtehen, und welche, ſo wie die darin fließenden Gewäſſer ſelbſt, von den Schotten „Burns“ oder „Brooks“ (Brüche) genannt werden, bemerkt man an vielen ſchottiſchen Bergen in großer Anzahl. Auch ſehr ſchöne Topaſe und Berylle ſucht und findet man in dem zerfallenen Granitgebröckel dieſer Brooks. Die Berylle von Invercauld, ſagten mir die Goldſchmiede, ſeien die beßten. Invercauld iſt der Sitz des Chieftains des berühmten Clans Invercauld und liegt 10 deutſche Meilen von Aberdeen. Die Schäfer, die in den wilden Bergen wohnen, ſammeln die Steine gewöhnlich auf ihren einſamen Spaziergängen in den Burns, indem ihre Schafe nebenher das friſche Gras abweiden. Die Berylle ſind oft mit den Cairngorms verbunden; und einer meiner Goldſchmiede

zeigte mir eine allerliebste kleine Merkwürdigkeit, die er zu einer hübschen Arbeit benutzt hatte, nämlich einen Beryll, der in einen Cairngorm eingedrungen zu sein oder um den sich dieser vielmehr zum Theil herumgebildet zu haben schien. Eine interessante und beachtenswerthe Bemerkung, die ich von diesen Goldschmieden hörte, ist die, daß die Rauchkrystalle (eben diese Cairngorms) im Osten von Schottland mehr Farbe haben und oft ganz dunkel sind, während sie nach dem Westen oder vielmehr Südwesten hin bleicher werden. Bei Killin am Tay, dem westlichsten Orte, wo sie vorkommen, sind sie vollkommen weiß.

Die Königin Victoria trug auf dem Balle, den ihr der Marquis von Breadalbane auf seinem Schlosse gab, einen großen schönen Cairngorm als Agraffe zur Festhaltung des Plaid auf ihrer Schulter. „Highland-Brooches“ (Hochlandbrochen) sind dasjenige Geschmeide, welches man bei diesen Goldschmieden am häufigsten sieht. Gewöhnlich sind diese Brochen — wenigstens die jetzt modigen — so gemacht: ein kleines goldenes Andreas-Kreuz, auf dem eine blühende Distel (das Wappen von Schottland) liegt, sitzt in der Mitte eines Kranzes von schottischen Steinen, die in Silber gefaßt sind. Man hat aber auch noch sehr altmodige Brochen, die von jenen Hochland-Damen getragen wurden, von denen Dr. Johnson erzählt, daß sie als gewöhnliche Aussteuer eine gewisse Anzahl von Kühen bekamen, die reichen 20 oder 30. „Aber auch 10 Kühe und selbst 2“, sagt Dr. Johnson, „werden in einigen Gegenden schon als eine nicht ganz schlechte Aussteuer betrachtet.“ Es muß hie und da noch solche Damen geben, da, wie

meine Goldſchmiede mir ſagten, noch hie und da jene alten Brochen gekauft werden. Unter dieſen alten Highland-Brooches kommt eine ſehr häufig vor, die „Mary Queen of Scotch Brooch“. Es iſt ein goldenes lateiniſches M mit einer Diſtel und einer Lilie zur Seite und ebenfalls von einem ſolchen Steinkranze umgeben. Ich denke mir, daß es noch immer einige patriotiſche Herzen giebt, die für jene Mary zärtlich ſchlagen. Höchſtwahrſcheinlich wird es auch, obgleich ich ſie nicht bemerkte, noch Prince-Charlie-Brochen geben. Denn obgleich wir in unſeren Geſchichtsbüchern leſen, daß es in der Schlacht von Culloden mit den Stuarts und mit dem ſchottiſchen Gegenſtreben gegen England ein Ende nahm, und obgleich wir in den folgenden Jahren der Geſchichte den Prinz Charlie und Alles, was damit zuſammenhängt, vergeſſen, ſo dürfen wir doch nicht glauben, daß dem in Schottland ſo ſei. Es wird noch beſtändig in dieſem Lande mit Zärtlichkeit und Liebe vom „bonny Prince Charlie“ geſprochen, und ein Reiſender daſelbſt kann nicht vermeiden an ihn täglich ſich zu erinnern.

Prinz Charlie iſt für viele patriotiſche Schotten gewiſſermaßen der letzte Strahl der ſchottiſchen Unabhängigkeits-Sonne, und da er nicht König ward, ſo ſtrahlt er ſanfter, milder und auf längere Zeit in die ſchottiſchen Herzen hinein als der Glanz mancher früheren Königskrone.

„Fareweel to a' our Scotish fame,
„Fareweel to our ancient glory!
„Fareweel e'en to the Scotish name,

„Sae fam'd in martial story!
„Now Tweed rins to the ocean
„To mark where England's province stands!*)

ſingt Burns von der Union mit England. Und obgleich ſolche Geſänge keine ſo praktiſche Bedeutung mehr haben, wie ähnliche Geſänge von Thomas Moore in Irland, ſo haben ſie nichtsdeſtoweniger eine große poetiſche und ſo zu ſagen ethnographiſche.

Auch einige ſehr prächtige „Highland-Dirks“ (Hochland-Dolche) ſah ich hier, wie ſie zum vollſtändigen Hochlandcoſtüme eines ſchottiſchen Chieftains gehören. Es iſt mit dieſem Dolche gewöhnlich ein Beſteck von Meſſern und Gabeln verbunden, eine eigenthümliche, für die Clanchieftains, die ſich ihr Brod und Fleiſch ſehr oft mit dem Dolche und Schwerte eroberten, ſehr charakteriſtiſche Verbindung. Jene brillanten Widderhorn-Schnupftabackdoſen, die man auch viel in den Läden der Goldſchmiede ſieht, erwähnte ich ſchon. Bei den Verſammlungen der Hochſchotten liegen dieſe „Snuff-mulls“ gewöhnlich auf dem Tiſche und kreiſen in der Geſellſchaft herum, wie die Trinkhörner. Ich kann noch hinzuſetzen, daß auch die ſchottiſchen Regimenter ſolche vaterländiſche Snuffmulls gewöhnlich in ihren Meßrooms haben. Dieſelben Leute, die ſo zärtlich mit der Schnupftabacksdoſe thun, ſprechen doch oft von der Tabackspfeife,

*) Ein Lebewohl allem unſerem ſchottiſchen Ruhm, ein Lebewohl unſerer alten Glorie! Ein Lebewohl ſelbſt dem ſchottiſchen Namen, ſo bekannt in der Kriegsgeſchichte. Nun rinnt der Tweed zum Ocean, um zu bezeichnen, wo Englands Provinz beginnt.

wie von dem verabscheuungswürdigsten Dinge von der Welt.

Alle diese schönen Dinge und noch viele andere kaufen sich die edlen und nicht edlen Bewohner der Hochlande in der schönen Stadt Perth, deren Läden mit allen Luxussachen herrlich versehen sind, — und allen diesen schönen Dingen, die ich sah, und sehr vielen anderen interessanten Sachen in Perth, die ich leider nicht zu sehen bekam, sagte ich am anderen Morgen ein Lebewohl, ich muß sagen mit dem größten Widerstreben. Denn wenn eine Stadt eines längeren Aufenthaltes werth ist, so ist es Perth, „the Auld“ (die Alte), „the Fair“ (die Schöne), „the Saint“ (die Heilige) — denn sie heißt auch „Saint Johnston“ (Sanct Johnston) von der Hauptkirche, die dem heiligen Johannes geweiht ist. Viele schottische Städte haben wie Perth einen doppelten Namen. Meistens ist aber der eine Name aus einer Abkürzung des anderen entstanden. So heißt z. B. Aberbrothwick meistens nur Arbroth, Linlithgow nur Lithgow ꝛc.

X.

Von Perth nach Dunkeld.

„Weel *), sir, have you seen fair Perth-town? (nun, mein Herr, haben Sie geſehen ſchön Perth-Stadt) ha! ha! ha!“ ſing am anderen Morgen, den ſchottiſchen Dialekt nachahmend, der Irländer an, welcher neben mich auf demjenigen Wagen zu ſitzen kam, der ſeine „Out- and inside pasengers“ nach dem Norden entführen ſollte. „Have you seen the bonnie lasses of Perth?“ (Haben Sie auch geſehen die hübſchen Madeln von Perth?). „Garls **) call them the cockneys (Garls nennen ſie die Cockneys). Ha! ha! ha!“ — „Bless my heart! and weel they are! (Gott ſegne mein Herz, und wahrlich ſie ſind gut!) Und fromm und religiös dazu; denn dieſe Schottinnen, wenn ſie mit den jungen Schotten zuſammenkommen, ſo ſprechen ſie von nichts als von der „unity of peace“ (Einheit des Friedens),

*) Schottiſch ſtatt „well.“

**) Statt „girls.“

von der „glory of heaven“ (der Glorie des Himmels), von der Bibel, von der Kirk, und bei alledem überſchleicht ſie die Liebe, und die Heirath iſt bald fertig. Ha! ha! ha!“ — „Scht! ſcht! Sprechen Sie nicht ſo laut! Es ſitzen ein paar Schotten neben uns, und die könnten es übel nehmen.“ — „Oho, das macht nichts! Die Schotten wiſſen einmal, daß wir Irländer von Haus aus halbe Heiden ſind und verloren für dieſe und jene Welt. Auferwachſen ſind wir in der Finſterniß des Katholicismus und inmitten der „errors of popery“ (der Irrthümer des Papſtthums). Sie nehmen von uns nichts übel. Ha! ha! ha! Es iſt kalt, Herr! „Will you not take a dramm of Toddy?“ (Wollen Sie nicht einen Dramm Toddy nehmen?) „A splendid stuff is toddy? Is it not, sir?“ (Das iſt ein ſplendider Stoff, der Toddy! Iſt es nicht ſo, Herr?) Vielleicht drückte mein Geſicht, als ich ſein Anerbieten annahm, keine Beiſtimmung aus. „Bless my eyes! In the name of wonder!“ (Gott ſegne meine Augen! Im Namen des Wunders!) Was für ein Geſicht machen Sie, ha! ha! ha! O, Herr, wir dürfen heute Toddy nehmen und kutſchen und in die Welt hineinreiſen; denn wie Sie wiſſen, es iſt ja heute ein „lawful morning“*), ha! ha! ha!“

*) „A lawful morning“ (ein geſetzmäßiger Morgen oder Tag) heißt in Schottland ein ſolcher, an dem man den Geſetzen nach arbeiten und reiſen darf, d. h. alſo ein Wochentag. Die Sonn- und Feiertage ſind nicht „lawful“. „Every lawful morning goes the coach from Perth to Dunkeld“ (jeden geſetzmäßigen Morgen geht die Kutſche von Perth nach Dunkeld), ſo kündigen die ſchottiſchen Poſtmeiſter die Stunde ihrer Reiſegelegenheit an.

Ich hatte meine wahre Noth mit dieſem beſtändig ſich, ſeine Augen, ſein Herz, im Namen der Wunder und im Namen noch anderer Dinge ſegnenden Irländer, der meinen ernſten Schotten ſehr anſtößig ſein mußte; denn je weniger dieſe lachten, deſto mehr ſchien dieß meines Irländers Lachluſt noch zu kitzeln. Man erkennt die Irländer in Schottland ſogleich, wie die weißen Schafe unter den ſchwarzen. Vor uns auf dem Platze neben dem Kutſcher ſaß ein Schotte, einen grauen Plaid über den Schultern, ganz ſtill und ſteif und ohne ein Wort zu ſprechen. Bloß wenn wir bei einigen Wanderern oder Feldarbeitern vorüberkamen, da ſah ich ihn eine Bewegung machen und ein paar Papierchen auf die Straße werfen, welche dieſe Leute auffingen. Ich glaubte anfangs, er ſei ein Chirurg, Arzt oder ſo etwas, der auf dieſe Weiſe ſeine Adreſſe unter die Leute brächte. Aber nachdem er auch mir einige von ſeinen Papieren gegeben hatte, ſah ich, daß es kleine Gebete und kurze religiöſe Betrachtungen waren, eine jede auf ein beſonderes Blättchen gedruckt. Sie waren verſchiedenen Inhalts, und eine jede Sorte war in ein beſonderes Päckchen zuſammengebunden. Je nachdem ihm die Leute zu ſein ſchienen, griff er bald in dieſe, bald in jene Taſche und holte bald dieß, bald jenes Päckchen hervor. Bei jedem Dorfe machte er ſich ſchon im Voraus fertig und legte ſeine Packete auf dem Schooße zurecht. Und wo er Leute vor der Thür, Kinder auf der Straße oder arme ſauer arbeitende Steinpflaſterer am Wege bemerkte, da fing er erſt an, durch einen lauten Ruf ſie auf ſich aufmerkſam zu machen, und ließ dann ein paar Papierchen hinaus flattern. Die Arbeiter rafften ſich

von ihrer ſchweren Arbeit auf, um die Zettel aufzunehmen und zu ſehen, was es wäre; die Kinder ſprangen luſtig in die Luft und haſchten darnach wie nach herabſchauernden Blüthen und ſchienen dann Alles eifrig durchzuſtudiren.

Ich las ebenfalls einige von dieſen Papieren und bewahrte ſie mir auf. Und obgleich ich mich hier enthalten will, einige derſelben wiederzugeben, weil ſie auf eine gar zu wunderliche Weiſe von heiligen Dingen handeln und weil es den Anſchein haben könnte, als wolle ich mich über ſie luſtig machen, ſo muß ich doch frei bekennen, daß ich über ihren Inhalt nicht wenig erſtaunte und daß ich nichts weniger als überzeugt bin, daß ſolche Schriften auch nur das geringſte Gute ſtiften könnten. Die darin abgehandelten Dinge waren mir ſo vollkommen unverſtändlich, daß, wenn ich ſie auch nicht gerade als das Werk der Finſterniß bezeichnen will, ich doch ſagen muß, daß nicht der geringſte geſunde Menſchenverſtand darin zu finden war und daß folglich das Fundament alles Lichts darin fehlte, und daß ich glaube, daß weder Gott mit Wohlgefallen auf dieſe Dinge herabſah, noch auch, daß dieſen armen ſchwer arbeitenden Leuten und dieſen kleinen zerlumpten Kindern irgend ein Tröpfchen Himmelstroſt damit in den Becher ihrer Leiden geträufelt wurde.

Da mein Reiſegefährte ſo viele Tractätchen hatte, ſo bemerkte ich ihm, daß ihm ſeine Liberalität wohl ſehr theuer zu ſtehen kommen müßte. „Ach, mein Herr!“ antwortete er, „ich kann ungefähr rechnen, daß mir das Hundert der Blätter im Durchſchnitt nicht höher als einen Sixpence zu ſtehen kommt.“

Es war die Inverneß-Kutſche, mit der wir fuhren, und der Weg, den dieſe nimmt, geht anfangs eine gute Strecke

im Thale des Tay hinauf. Aus einer waldigen und parkischen Umgebung blickte von dem höheren jenseitigen Ufer des Flusses der alte schottische Krönungsplatz Scone hervor. — Wir kamen bei einigen Schlachtfeldern vorbei, die so alt sind, daß selbst, glaube ich, keine Geister und Manen der gefallenen Helden mehr darauf hausen. Und endlich gelangten wir zu der „Highland-mouth" (Hochland-Mündung) von Dunkeld. Hier verließ ich die Kutsche, die nach Norden weiter ging, um von Dunkeld aus meinen Ausflug in die Hochgebirge mit einer Gig und später zu Fuß weiter fortzusetzen.

Bevor wir jedoch zu diesem Punkte gelangten, kamen wir nahe bei einem Walde vorbei, der auch in Deutschland berühmt ist, nämlich „Birnam-forest", von wo aus die Soldaten Malcolm's, wie man sagt, sich mit Zweigen versahen, um gegen Macbeth zu marschiren. Ich wäre gern in diesem Walde ein wenig spazieren gegangen, wenn nur überhaupt noch ein Wald da wäre. Allein die Leute versicherten mir auch hier, es gäbe beinahe nichts mehr von diesem Forste als den Namen. Die Gegend, die Birnam-Wald genannt wird, liegt in der Nähe jener bezeichneten Hochland-Mündung und erstreckt sich an den Vorbergen der Hochlande hinauf. Es giebt daselbst noch einen Hügel, welcher „Duncan's Hill" (Duncan's Hügel) genannt wird, weil daselbst dieser unglückliche König Hof gehalten haben soll.

Hinter Birnam-Forest verengt sich das Thal des Tay bedeutend. Man fährt eine ganze Strecke durch eine Art von Schlucht oder Berg-Engpaß, den aber die Leute „the mouth" (den Mund) nennen. Es ist hier die Stelle, wo

der Tay, durch eine Schlucht ſich drängend, die Hochlande verläßt und in die Ebene zu ſeinem weiteren Laufe hinaustritt. In der Entwickelung des Tay iſt hier dieſelbe Stelle bei Dunkeld, wie in der des Tay bei Crieff, die wir oben anmerkten, und wie in der des Shee bei Blair-Gowrie und in der des Teth bei Callander oberhalb Stirling. Bei allen dieſen Orten ſind verſchiedene „Mouths of the Highlands.“ Man tritt durch jenen beſagten Engpaß und kommt in eine kleine Bergweitung, in deren tiefem reizendem Buſen das Städtchen Dunkeld gerade in der Mitte liegt. Man iſt nun durch die Pforte eingetreten und befindet ſich in den Highlands, in dem Diſtricte jener Schotten, die auf dem Wappen der Perthiſchen antiquariſchen Geſellſchaft ſtehen, und denen das Motto: „a Romanis invicti“ (von den Römern nicht beſiegt) beigefügt iſt. In der That, der in dieſen wenigen Worten ausgeſprochene Gedanke iſt der erſte, der mich immer, obgleich aus ſo entlegener dunkler Ferne, mit Macht ergreift, wenn ich irgendwo die Gränze des Römerreichs überſchreite. Dieſe „intrepiden Militairs“, wie ich ſie einmal in einem alten deutſchen Buche aus dem vorigen Jahrhundert genannt fand, haben ein Reich geſtiftet, deſſen Betrachtung, wie es ſcheint, ewig die Bewunderung der Geſchichtsforſcher ausmachen ſoll. Ich tummle mich nun ſchon einige Jahre an den weiten Gränzen ihres Reiches, die zwiſchen dem ſchwarzen Meere und dieſen Highland-mouths, über die Walachei, durch Ungarn, Oeſterreich, Deutſchland und Belgien ſich hinziehen, herum und ſuche überall mit Eifer die Spuren ihrer Gränzwälle und Läger auf, und doch iſt es keine Frage,

daß ein Reisender ein langes Leben haben müßte, wenn er eine solche Gränz-Inspection des römischen Reiches um das Ganze herum vollenden wollte. Es giebt nur einen Völkerstamm, dessen Verbreitungsgränzen zu bereisen noch schwieriger sein möchte. Das sind die Leute, welche sich außerhalb der römischen Gränzwälle erhoben, und die erstlich das ganze Reich der Römer eroberten und außerdem auch noch das Reich der Welt dazu, welches die Römer nicht hatten. Diese Leute, die Germanen, eroberten unter Anderem auch die Highlands von Schottland, und wenn die Schotten sagten: „a Romanis invicti", so dachten sie dabei wohl im Stillen: „a Germanis victi."

Mein lustiger und gottloser Irländer nahm in Dunkeld von mir Abschied, indem er mir sagte: „Well, sir, now you are in the Highlands, the Cockneys say the ilands, as if it were Islands" (nun, Herr, jetzt sind Sie in den Highlands, die Cockneys sagen Eilands, als wenn es lauter Inseln wären). Die Londoner Cockneys lassen nämlich fast überall da das „H" aus, wo es steht, und sonderbarer Weise setzen sie gewöhnlich da eines hin, wo es nicht hingehört. So z. B. sprechen sie „Islands" (Inseln) umgekehrt wie „Highlands" (Hochlande) und sagen z. B. „the Highlanders of Newzealand", was ungefähr auf „die Hochschotten von Neuseeland" hinausläuft. Es ist eine sonderbare, aber fast unerklärliche Erscheinung, daß es eine ganze Menge Völker giebt, die das „H" ebenso regelmäßig da auslassen, wo es hingehört, als sie es da hinsetzen, wo es nicht hingehört. Die Letten z. B. sprechen regelmäßig so: „der Err vom Hause", dagegen „her (statt er) ist nicht zu Hause."

Man hat geſagt, daß die Eintheilung von Schottland in Hoch- und Niederlande eine ziemlich willkürliche und unnatürliche wäre, da eigentlich das ganze Land von Berggruppen durchzogen wäre, und da in dem Theile, den man mit dem Namen der Niederlande begreife, ſich in der Kreuz und Quere Gebirge befänden, die an Höhe und Mannigfaltigkeit denen der Hochlande nur ſehr wenig nachſtänden. Dieß iſt allerdings wahr. Das, was man jetzt Alles unter Lowlands begreift, vorzüglich das ſüdliche Schottland, iſt ebenfalls ein ſehr gebirgiges Land und verdient dieſen Namen keineswegs in dem Grade, wie die deutſchen Niederlande, die ein vollkommen ebenes Land ſind.

Nichtsdeſtoweniger aber iſt erſtlich die Gränze zwiſchen dem Hochlande und dem Niederlande Schottlands, im Ganzen genommen, ſowohl beim ſchottiſchen Volke, als bei den ſchottiſchen Geographen merkwürdig genau beſtimmt und daher mit einigen Ausnahmen nichts weniger als ein vager Begriff; zweitens hat ſich die Abtheilung ſelbſt ſowohl in der Natur als in der Geſchichte des Landes immer ſehr fühlbar gemacht und iſt ſcharf hervorgetreten.

Ich will zuerſt die Gränze der Hochlande ſo angeben, wie ſie in Schottland feſtgehalten wird.

Die ſchottiſchen Hochlande beginnen nach der Meinung des Volkes und der Geographen im Weſten bei dem Spalte, welchen der Frith von Clyde in das Land macht. Das Land im Norden dieſes Frith wird und wurde von jeher zu den Hochlanden gerechnet, die lange Halbinſel, welche mit der Mull von Cantire endigt, die Inſeln Arran und Bute mit eingerechnet. Dieß findet man ſehr natürlich, wenn man in

dieſen Frith hineinſegelt. Denn alles bezeichnete Inſel- und Feſtland iſt gebirgig, während die im Süden liegenden Grafſchaften Ayr und Renfrewſhire vom Meere aus völlig eben erſcheinen und es auch größtentheils ſind.

Dieß geht ſo fort bis Dumbarton, welches der letzte nahe hervortretende Berg am Norduſer des Clyde iſt. Die ſchroffen Berge, zwiſchen denen hier die Gewäſſer des Loch Lomond ausfließen, bilden ein großes Bergthor, und man ſieht daſſelbe als eines der Hochlandthore an. Von Dumbarton an wird es auf beiden Seiten des Clyde eben, und die Gränze der Hochlande weicht ins Innere des Landes zurück und folgt überall der Reihe von Bergen, welche von hier an bis Dunkeld in einem merkwürdigen Gegenſatz mit derjenigen Ebene treten, die größtentheils vom Strathmore bezeichnet wird. Man ſieht von Stirling und von Perth aus, überall in einer langen Linie die Bergreihen ſich hinziehen, und als allgemein vom Volk ſowohl, als von den ſchottiſchen Gelehrten bezeichnete „Highland-mouths“ (Hochlandthore) ſind hier Kilmarnock, Callander, Crieff, Dunkeld und Blair-Gowrie zu betrachten.

Von Blair-Gowrie an wird aber, wie es ſcheint, die Gränze etwas unſicher, indem von hieraus einige Geographen geradezu auf Aberdeen oder Sconehaven losgehen und ſagen, daß Alles, was im Norden dieſer Linie liegt, noch mit zu den Highlands zu rechnen ſei, während andere (ich glaube, entſchieden die meiſten) mit der Gränzlinie quer über die äußerſten Ausläufer der Gebirge nach Oſten hinüberſchreiten und ſo mit einem Bogen zum Murray-Frith und zu Inverneß kommen, indem ſie den ganzen mehr oder weniger ebenen und niedrigen Küſtenſtrich im Oſten dieſes Theiles

von Schottland noch mit zu den Lowlands rechnen. Sehr merkwürdiger, ich glaube aber sehr richtiger Weise wird dann auch noch der ganze schmale Strich Küstenlandes, der sich an dem Frith von Murray und dem Frith von Cromarty herumzieht, sowie die kleine zwischen beiden Friths liegende Halbinsel von Cromarty zu den Lowlands gerechnet. Dieser Küstenstrich, der von den Highlands gesondert wird, ist hie und da kaum eine englische Meile breit, zieht sich von Nairn über Inverneß, Kirkhill, Dingwale, Kilteärn, Taiw, und läuft endlich hinter Edderton ganz schmal geworden zum Frith von Taiw hin.

Dieß ist die wunderliche Gränze der Hochlande, wie man sie nicht nur auf den schottischen Specialkarten genau angegeben, sondern auch vom Volke festgehalten sieht. Alle Theile Schottlands, die von diesen Linien im Norden und Westen liegen, sind Highland, selbst die westlichen Inseln, die Hebriden mit eingerechnet. Und alle Leute, die diese Gegenden bewohnen, sie mögen nun auf den Bergen, in Thälern oder hier und da vorkommenden Ebenen, oder auf den Inseln wohnen, heißen Highlanders.

Blicken wir nun in die Geschichte von Schottland, so macht sich hier diese Gränzlinie, wie gesagt, überall fühlbar. Die bezeichneten sogenannten Lowland-Striche sind diejenigen Gegenden, welche sowohl die Römer als auch später die Sachsen vorzugsweise besaßen, und in denen sie sich am meisten verbreiteten, während Alles, was im Westen und Norden dieser Linie lag, von den celtischen Urbewohnern des Landes behauptet und in einer Reihe zahlloser Schlachten,

die ſie vor jenen ihren Hochlandthoren den Römern und den Sachſen lieferten, vertheidigt ward.

So wie in der Geſchichte, ſo zeigt ſich auch in der Natur des Landes die bezeichnete Abtheilung wichtig, erſtlich inſofern, als die Highlands mehr nach Norden, die Lowlands dagegen mehr nach Süden fallen, zweitens inſofern, — als die Highlands ſich mehr dem großen weſtlichen Oceane, die Lowlands dagegen mehr dem deutſchen Meere zuwenden (beide Umſtände influiren bedeutend auf eine Verſchiedenheit des Klimas und der ganzen Beſchaffenheit der beiden Landestheile), — drittens endlich inſofern, weil auch an und für ſich die ſüdlichen Landestheile einen ganz anderen Charakter haben als die nördlichen in jener Gränzlinie begriffenen Gebirge. Denn ſelbſt wenn dieſe Gebirge auch nicht ſo außerordentlich viel niedriger ſind als die nördlichen (die höchſten von ihnen ſteigen bis nahe an 3000 Fuß hinauf, während die höchſten in den Hochlanden ſich bis zu etwas mehr als 4000 Fuß erheben), ſo haben ſie doch durchweg einen völlig verſchiedenen Charakter. Die ſüdlichen haben grüne, abgerundete, begraſte Gipfel, nicht ſo viele wilde ſchroffe Felſenſchlünde, Einſchnitte, Abgründe und Glens, — mehr Wald, — weniger Heide und Moraſt.

Alle dieſe Umſtände und Verhältniſſe zeigen deutlich und klar, daß ſowohl in der Geſchichte als in der Natur des Landes ein merkwürdiger und charakteriſtiſcher Unterſchied zwiſchen dem Theile von Schottland, den man Highlands nennt, und dem, welcher Lowlands heißt, beſteht. Und es kann nur die Frage ſein, theils ob man

die Bezeichnung dieſes Unterſchiedes mit Lowlands und Highlands richtig gewählt habe, theils ob man ſeine Gränzen gerade in der Linie habe annehmen müſſen, in der man ſie angenommen hat, — zwei im Ganzen ziemlich unweſentliche Fragen. Denn wo der Unterſchied ſelbſt richtig erkannt iſt, da kommt es wenig auf den gewählten Namen an. Uebrigens da man mit „Lowlands“ (Niederland) ja nur ſagen will, daß ein Land niedriger als ein anderes ſei, da man damit nicht gerade andeuten will, daß damit ein ganz ebenes gemeint ſein ſolle, und da nun wirklich die Lowlands weder mit ihren Ebenen, noch mit ihren Bergen ſo hoch gehen, als die Highlands mit den ihrigen, ſo kann man nichts Erhebliches gegen den Namen einwenden. Was die Gränze betrifft, ſo iſt es wenigſtens von dem ſüdlichen Theile derſelben gewiß, daß man ſie nicht beſſer habe feſtſetzen können, da gerade auf dieſer Linie die Gegenſätze zwiſchen dem ſüdlichen niedrigeren und dem nordweſtlichen höheren Schottlande ſich am ſchärfſten gegenübertreten.

Einige Schriftſteller haben dieſe Eintheilung Schottlands, welche nicht von den Gelehrten ausging, ganz verworfen und dieſes Land, bloß auf ſeine äußere Figur ſehend, in drei Theile getheilt, in ein nördliches, ein ſüdliches und ein mittleres Schottland. Obgleich auch der Einfluß dieſer Eintheilung nicht ganz zurückzuweiſen iſt, ſo iſt es doch wichtig, daß man vor Allem jene vorgenannte populäre Abtheilungsweiſe gelten laſſe, und es iſt daher noch zu bemerken, daß jener verſchiedene Charakter zwiſchen den Lowlands und Highlands ganz durchgeht, d. h. die Low-

lands ſind durchweg grüner, fruchtbarer, gras- und wald-reicher, ebener oder doch abgerundeter und dabei germaniſcher als die Highlands, und dieſe ſind umgekehrt durchweg unfruchtbarer, unbevölkerter, moraſt- und heidereicher, kahler, felſiger, wilder und celtiſcher als die Lowlands.

Es ſprechen ſich in beiden Namen die beiden größten und bemerkenswertheſten Contraſte aus, welche Schottland darbietet. Jene von der äußeren Figur und von der Zertheilung des Landes durch das Glenmore von Inverneß hergenommene Abtheilung kann nur als eine untergeordnete betrachtet werden. Durch jenes Thal werden die nördlichen Hochlande von den ſüdlichen getrennt. Von dieſen ſüdlichen ſcheiden ſich dann noch wieder ab die weſtlichen, worunter man insbeſondere die Hochlande, die in den Inſeln und langen Halbinſeln von Argyleſhire ſtecken, verſteht. „The western Highlands“ (die weſtlichen Hochlande) iſt ein Name, den man ſehr oft hört, eben ſo „the northern Highlands“ (die nördlichen Hochlande). „Eastern Highlands“ (öſtliche Hochlande) giebt es nicht, d. h. es iſt dieſer Name als Nomen proprium nicht gebräuchlich, weil im Oſten des Landes Alles eben iſt, weil ſich die Hochlande hier allmählig mit der Ebene verſchmelzen, und weil hier im Oſten alſo ihr Bild nicht ſo als ein beſtimmtes deutliches Ganze hervortritt. Auch die ſüdlichen Hochlande ſondern ſich nicht als ein ſo leicht aufzufaſſendes Landesglied ab, und man hört daher auch ſelten von „southern Highlands,“ als von einer eigenen Abtheilung, ſprechen, obgleich es doch natürlich iſt, daß es ſowohl im Norden des Landes Leute giebt, welche von den ſüdlicher liegenden

Theilen der Hochlande reden, wie es eben ſo im Weſten Bewohner giebt, denen einige Theile der Hochlande nach Oſten liegen, und die ſie daher als ſolche bezeichnen.

Die Eintheilung Schottlands in Hoch- und Niederlande iſt auch jetzt noch keineswegs eine müſſige. Denn abgeſehen von dem Naturunterſchiede, der ewig bleibt, giebt es noch heutiges Tages einen merklichen Unterſchied in der Bewohnerſchaft beider Landestheile.

So wie man in die Hochlande tritt, trifft man ſofort auf einen anderen Menſchenſchlag, hört noch hie und da die celtiſche Sprache und ſieht Leute, die nur erſt angefangen haben, ſich zu germaniſiren oder zu angliſiren. Sofort gewahrt man im Lande den Schatten der alten Clans, hört von Chieftains ſprechen und kommt in unbebaute und wilde Striche. Die Highlands, obgleich ſie die bei Weitem größere Hälfte von Schottland einnehmen, enthalten doch eine ſechs Mal geringere Bevölkerung als die Lowlands, nämlich nur 400,000 Seelen und ſind alſo im Durchſchnitte wahrſcheinlich ſieben bis acht Mal ſpärlicher bevölkert. Auch in politiſcher Beziehung hat die Highlandgränze noch jetzt einige Bedeutung, nämlich in Bezug auf die Branntweindeſtillation, welche in den Highlands anderen Geſetzen unterworfen iſt als in den Lowlands. Die ſogenannte „Boundary of the Highland Distillery“ (die Gränze der Hochlandsdeſtillation), die man auf den meiſten ſchottiſchen Specialkarten verzeichnet findet, weicht nur um ein Weniges von der eigentlichen Hochlandgränze ab.

XI.

Dunkeld.

Dunkeld — gleich ein alter celtiſcher Name — und ein Ort rund umher von Gebirgsgegend nun nicht mehr in der Ferne, ſondern ganz in der Nähe umgeben, und ſchon der Sitz eines Clanhäuptlings, des Herzogs von Atholl nämlich, welcher das Haupt des großen Clans Murray iſt. Ein Herzog von Atholl, ich glaube, der drittletzte, war ein großer Baumpflanzer. Man ſagt, er habe 45,000 Morgen Landes mit Bäumen beſäet, und die Zahl der von ihm gepflanzten Bäume beträgt nicht weniger als zwölf Millionen. Andere verſichern, es ſeien fünfzehn Millionen. Es iſt daher kein Wunder, daß insbeſondere die Nachbarſchaft ſeines Wohnſitzes ſich rund umher von ſchönen Bäumen überſchattet zeigt. Dieſe herrlichen Bäume, die Berge, die ſich zu einem Keſſel formiren, die dunkeln Felſen, die daraus hervorſpringen, der reizende kryſtallklare Fluß Tay, der ſich mit grünen Anlanden dazwiſchen hindurchwindet, das Highland-Mouth, das den Weg und Blick in die Lowlands hinausführt, dieß Alles giebt dem Orte äußerſt anziehende Reize.

Die Stadt ſelbſt iſt ſehr freundlich und hübſch. Der Park und die Wohnung liegen hinter ihr. Auf dem Thorwege des Parks prangt, wie dieß bei den britiſchen Baronen und Herzögen gewöhnlich iſt, das Wappen der Familie, und man lieſt darunter das merkwürdige Motto des Murray-Clans: „Furth fortune and fill the fetters“ (Fördere dein Glück und fülle die Ketten, d. h. tritt ſo vielen Gefangenen und Sclaven als möglich auf den Kopf und ſtehe auf dieſe Weiſe groß da). Die Herzöge von Atholl ſind in Schottland ſehr berühmt. Nur die Herzöge von Buccleugh und von Argyle ſtehen hierin ihnen gleich. Meinen Leſern wird es vielleicht intereſſant ſein, einmal alle die Erbtitel eines ſolchen ſchottiſchen Großen zu vernehmen, um ſie mit unſeren böhmiſchen und öſterreichiſchen zahlloſen Erbtiteln vergleichen zu können.

Der älteſte Titel der Familie iſt „Baron Murray of Tullibardine,“ wie denn überhaupt in Schottland immer die Baronstitel älter ſind als die Herzogstitel. (Die jüngſten Barone ſind ſo alt wie die älteſten Herzöge. Der jüngſte ſchottiſche Baron iſt von 1690, und nur ein Herzog iſt älter als 1643.) Die anderen Titel ſind folgende: „Earl of Tullibardine, Earl of Atholl, Marquess of Atholl, Viscount of Balquhidder, Baron Murray Balvenie and Gask, Duke of Atholl, Marquess of Tullibardine, Earl of Strathtay and Strathardle, Viscount of Glenalmond and Glenlyon.“ Dieß ſind diejenigen Titel, welche die Murrays in der Peerage von Schottland haben. In der Peerage von England, d. h. von Seite des Königs von England wurden ſie zu „Barons Strange of Knockyn“ gemacht. In der Peerage

von Großbritannien (in the peerage of Britain), d. h. nach der Vereinigung der beiden Königreiche England und Schottland, wurden ſie „Earls Strange and Barons Murray of Stanley.“ Unter aller dieſer Laſt von Erbtiteln ſteckt im eigentlichen Kerne weiter Niemand als „John Murray;“ dieß iſt nämlich der perſönliche Grund- und Kernname des erſten Herzogs. Unter dieſem Namen ſteht er im Taufregiſter und vor Gott, — im Leben heißt er gewöhnlich der „Herzog.“

Ich ging mit einem alten Manne vom Clan Murray, der als Führer meine Schritte leitete, in dem Parke jenes Herrn ſpazieren. Dieſer Mann ſprach von nichts als vom „Duke.“ Ihr Duke iſt den Murrays Eines und Alles in der Welt. „Dieß iſt natürlich, Herr!“ ſagte mein Alter. „For every Duke of Atholl has a great swing in this country, in carrying elections, you know, gentlemen getting in situation and in such things.“ (Ein Herzog von Atholl hat immer einen großen Schwung in dieſem Lande, Sie wiſſen, wenn es gilt, die Wahlen zu leiten, Jemandem irgend eine Stelle zu verſchaffen, und in ſolchen Dingen.) Der Herzog ſcheint ihnen ſo groß, daß ſie um die Häupter des Königreichs nicht einmal gut Beſcheid wiſſen. So hielt mein Alter ſteif und feſt den Prinzen Albert für einen Prinzen von „Wämir“ oder „Wehmir.“ Er hatte einmal etwas von Weimar gehört. Ich belehrte ihn endlich, daß es ein Prinz von Coburg ſei. „Nun, der Name thut nichts zur Sache, Herr,“ ſagte er, „das Beßte iſt, „that this country is so very much pleased with your countryman“ (daß dieſes Land

ſo großes Wohlgefallen an Euerem Landsmanne findet). „He is such a quiet, nice and gracious man“ (er iſt ſo ein hübſcher, ruhiger, gütiger Herr). „He does not meddle with polities at all“ (er miſcht ſich gar nicht in die Politik). „And a gentleman he is too“ (auch iſt er ganz ein Gentleman).

Der berühmte Dr. Johnſon, der im Jahre 1773 eine Reiſe durch Schottland und nach den Hebriden machte, ſagt, daß ein Baum in dieſem Lande eine ſo große Seltenheit ſei, wie ein Pferd in Venedig. Nun Dank ſei es dem Herzog von Atholl und mehren anderen ſolchen eifrigen Baumpflanzern, die in neuerer Zeit aufgetreten ſind, dieß iſt jetzt nicht mehr wahr. Dr. Johnſon fügt hinzu, daß faſt alle Bäume, die er in Schottland geſehen, ihm ganz kürzlich gepflanzt zu ſein ſchienen. Es muß daher, da man jetzt ſo vielerwärts ſchöne Haine in Schottland findet, in dieſer Beziehung in dem letzten Jahrhundert eine außerordentliche Thätigkeit geherrſcht haben. Selbſt in dem allernördlichſten Landende giebt es noch große Forſten, ſo den Forſt von Dirry-Meanach und den Forſt von Tarfe, welcher letztere ſich bis 'ans Cap Wrath hinerſtreckt. Man kann in Schottland, wie in Irland, eine zweimalige Bewaldung und eine zweimalige Waldloſigkeit bemerken. Zuerſt war natürlich das Land nackt, als es aus dem Meere hervortauchte. Alsdann beſamte es ſich über und über mit ſchönem Walde, und ſo bewaldet fanden es die Römer. Als Beleg dafür haben wir theils die Berichte dieſer Römer, theils den Umſtand, daß ſelbſt in den baumloſeſten Diſtricten von Schottland, ſelbſt auf den beinahe völlig öden

Hebriden noch die schönsten Baumstämme in Sümpfen und Moräſten, wie in den iriſchen Bogs, ſich finden. Jene alte Bewaldung ſchwand aber im Laufe der Jahrhunderte durch die ſchlechte Wirthſchaft und Pflege der Menſchen, bis unſere neuere Zeit, dieſe Göttin mit hundert Brüſten, dieſe Pflegerin von tauſend Künſten, auch wiederum Wald über Schottland heraufgeführt hat. Es iſt offenbar das Schönſte, was man dem Lande ſchenken kann. Denn wenn Dr. Johnſon's Ausdrücke auch nicht auf das Ganze mehr paſſen, ſo giebt es doch noch überall ziemlich große Striche, auf die ſie buchſtäblich anwendbar ſind, und das Land könnte immerhin noch ein paar Dutzend ſolcher für Waldpflanzung leidenſchaftlich eingenommener patriotiſcher Herzöge von Athol brauchen.

Keinen Baum ſah ich in dem kleinen Theile der Hochlande, durch den ich kam, ſo häufig angeſäet, als die Lärche. Die Schotten glaubten anfangs, daß dieſer Baum nur in einem ſüdlichen Klima wachſen könne, bis der Herzog von Athol ihnen das Gegentheil bewies. Die erſten Lärchen, welche hierher kamen, wurden im Jahre 1737 von Tyrol, wo es beſonders in den Bergen des Etſchthales die herrlichſten Waldungen von dieſem ſchönen und nützlichen Baume giebt, eingeführt. Sie wurden anfangs in Blumentöpfen gehalten und dann auf dem Raſenplatze vor der Wohnung des Herzogs angepflanzt, wo ich ſie jetzt zu großen ſchönen hohen Stämmen erwachſen ſah. Mein Führer ſagte mir, man habe berechnet, daß der eine davon nicht weniger als 396 Cubikfuß Holz enthalte. Ich erinnerte mich bei dieſen beiden Lärchen der beiden Cy-

preſſen in der Krim, welche die Stammväter aller Cypreſſen jenes Ländchen ſind. Derſelbe Herzog von Athol lebte noch ſo lange, um mehre der von ihm gepflanzten Lärchen als Schiffsholz in einer Fregatte von 36 Kanonen in die Welt ſegeln zu ſehen. Dem Baumpflanzer wird leider ſelten eine ſolche Freude zu Theil, weßhalb es auch von Privatperſonen für ein undankbares Geſchäft gehalten wird und eine Sache iſt, der ſich vor Allen der Staat annehmen muß, der ein längeres Leben hat als das Individuum. Wie die Lärche, ſo ſind überhaupt die meiſten Bäume in Schottland aus der Fremde eingeführt worden, der einheimiſchen Bäume giebt es ſehr wenige, und von den wenigen auch nur wenige Species, und von dieſen wenigen Species nur wenige Exemplare.

Dunkeld war ſonſt der Sitz eines Biſchofs und ganz nahe bei dem nicht großen Hauſe, das die Herzöge von Athol hier beſitzen, ſieht man die Ruinen einer ſchönen Cathedrale. Dunkeld und mehre andere ſolche an der Gränze der Hoch- und Niederlande gelegene Orte waren die Herde der Cultur, von denen aus das Licht der Religion und Wiſſenſchaft in die Hochlande eindrang. Es werden Biſchöfe von Dunkeld erwähnt, welche Miſſionäre, die des Erſe kundig waren, ins Gebirge ausſandten, dort zu predigen, ähnlich wie die Mönche auf jener berühmten Inſel an der weſtlichen Küſte von Schottland, auf Jona, die, von Irland kommend, auf der anderen Seite der Hochlande ſich angeſiedelt hatten und Ausflüge und Miſſionsreiſen von da ins Innere machten. Die Biſchöfe hatten aber oft nicht geringe Schwierigkeit, ihre Beſitzthü-

mer und Rechte gegen die benachbarten Clans zu behaupten. „Doch ist es zugleich interessant," sagt Herr Chambers, „zu bemerken, wie die Schrecken der Kirche zu jener Zeit ihren Einfluß auf die abergläubischen und halbunterrichteten Häuptlinge dieser Clans auszuüben nicht verfehlten. Die Bischöfe zwangen dieselben, oft nur kurze Zeit, nachdem sie den Prälaten und seine Vasallen mit dem Schwerte in der Hand angefallen oder sein Vieh gestohlen und seine Scheuern verbrannt hatten, in härenen Hemden zum Altare zu kommen und sowohl des Himmels als auch Seiner Lordschaft Verzeihung anzuflehen."

Ich wollte, daß einmal Jemand alle die verschiedenen höchst merkwürdigen und interessanten Züge und Ereignisse aus der Geschichte der Clans zusammenstellte. Eine Geschichte jedes einzelnen Clans zu schreiben, wäre theils nicht möglich, theils würde sie auch nicht wichtig und interessant genug sein. Aber eine Classification und Zusammenstellung aller der bekannten Ereignisse dieser Geschichte wäre höchst interessant, und es könnte daraus ein ganz eigenthümliches Gemälde dieses sonderbaren Zustandes der menschlichen Gesellschaft entstehen.

Es kommen hier z. B. Züge vor, wie folgende: Ein gewisser Clan lebte mit einem anderen in ewigem unversöhnlichem Hader, während ein anderer Clan umgekehrt mit einem anderen durch stete Freundschaft verbunden war. Bei dem einen Clan genügte es, den Namen eines gewissen Clans zu führen, um unter allen Umständen gut aufgenommen zu werden. Es kommt hier die Erscheinung vor, daß ein Clan sämmtliche Mitglieder eines anderen Clans

in erbliche Sclaverei brachte. Manche Clans hatten eine äußerst despotiſche Verfaſſung, wie die in den Hebriden, bei anderen war die Verfaſſung milder. Höchſt merkwürdig wäre bei einer ſolchen Abhandlung noch die Unterſuchung, wie es kam, daß bei allen den Streitigkeiten der Clans unter einander nie einer über alle anderen das Uebergewicht bekam, und ſich keine größeren Staaten formirten. Sollte dieß bloß von der Gebirgsnatur des von ihnen bewohnten Landes herrühren?

Die Clans, welche in der Nachbarſchaft von Dunkeld herum wohnen, ſind folgende: die „Mac Kays," die „Mac Inzies," die „Stewarts," die „Mac Inroys" und die „Donnachys" oder „Robertſons." (Ich möchte wiſſen, woher es kommt, daß einige Clans germaniſch-engliſche Namen haben.) Alle dieſe Clans kamen von ihren Bergen herunter, als die Königin und Prinz Albert hier waren. Auf dem großen ſchönen grünen Platze in der Nähe des kleinen Hauſes der Atholls war ein Zelt für die Königin errichtet, wo ſie ein Luncheon einnahm. „Aecht*) pipers" (acht Dudelſackpfeifer) waren auch dabei. „Lord Glen Lyon, who had capital spirits, had hundred men of his own" (Lord Glen Lyon, der vortrefflich gelaunt war, commandirte hundert ſeiner eigenen Männer). Dieſer Lord iſt der zukünftige Herzog von Atholl. Die anderen Clans waren, jeder mit ſeinem Chieftain, alle in „Highland-dress" (Hochlandtracht) da. Jeder Hauſe hatte ſeine Pipers. Auch auf

*) Schottiſch ſtatt „eight."

der ſchönen vom alten Herzog von Atholl erbauten Brücke waren Pipers aufgeſtellt, die Königin zu begrüßen. „The Queen reviewed all the clans most famously“ (die Königin inſpicirte die Clans auf eine ausgezeichnete Weiſe) und ging an der ganzen Reihe herunter, die Leute freundlich grüßend. Es muß ein wunderhübſcher Anblick geweſen ſein, dieſe lebendige, farbige, königliche Scene auf dem ſchönen Grüne des Parks. Jetzt war Alles einſam und mäuschenſtill. Die Blätter fielen von den Bäumen, die Clans ſteckten ruhig in ihren Bergſchluchten, und die Herzogin von Atholl, noch vor wenigen Wochen die Bewohnerin dieſes Ortes, war ſchon zum ewigen Frieden entſchlafen. Sie war nämlich kurze Zeit nach dem Beſuche der Königin erkrankt und geſtorben.

In dem Wirthshauſe von Dunkeld, einem ſchönen Gaſthofe, nahm ich mir nun einen einſpännigen „Gig“ und verfolgte damit die Spur des königlichen Paares den Tay hinauf. Ich konnte nichts Beſſeres thun als dieß. Denn die Route, welche die Königin Victoria und Prinz Albert bei ihrer Reiſe in den Hochlanden verfolgten, bietet einige der ſchönſten Hochlandpunkte dar, viele Schotten ſagen, geradezu die ſchönſten. Dieſe Route ging über Aberfeldy, Kenmore, den noblen Sitz des noblen Marquis von Breadalbane, am Loch Tay hin, über Killin zum Loch Earn und dann zurück. Es iſt dieß eine der faſhionablen Touren in Schottland, oder geradezu „the faſhionable rout.“ Und jetzt, da die Königin ſie bewandelt hat, wird ſie dieß noch um ſo mehr ſein, und ohne Zweifel, ſo hoffen auch alle Leute am Wege, wird

ſich nun in dieſem und den nächſten Jahren ein Strom von Beſuchern dieſes Weges ergießen. Die Grafſchaft Perth, zu der noch alle jene Punkte gehören, iſt eine der drei größten in Schottland, wie die Grafſchaft Cork die größte in Irland und wie die Grafſchaft York die größte in England iſt. Sie hat von den 16 Millionen Acres der Oberfläche Schottlands nicht viel weniger als zwei Millionen inne, und ſie gewährt auf dieſem Flächenraume die ſchönſte und größte Mannigfaltigkeit von Lowland- und Highland-Scenery.

XII.

Von Dunkeld nach Taymouth-Caſtle.

Ich hatte mir einen Kutſcher geben laſſen, der des Gäliſchen mächtig war, und dieſer Mann unterrichtete mich unterweges etwas in dieſer Sprache, die weit weniger geſchriebene Literatur hat als ihre Schweſterſprache, das Erſe der Irländer, weil dieſe letzteren, die Irländer, früher eine ihnen eigene Bildung und Literatur beſaßen, während die ſchottiſchen Highlanders beſtändig in ihrer barbariſchen Wildniß lebten und erſt jetzt mit Hülfe des Engliſchen civiliſirt werden.

Mein Kutſcher ſagte mir, der Clan, aus dem er wäre, heiße „Dschuer," es ſeien nur noch wenige von dieſem Stamme und Clan vorhanden. Ich fragte ihn, ob er wohl alte erſiſche Geſänge wiſſe, und er ſagte mir unterwegs mehre derſelben vor. Ich verſtand natürlich kein Wort davon, und als ich ihn fragte, was der Inhalt wäre, antwortete er: „All these songs contain a great deal about love and in that way" (alle dieſe Geſänge enthalten ein gut Theil von Liebe und in dieſer Weiſe Aehnliches).

„Now they do not make up so much poetry as in the olden time“ (Jetzt machen ſie nicht mehr ſo viele Poeſie als in der alten Zeit). Ich fragte ihn ferner, wie ſie unter ſich auf Gäliſch den Herzog von Atholl nennten. Er erwiderte: „Kean na Murrich“ (das große Haupt der Murrays).

Die Kartoffeln, die erſt in neueren Zeiten in den ſchottiſchen Hochlanden eben ſo wie die Rüben bedeutende Fortſchritte machen, nennen ſie hier „puntaht“*), wahrſcheinlich das verdorbene engliſche Wort „patatoes.“ „Tohl-puntaht“**) heißen die kleinen Gruben, welche man hier bei jedem Hauſe ſieht, und in denen ſie ihre Kartoffeln aufbewahren. Auf Engliſch heißen ſie „Patatoes' pits.“ Zucker, auf Engliſch „Sugar,“ haben die Hochſchotten in „Suchkars“***) verwandelt.

Sehr intereſſant war es mir, hier der Heimath des jetzt in der ganzen Welt ſo berühmten Wortes Punſch auf die Spur zu kommen. Mein Freund behauptete nämlich, daß „Punch“ ein gäliſches Wort ſei. „Believe me, sir!“ ſagte er, „punch is right out of the bottom of the Gaelic.“ (Glauben Sie mir, Punch kommt ſo recht mitten aus dem Buſen des Gäliſchen.) Ich weiß nicht, woher das Wort kommt. Die vielen ähnlichen Worte im Engliſchen („punch,“ ein Hanswurſt, „punch,“ ein Meißel, „puncheon,“ ein Weingefäß ꝛc.) könnten

*) Nach Armſtrong's Lexicon geſchrieben: „buntat.“
**) Nach Armſtrong geſchrieben: „Toll-buntat.“
***) Nach Armſtrong geſchrieben: „Sucar.“

vermuthen laſſen, es gehöre zu der Verwandtſchaft jener Worte, die von dem franzöſiſchen „poinçon“ herkommen. Foyer in ſeinen Reiſen verſichert, daß „Punch“ (das Getränk) ein indiſches Wort wäre, das die Anzahl der Elemente bedeute. So aber iſt gewiß, daß das Wort „Punch,“ ſo wie auch die Sache, hier in jeder Highlandhütte bekannt iſt, während bei uns Beides doch nur in denjenigen höheren Cirkeln gebräuchlich iſt, in denen man Schiller's Punſchlied zu würdigen verſteht. Uebrigens beſteht hier die Sache ſelbſt nicht aus ſo vielen Elementen wie der Schiller'ſche Punſch. Es iſt weiter nichts als ganz einfach warm Waſſer und Branntwein, und ſtatt der Citronen und des Zuckers etwas Torfgeſchmack (the smell of the peat-reek) dabei. Dieſer „peat-reek“ (ſchottiſch: Torfrauch) ſteckt ſchon vom Malze her darin und kommt daher, daß das Malz mit Torf getrocknet wird.

Was mich beſonders verwunderte, war, daß nach der Behauptung der Leute, ich habe ſonſt leider gar keine Autorität dafür, die in den ſchottiſchen Niederlanden gebräuchlichen Namen für die Hochländerkleidung gar nicht gäliſch ſeien. Sie gaben mir folgende gäliſche Namen für jene Ausdrücke. Ich ſchreibe ſie gerade ſo, wie die Leute ſie ausſprechen. Ich beobachtete genau ihre Lippen und ließ ſie die Worte ein halb Dutzend Mal deutlich pronuntiiren. Der Plaid, ſagten ſie, heiße auf Gäliſch „Prächk-kan,“ der Kilt „Fehl,“

der Tartan aber „Catha.“ Ich habe dieſe Worte jedoch in keinem gäliſchen Lexicon finden können.

Alle Berggehänge, die wir paſſirten, waren jetzt im Herbſte mit röthlichen und gelblichen Lärchenbäumen bedeckt, — lauter ſchönen Werken des Herzogs von Atholl. Früher war hier Alles ſteinkahl. Dazu rollten wir auf einer wunderſchönen Chauſſee dahin. Ich kann nicht aufhören, mich darüber zu verwundern, welche große Umwandlung mit Schottland vorgegangen iſt, wenn ich das Land, wie es jetzt iſt, mit dem vergleiche, wie es früher war. Es giebt in dieſer Beziehung keine intereſſantere Lecture als die ſchon erwähnte Reiſebeſchreibung des Dr. Johnſon*), der ſeine Reiſe, wie geſagt, vor 70 Jahren machte, und der das Land geradezu wie ein barbariſches ſchildert und ungefähr in einem Tone davon ſpricht, wie wir von der Krim oder einer ähnlichen Gegend reden. Er reiſte meiſtens zu Pferde, Hütten waren ſeine Nachtquartiere, Haferbrod ſeine Nahrung, Moraſt und Felſen ſeine Wege, unwiſſende ſimple Bergbewohner ſeine Reiſebegleiter. Jetzt hat man gute Wege die Kreuz und Quer, gute Gaſthöfe in Menge. Nicht nur alle Küſtenpunkte, ſondern auch die Inſeln, die Hebriden, die Orkneys, die Shetlands, ſeit 1834 ſogar das entlegenſte St. Kilda, ſind mit dem Hauptlande von Schottland durch Dampfſchiffe in ein merkwürdig ausgeſponnenes Netz von Verbindungen gebracht. Man

*) Es iſt dieſem Gelehrten aber nicht in allen Stücken zu trauen, da er, wie viele Engländer, ein großer Scotophobe war.

blicke auf Schottland, wie es im Anfange des vorigen Jahrhunderts war, und vergleiche es mit dem Schottland unſerer Tage, und man nehme einen Zweig der menſchlichen Thätigkeit, einen Theil der menſchlichen Haus- und Staatswirthſchaft, den man wolle, ſo wird man die Sachen in jener Zeit ſo klein und jetzt ſo groß finden, daß man beinahe Mühe hat, ſowohl an jene Kleinheit, als an die jetzige Größe zu glauben. Man vergleiche die Quantität der Bevölkerung, die Größe der Landesrevenueen, man vergleiche den Zuſtand der Nationalbildung, des Ackerbaues, der Gartencultur, man unterſuche jeden einzelnen Zweig, den Wege- und Canalbau, den Luxus, die Architectur, kurz, man wähle, was man wolle, und man wird finden, daß Alles jetzt wenigſtens zehn, Manches zwanzig Mal größer daſteht. Man findet Schottland, wie es vor hundert Jahren war, ſo winzig klein, daß man, aus unſeren jetzigen ſtatiſtiſchen Zahlengeſichtspunkten die Sache geſehen, kaum begreift, warum man ſchon damals überhaupt dieſes Land einer Erwähnung in der Geſchichte werth hielt. Es lavirte hinter allen Staaten Europas her, und jetzt ſegelt es, wie eine raſche Dampffregatte, mitten unter den erſten Nationen der Welt, und manches große europäiſche Linienſchiff muß die Manöver dieſer Fregatte beobachten und ſie nachahmen. Ueber 1700 Jahre lang konnten die Worte Virgil's: „Penitus toto divisos orbe Britannos“ hinſichtlich der Schotten vollkommen gelten. Erſt ſeit 100 Jahren ſind dieſe Worte auf ein Mal in volle Bedeutungsloſigkeit verſunken.

Daß es übrigens in Schottland noch viele Dinge giebt,

welche von dieſem eiligen Dampfſchiff-Geſchwindſchritt nicht fortgeriſſen werden, und die gerade ſo ſind, wie ſie waren und ſein werden, verſteht ſich wiederum von ſelbſt. Denn in jedem Lande erfahren wir Aehnliches. Mitten in Deutſchland noch jetzt ſolche Bauerngehöfte zu finden, wie die Römer ſie ſahen, würde, glaube ich, nicht ſchwer werden. Bei Rom in den Apenninen leben die Räuber und Hirten ohne Zweifel um kein Haar oder doch nur um ein Haar anders als zu Horazens Zeit. Man gehe in die inneren Provinzen Frankreichs, und man wird dort altgalliſche Dinge erblicken, die wahrſcheinlich ſchon Cäſar gerade ſo dort ſah. So erblickten wir hier an unſerem Wege in den Bergen kleine Hütten, die gerade ſo ausſahen, wie die Wohnungen der alten Oſſianiſchen Picten und Scoten ausgeſehen haben mögen. Sie waren mit Heideſträuchern bedeckt, die daran hie und da ſehr unordentlich herunterhingen. Heide, auf Gäliſch „krooch“, iſt hier durchweg die gewöhnliche Bedachung. Die Häuſer ſind damit gedeckt und eben ſo die „Stacks“ (die Heu- und Getreideſchober), und eben ſo waren auch die Ehrenpforten, welche man unterwegs der Königin Victoria und dem Prinzen Albert errichtet hatte, gleichfalls alle aus Heide gebaut und die Anfangsbuchſtaben beider hohen Häupter aus Heide gewunden. Vor den kleinen Hütten ſieht man hie und da eine wohlbeſchnittene kleine Pechtanne („spruce fir“ nennen ſie die Schotten) ſtehen, wie vor den Hütten der Irländer beſchnittene Hagedornbüſche. Jenſeit der Krooch-Hütten auf den Bergen lag hie und da Schnee (gäliſch: „sneehk“). Dieſes Wort iſt ſonderbarer Weiſe eines von denen, die man in allen

TAYLOR INSTN. OXFORD

Sprachen Europa's hat, in den romaniſchen ſowohl als in den germaniſchen, in den celtiſchen ſowohl als in den ſlaviſchen. Nur wird zuweilen vorn der Ziſchlaut oder hinten der Gaumenlaut weggelaſſen.

Als ich in Aberfeldy ankam, fing es ſchon an, etwas dämmerig zu werden, und ich hatte nicht mehr Zeit genug, den berühmten Waſſerfall in der Nähe des Ortes zu beſehen. Doch war noch Licht vorhanden, das hübſche Lied zu leſen, das Burns auf jenen Waſſerfall gemacht hat. Dieſes Lied heißt: „Die Birken von Aberfeldy", und die Schönheit deſſelben beſteht hauptſächlich darin, daß der Dichter, während er eigentlich den Waſſerfall malt, ſich immer an die Birken wendet, die darüber hängen, und uns den Hauptgegenſtand ſeiner Betrachtung ſo gewiſſermaßen in das Grün der Birken eingerahmt zeigt. Natürlich gehört dann auch noch eine „bonny lass" dazu, mit welcher der Dichter unter jenen Birken, an jenem Waſſerfalle ſitzt, und an die er ſich nach jedem Verſe mit einem wiederkehrenden Refrain wendet. Nicht nur die Birken von Aberfeldy, ſondern auch Kenmore und Killin und mehre andere ſchöne Punkte an dieſer Route am Tay hinauf hat Burns, welchen Walter Scott den beßten ſchottiſchen Dichter nennt, in reizenden Liedern beſungen.

Man kann dieſe Dichtungen von Burns hier und überhaupt in ganz Schottland ſo wenig entbehren wie die von Thomas Moore in Irland. Beide ſind lyriſche Dichter, beide lieben ihr Vaterland, beide haben in ihrem Lande in kurzer Zeit eine außerordentliche Popularität erlangt. In Irland hat ſich mit jeder ſchönen Naturſcene, mit jeder hiſtoriſchen Erinnerung irgend ein Moore'ſches Lied ſo ver-

webt, daß man jener Sache kaum gedenken kann, ohne auch ſofort des Liedes zu erwähnen. Gerade ſo iſt es mit den Burns'ſchen Liedern in Schottland. Wie kein Irländer der Ruinen von Glendalough erwähnt, ohne mit Thomas Moore zu beginnen: „On the lake, whose gloomy shore“ oder „Let Erin remember the days of old“, oder keiner den König Brien nennen hört, ohne des Moore'ſchen Liedes zu gedenken: „Remember the glories of Brien the Brave“, eben ſo, wenn du etwa zufällig in einer Geſellſchaft, in welcher ein Schotte gegenwärtig iſt, der Schlacht von Bannockburne erwähneſt, verklären ſich ſogleich die Augen deines ſchottiſchen Freundes, und lächelnd beginnt er dich zu fragen: „Ach kennen Sie wohl das ſchöne Lied von Burns“:

„Scots, wha hae wi' Wallace bled,
„Scots, wham Bruce has aften led“*).

Wünſcheſt du vielleicht einmal das hübſche Burns'ſche Lied zu hören, welches ſo anfängt:

„Nae gentle dames, tho' e'er sae fair,
„Shall ever be my Muse's care;
„Their titles a' are empty show;
„Gie me my Highland lassie, o“**);

*) Schotten, die mit Wallace bluteten, Schotten, die Bruce oft ins Feld führte.

**) Die vornehmen Damen, ſo ſchön ſie auch ſein mögen, ſollen nie der Gegenſtand meiner Muſe ſein. Ihre Titel alle ſind leeres Gepränge. O, gieb mir mein Hochland-Mädchen!

ſo brauchſt du nur das Geſpräch geſchickt auf die Hochland-Mädchen zu lenken, und du wirſt bald hören, wie irgend ein Schotte in deiner Geſellſchaft jenes Lied für ſich hin brummt. Haſt du aber vielleicht das Burns'ſche Lied, deſſen erſter Vers ſo heißt:

„The heather was blooming, the meadows were mawn,
„Our lads gaed a hunting, ae day at the dawn,
„O'er moors and o'er mosses and monie a glen,
„At length they discover'd a bonny moor-hen" *),

ſchon zu oft gehört, oder zweifelſt du, wie manche Kritiker thun, daran, daß dieſes Lied wirklich von Burns ſei, ſo vermeide es ja, mit einem Schotten über Heidefelder zu gehen, was, wenn ihr etwa eben in Schottland ſelber ſpazieren geht, freilich ſchwer iſt; denn ſonſt wird er dir ſogleich noch ein Mal das ganze Lied vortragen.

Man könnte mit dem ſchottiſchen Burns und dem iriſchen Moore auch ſehr paßlich den engliſchen Byron in eine Parallele bringen. Denn alle drei ſind neuere lyriſche Dichter, die bei der ganzen britiſchen Nation faſt auf gleiche Weiſe geſchätzt und berühmt und beſonders in dem ihnen ſpeciell angehörenden britiſchen Lande vergöttert ſind. Alle drei ſind entſchieden von der Gottheit begabte Genies. Ein Hauptunterſchied beſteht darin, daß Byron ein ſo ſchlechter Pa-

*) Die Heide ſtand in Blüthe, die Wieſen waren gemäht, unſere Burſchen gingen jagen vor dem Aufgang der Sonne, über Moräſte und Sümpfe und durch manches Thal. Am Ende entdeckten ſie eine hübſche Moorhenne. — Natürlich iſt dieſe Moorhenne wieder eine bonny highland lass.

triot iſt, was vielleicht damit zuſammenhängt, daß England herrſchend, gebietend und glücklich an der Spitze der Union ſteht, während Irland und Schottland als Unterdrückte oder doch Beſiegte die poetiſche zärtliche Liebe und Sympathie beſonders erregen. Auch das iſt merkwürdig, daß Byron, ſo wie er das gewaltigere Vaterland für ſich hat, ſo auch das ſtärkſte und umfaſſendſte Genie von jenen dreien iſt. Alle drei haben von Schmerz und Melancholie getrübte und zerriſſene Herzen. Der wildeſte iſt Byron, der ſüß melancholiſchſte der Irländer, aber auch der Schottländer iſt oft nicht wenig wild bewegt. Trauernde und ſchwermüthige Seelen haben die meiſten britiſchen Dichter gehabt. Es iſt dieß charakteriſtiſch für die britiſche Literatur. Es iſt merkwürdig, daß in jenem Lande die göttliche Gabe des Apollo die Seelen nicht zu beglücken ſcheint.

Am meiſten durch ihr ſtürmiſches leidenſchaftliches Gemüth in ſich ſelbſt unglücklich waren Byron und Burns. Thomas Moore ſcheint, wenn er nicht die Saiten der melancholiſchen Leier von Erin ſchlägt, heiterer zu ſein. Thomas Moore iſt auch in Beziehung auf äußere Glücksumſtände wenigſtens glücklicher als Burns. Burns war von allen dreien entſchieden der Unglücklichſte. Denn obgleich ſeine Gedichte gleich von Anfang herein und noch bei ſeinen Lebzeiten einen außerordentlichen Erfolg hatten, ſo thaten doch ſeine Landsleute nichts Beſonderes für ihn. Man mag dagegen und dafür ſagen, was man will, und man mag dem wilden Burns ſelber ſo viel Schuld dabei geben, als er wirklich haben mag, ſo bleibt es doch ein Schandflecken für die Schotten, daß ſie den Dichter, der ſie am meiſten entzückt hat, in Noth

und Elend haben ſterben laſſen. Auf ſeinem Todtenbette noch war Burns genöthigt, mehre Briefe zu ſchreiben, um 5 Pfund Sterling aufzutreiben, die er einem „Haberdasher“ (Krämer) ſchuldig war, der ihn ins Gefängniß ſetzen zu laſſen drohte.

Burns hat das Material, welches ihm die ſchottiſche Sprache lieferte, ſo trefflich benutzt, ſo fein ausgearbeitet und in ſo vollkommen ſchöne Formen gebracht, daß man ſeine Lieder ohne Zweifel zu denen rechnen muß, die „aere perennius“ ſind. Es iſt vorauszuſehen, daß alle die Millionen der kommenden Geſchlechter ſich noch lange eben ſo daran erlaben werden, wie es die der letzten 50 Jahre gethan haben. Und einen ſolchen Mann ließ man in Schottland verderben und allerlei Noth leiden. Die folgenden Geſchlechter werden die Indolenz ſeiner Zeitgenoſſen nicht begreifen, und wenn dieſe ſich auf des Dichters Unarten berufen, ſo werden Jene ſagen: „Konntet ihr denn nicht uns und der Welt zu Liebe ein wenig die Unarten dieſes Geiſtes ertragen? Gab es denn nicht eine einzige wohlmeinende gütige Seele unter euch, die ihm, dem Wilden, nachging und da für ihn ſorgte, wo er ſelber nicht zu ſorgen im Stande war? Ja war es nicht für euch, — die ihr Alle wohl wußtet, was ihr, wie die Welt, an ihm hattet, — unter denen er nicht unbekannt lebte, — vor deren Augen und Ohren er ſang, eine heilige Pflicht, dieß zu thun?“ Allein die Welt iſt ſo beſchaffen, daß es ſich fragt, ob nicht dieſe ſo gutgeſinnten Nachkommen ſelbſt gelegentlich einmal wieder auf dieſelbe Weiſe gegen einen Burns ihrer Zeit ſündigen werden, wie ihre Vorfahren.

Was Burns beſonders vor den beiden anderen neben ihm genannten Dichtern auszeichnete, iſt dieß, daß er nicht zu den ſogenannten gebildeten Ständen gehörte, daß er keine Erziehung genoſſen hatte. In früheren Zeiten Schottlands, wo es keine Literatur und keine gebildeten Stände gab, hätte ihm dieß nicht beſonders geſchadet. Er wäre als einer der eifrigſten Barden mit in die Schlacht gegangen. Jetzt aber mußte ihn dieß natürlich mit der Welt und mit ſich ſelber in Zwieſpalt bringen. Denn er wurde nun in die gelehrten und literariſchen Kreiſe gezogen, wo weder ſeine Sitten, noch ſeine Kenntniſſe ihn erhalten konnten, und wo er doch von der Höhe ſeines Talentes aus ſo Viele unter ſich erblicken mußte. Als ächter ſchottiſcher National-Dichter und als aus der Mitte des eigentlichen Kernes der Nation hervorgegangen bedient er ſich auch in ſeinen Dichtungen des ſchottiſchen Dialektes. Dieß mag ihm natürlich in den Augen der Engländer hie und da etwas ſchaden, während es ihn in den Ohren der Schottländer nur noch höher ſtellt. Denn wie die Londoner an den Werken von Dickens zum Theil auch bloß deßwegen ein ſo unendliches und unbeſchreibliches Vergnügen finden, weil darin zuweilen gewiſſe Leute (die Cockneys) vorkommen, die ſtatt „I have“ — „I 'ave“ ſagen, und ſtatt „fellow“ — „fellor“ — ſo finden die Schotten auch zum Theil bloß deßwegen einen ſo unendlichen und unbeſchreiblichen Zauber in den Burns'ſchen Gedichten, weil er ſtatt „with Wallace“ — „wi' Wallace“, ſtatt „so“ — „sae“, ſtatt „girl“ — „lassie“, ſtatt „fine“ — „bonny“, ſtatt „who“ — „wha“, ſtatt „all“ — „a'“, ſtatt „brave“ — „braw“ etc. ſagt. Ich ſage „zum Theil“, und es fällt mir

dabei natürlich nicht ein, hiermit eine geringere Hochschätzung für die wirklich ausgezeichnete Handhabung der englischen Sprache in den Burns'schen Gedichten an den Tag legen zu wollen. Es ist in der That unmöglich, nicht von Bewunderung für diesen ungeschulten Mann ergriffen zu werden, der den nicht eben sehr willigen Stoff der englischen Sprache so geschmeidig, so wohlklingend, so musikalisch und kraftvoll macht, daß es scheint, als habe bei der Wahl seiner Worte und bei der Composition seiner Verse die größte und raffinirteste Kunst vorgewaltet, während es doch nichts als die bloße Natur war, welche seine Schritte leitete. Man betrachte unter hundert noch besseren Beispielen, die wir hätten wählen können, nur die musikalisch schöne, dem Ohre so wohlthuende Folge der Vocale in diesen vier Versen:

„Farewell to the mountains high cover'd with snow;
„Farewell to the straths and green valleys below;
„Farewell to the forests and wild hanging woods;
„Farewell to the torrents and loud-pouring floods."

Die Abwechselung der Laute in den ersten Zeilen ist herrlich, und die Wiederholung desselben Lauts im „loud-pouring" ist kräftig und effectvoll, weil es das wiederholte schallende Wallen der Fluth malt.

Burns hat mit seinen Gedichten hier im Norden jetzt Alles überflügelt. Denn so weit auf den nordischen Inseln die englische Sprache bekannt ist, so weit sind es auch seine Gedichte, und es soll auf den Hebriden und Orcaden Plätze geben, wo von Literatur neben der Bibel weiter nichts existirt als — die Gedichte von Burns.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Reiſen

in

Schottland,

von

J. G. Kohl.

Zweiter Theil.

Farewell to the mountains high cover'd with snow,
Farewell to the straths and green valleys below;
Farewell to the forests and wild hanging woods,
Farewell to the torrents and loudpouring floods!

Dresden und Leipzig,
Arnoldiſche Buchhandlung.
1844.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

XIII. Taymouth-Caſtle. 1

„Follow me!“ — „Welcome to Breadalbane, Queen Victoria!“ — Die Kinder Kaimbel. — „Chief“ und „chieftain.“ — Einlaßgeſuch. — Gewährung. — „A real Häland-man.“ — Angeln und Sachſen. — „To clan.“ — Die gäliſche Sprache. — Gäliſche Manuſcripte. — „To kilt.“ — Verbot des Kilts. — „The Scotch farmers beat the English three times over.“ — Das ſchottiſche Draining-Syſtem. — Fortſchritte des ſchottiſchen Ackerbaues. — Das letzte „Snuffchen Tabac.“ — „In respect for his private and professional character.“ „How grand!“ — Das Feſt von Taymouth-Caſtle. — Burns' Lob von Taymouth-Caſtle. — Der Hausdudelſackpfeifer. — Die Hochlandochſen. — Die Beſitzungen der Breadalbanes. — Das Innere des Schloſſes. — J. Sobiesky Stuart's Prachtwerk über die ſchottiſchen Tartans. — Lady Mary Rich. — Eine altmodige Hochzeit. — Der Handſpiegel der Königin Victoria und der „Stirrup-cup“ des Prinzen Albert. — Baumpflanzung der Königin und des Prinzen. — Das ſchottiſche Vieh. —

Seite

Der ſchottiſche Auerhahn. — Wilde Ochſen. — Die baskiſche und die gäliſche Sprache. — „Das waren ſchöne Tage.“

XIV. Von Taymouth-Caſtle zum Loch Tay. 30

Der Waſſerfall von Achern-Den. — Fichtennadel-Knäule. — Burns' Verſe auf den Waſſerfall. — Was heißt: „a thatched house?“ — Das Theeren der Schafe. — Das Ueberwintern derſelben. — Die Viehzüchter und Sir Robert Peel. — „A bonny peep.“ — Glen Lyon. — Die Highland-Drovers von Landſeer.

XV. Die Highland-Drovers. 42

Die Raides. — Formirung eines Drove. — Der Topsman. — Der Drover und der Highwayman. — Die Emotionen des Abſchiedes. — Der Hintergrund. — Die Blue Bonnets. — Die Hausmutter. — Die ſchottiſchen Alten. — Das Liebespaar. — Weiße Pferde, ſchwarze Rinder. — Der Vordergrund. — Landſeer's ſchottiſche National-Gemälde. — Werth bildlicher Länderſchilderungen.

XVI. Vom Loch Tay nach Killin. 57

Diſtrictsnamen. — „Never mind, we'll brizz yont.“ — Figur der ſchottiſchen Seeen. — Tiefe derſelben. — „Sir Robert, we are full here!“ — Schottiſche Kritik der Beine. — The bonny legs. — Die Königin Victoria und Prinz Albert auf dem See. — „The silvermounted pipe.“ — Die Bens. — Die Hills. — Die Burns. — Hohe Preiſe. — Der Clan der Stuarts. — Die Royal-Stuarts. — Die Mac-Gregors und die Mac-Intires. — Little mounts. — Kalköfen. — Cultur und Uncultur. Der Ben Lawers. — Karren „for taking down the peat from the hills.“ — Mooſsümpfe und Torfmoore.

Seite

XVII. Killin. 73

Celtiſche Namen ſchottiſcher Orte. — Der Vorſabbath. Hinneigung zum Katholicismus. — Katholiſche Gemeinden. — „Germany“ im Jahre 1776, von William Guthrie. — Ehrlichkeit, Gaſtfreundſchaft und Freiheitliebe der Deutſchen. — Titelgepränge und Adelſtolz derſelben. — Ihr Fleiß und ihre Ausdauer. — Ihre Tapferkeit. — Menge der Feſttage unter den Deutſchen. — Deutſche Stiergefechte, Hunde- und Bärbeißereien. — Der deutſche Eber. — Hirſche von allen Farben in Deutſchland. — Der deutſche Vielfraß. — Deutſche Sümpfe und Mineralwäſſer. — Späte Einführung des Ackerbaues in Deutſchland. — Billige Nahrungsmittel daſelbſt. — Schlittenfahrten mit Hirſchen. — Die deutſchen Damen. Deutſche Vaſallen. — Deutſche Bücher u. Schriftſteller. — Langſames Durchdringen neuer Meinungen.

XVIII. Von Killin zum Loch Katterin. . . 85

Das Lochy-, das Dochart- und das See-Thal. — Fingal's Grab. — Der blondhaarige Fingal. — Faſanen mit ihren Futterkäſten. — Das „Black cattle.“ — Der ſchottiſche Reel. — „Durch die Figur von Acht gehen.“ — Die ſchottiſche Harfe. — Glen Ogle. — Felsſtürze. — Sabbathſtille. — Scenen aus W. Scott's Romanen. — Viele kluge Männer und ein dummer. — Rob Roy's Grab. — Rohe Plaſtik. — Les sauvages de l'Ecosse. — Das ſchottiſche Salzfaß. — Mangel an gebahnten Wegen. — Hochlandwildniß. — Verſchiedene Ertragsfähigkeit des Bodens in den Highlands und Lowlands. — Die Verirrung. — Das Leben der Leute. — Ein Hochlandſchneider. — The Scotch Mahogony. — „A very lonsome place.“ — Große Graziers. — Genealogiſche Kenntniſſe der ſchottiſchen Bauern. — Der Earl von Moray. — Die Servant's hall und Jeane Fiſchar. — Das „Smuiring“ der Schafe.

Seite

— C'est tout comme chez nous. — Das Trocknen des Rauchtabacks. — Das Gesundheittrinken. — Der „Garamaltjach.“ — „A Russian or a Prussian German?“ — Erziehung der gemeinen Schotten. — Erziehung im Norden von England und Schottland. — Einfluß des Klimas auf die Bildung. — Das „second sight.“ — Glen Bucki bei Mondbeleuchtung. — Die „Achs.“ — Stuart's inn.

XIX. Loch Katterin. 122

Verschiedene Schreibarten und Ableitung des Namens vom See. — Die Trosachs. — „A ruff place, a broken and bristled territory.“ — Ardkenkrokran. — Die schwarze und die weiße Schöne. — Aehnlichkeit der schottischen und irischen Seeen. — Die classischen Stellen am Loch Katterin. — Malerische Baumformen. — Waldcuriositäten. — Baummonstrositäten. — „Bealoch-Nambe.“ — Ansicht des Ben Lomond. — Rob Roy's Frau.

XX. Vom Loch Katterin nach Calander. . . 133

Theergeruch im Schnupftaback. — „Das giebt Kraft, Herr!“ — Purpurrothe Mäntel und die rothe Farbe. — „Fare well to the mountains.“ — Römisches Lager. — Der Football.

XXI. Von Calander nach Stirling. 138

„The men of peace.“ — „Funshies“, „Kelpies“ und „Brumes.“ — „Fine weather to day, sir!“ — Wappen als Gasthofschilder. — Der „Bellman.“ — Dr. John Mac Nab. — Wahl eines Chairman. — Eine medicinische Vorlesung. — Der menschliche Leib eine Maschine. — Der richtige Blick. — Patronage. — Glückliche Kuren. — „Good food, cheap bread and high wages.“ — „Temperance! ventilation!“ — „Hier ist meine Adresse!“ — Ein unsterblicher Arzt. — Mittel für besondere „diseases.“ — Ein „box-bed.“ — Dorf-

Seite

bibliotheken. — Doune-Castle. — Doune-Lodge. — Black cattle. — „Lady Victoria.“ — Triumphbogen in Allanbridge. — Die geſchäftige Biene von Allanbridge.

XXII. Von Stirling nach Edinburgh. . . 159

Donald der Hammer, Feind des Ackerbaues. — Seed's men and nursery-men. — Das Drummond'ſche Ackerbau-Muſeum. — Die ſchottiſchen Bodenarten. — Düngerſorten. — Ackerbaupflanzen. — Rüben. — Kartoffeln. — Der Roggen. — Ackerbauinſtrumente. — Ackerbau und Gartenkunſt. — Langſame Fortſchritte des Ackerbaues. — Ackerbaumaſchinen. — Bauerwagen. — Landmannsblouſen. — Das „Fencing-system.“ — Ausſichten in Bezug auf die Entwickelung des Ackerbaues. — „The Highland- and Agricultural-society of Scotland.“ — Nützliches und Schönes. — Abbey-Craig. — „The sons of the rock.“ — Engländer und Schotten. — Schottlands kriegeriſche Erinnerungen. — Das Schlachtfeld von Bannockburn. — Erinnerungen an die Schlacht von Bannockburn. — „The bloody field“, „Ingram's Crook“, „Gillies' Hill“, „the bored stone.“ — Der Moraſt von Bannockburn. — Urbarmachung des Moraſtes. — Garten-Schneideinſtrumente. — Kürbiſe. — „To rail.“ „Wir dampften.“

XXIII. Edinburgh. 187

Die Predigtnacht. — Sonnenaufgang. — Der zoologiſche Garten. — Ein Wallfiſchſkelett. — Fütterung eines Seekalbes. — Freſſen des Sonnenbären und der Adler. — Die Eulen. — Der Biſon und der Ziegenbock. — Das naturhiſtoriſche Muſeum. — Vögel- und Phokenſammlung. — Zarte Farben der nordiſchen Vögel. — Der wilde Ochſe und die wilde Katze. — Vorſchläge für Verbeſſerung der Muſeen. — Eröffnung der Vorleſungen an der Univerſität. — Akademiſche Grade. — Royal In-

Seite

stitution for the encouragement of fine Arts in Scotland. Ideal eines hiſtoriſchen Muſeums. — Ein römiſcher Feldkeſſel. — Die Handſchuhe der Queen Mary und der Gefängnißſchlüſſel von Lochleaven-Caſtle. — Mordinſtrumente. — Der Kamm Carl's I. — Der Stammbaum der ſchottiſchen Könige. — Das Muſeum der Highland- and Agricultural-Society. — Geſchichte und Zweck dieſer Geſellſchaft. — Thätigkeit derſelben. — Die von ihr ausgeſetzten Prämien. — Altmodige und neumodige Prämien. — Modelle von Ackerbauinſtrumenten. — Der ſchottiſche Weizen. — Einfluß des beſchleunigten Verkehrs auf den Ackerbau. — Ein Palmbaum aus Mexiko. — Ein Ornamental painter. — „A collection of painted woods.“ Die ſchottiſche „Snapapplenight.“ — Calvin's Tod. — „The witnesses for the truth in the church of Scotland.“

XXIV. Von Edinburgh nach Carliſle. . . 219

„A complete standing still of all things.“ — Wege von Schottland nach England. — „The lads o' Gala Water.“ — Galaſhiels. — Abbotsford. — Der jetzige Walter Scott. — Die Scotts. — Der große Wohlbekannte. — Walter Scott's Ausſprache des „r.“ — Selkirk. — „Inland counties“ und „maritime counties.“ — Der Tweed als Gränzfluß. — Independenz der Stadt Berwick. — Die Cheviot-Hills und die Highland-Berge. — Die Cheviotſchafe. — Die Ruinen des Schloſſes Langholm. — „The debateable land.“ — Das Esk-Thal.

XIII.

Taymouth-Caſtle.

„Follow me!“ (folge mir!) haben die Breadalbanes gebieteriſch auf ihr Wappen geſchrieben. Von Aberfeldy aus folgten wir dieſem Rufe auf ganz directen Wegen und kamen, als es dunkel geworden war, in dem berühmten Sitze dieſer Familie an. Als die Königin hier war, hatte man auf dem Punkte, wo ſie die Gränze der Beſitzung überſchritt, von den Zweigen der Birken von Aberfeldy eine Triumphpforte errichtet, worauf die ſtolzen Worte ſtanden: „Welcome to Breadalbane Queen Victoria!“ (Willkommen ſei dem Breadalbane die Königin Victoria!)

Das Schloß liegt nicht weit von dem öſtlichen Ende des Loch Tay, in einer der ſchönſten Highland-Gegenden, von der wir aber jetzt am Abend nichts zu ſehen bekamen. Es heißt mit ſeinem engliſchen Namen „Taymouth-Castle“ (Schloß Taymund), mit ſeinem hochländiſchen aber „Kenmore“, wie es die Engländer ſchreiben, oder, wie es richtig celtiſch geſchrieben werden ſollte, „Ceanmore“, d. h. eigentlich „der große Häuptling“ oder „Großkopf“,

wenn man will*). Beide Namen ſcheinen gleich bekannt zu ſein, und nicht nur im Leben, ſondern auch auf den Karten ſieht man bald den einen, bald den anderen erſcheinen. Es giebt eine Menge ſolcher ſchottiſchen Orte, die einen celtiſchen und einen germaniſchen Namen zu gleicher Zeit führen. Dieß iſt ziemlich natürlich. Sonderbar aber finde ich es, daß es auch einige Clans giebt, bei welchen allmählig an die Stelle eines celtiſchen Namens ein engliſcher getreten iſt. So z. B. heißen die „Clan-Donnochy" (die Kinder des Duncan) heutzutage „Robertson." Ein anderer engliſcher Clan-Name iſt der der „Royal-Stewart."

Sehr erklärlich iſt es dagegen wieder, daß die Engländer oder die ſchottiſchen Sachſen der Lowlands viele celtiſche Clan-Namen auf ihre Weiſe umgeändert oder angliſirt haben; denn ſie thaten dieß in Irland, in Wales eben ſo. So z. B. nennen ſie die „Kaimbel" oder „Caimbel" der Celten, um ſich doch etwas auf ihre Weiſe dabei denken zu können: „Campbell."

Die Kinder Kaimbel oder Campbell ſind eben diejenigen, welche hier am Loch Tay herum wohnen, und die Marquis von Breadalbane ſind ſelber Campbells. Johann Campbell heißt der jetzige Marquis. Er iſt nicht der Häuptling (Chief) aller Campbells, vielmehr ſind dieß die Herzoge von Argyll, deren Familienname gleichfalls Campbell iſt. Die Breadalbanes werden daher nur der mächtigſte Zweig (nicht der Stamm ſelbſt) des großen Hauſes

*) „Ceann" heißt nicht bloß Kopf, ſondern auch „Ende", und man kann jenen Namen daher auch ſo auslegen: „das große Ende", nämlich des Sees.

von Argyll*) genannt und ſind die Chieftains eines Zweiges der Campbells**). Uebrigens gehört ihnen jetzt ſelbſt faſt der größte Theil von Argyllſhire eigenthümlich zu.

Ganz nahe an dem See liegt ein kleines hübſches, ebenfalls Kenmore genanntes Dorf, in deſſen freundlichem Gaſthofe ich mich niederließ. Leider lauteten die Nachrichten, die ich über die Beſichtigung des Parks und Schloſſes einzog, ſehr ungünſtig, denn es hieß, ſie würden Niemandem gezeigt. Auch ſei nicht der Marquis, ſondern nur die Marquiſe allein zu Haus. Ich hatte aber durch ähnliche Vorſtellungen ſchon ein Mal etwas Wichtiges verloren, nämlich den ſchönen Palaſt und die Ruinen von Scone, und ich war entſchloſſen, nun das ſchöne Taymouth-Caſtle nicht auch ſo leichten Kaufs zu verlieren. Ich ſetzte mich daher ſofort hin und componirte folgenden Brief an die Marquiſe:

„Mylady!“

„Erlauben Sie, daß Ihnen ein Fremder mit einer Bitte naht, und geſtatten Sie ein huldreiches Gehör einem Wanderer, der in dieſer ſpäten Jahres- und Abendzeit an die Pforten Ihres Palaſtes pocht.“

„Ich komme von dem fernen Geſtade der Donau und von den entlegenen Ufern des Meeres, das man das ſchwarze nennt. Ich wollte, ich könnte ſagen, ich käme noch weiter her.“

*) Die Schotten ſelbſt ſchreiben ſowohl „Argyll“ als „Argyle.“

**) Die Schotten unterſcheiden zwiſchen „Chief“ und „Chieftain“. Jenes iſt das Haupt des ganzen Clans, dieſes aber nur das Haupt einer Abtheilung oder eines Zweiges.

„Ein unwiderſtehlicher Trieb, die Wohnplätze der Menſchen, die traulichen — oft leider auch traurigen — Hütten der Armen und die prächtigen Paläſte der Großen zu ſehen, treibt mich, einen nicht immer bequemen Wanderſtab durch die Welt ſo weit zu tragen, als es meine ſchwachen Kräfte vermögen.“

„Ich habe jetzt die drei*) großen und ſchönen Inſeln, über welche die britanniſche Majeſtät waltet, beſucht und bin nun hier bei den armen Bewohnern des Dörfleins Kenmore angelangt, die ſich rühmen, ſeit unvordenklichen Zeiten der erlauchten Familie der Breadalbanes als Unterthanen und Namensfreunde anzugehören.“

„Ich wählte dieſen Ort als den äußerſten Zielpunkt meiner Reiſe in dem romantiſchen Caledonien, über den mich mein Sehnen nun nicht weiter hinausträgt, weil in ſeiner Nähe ſich die Zinnen des weitgeprieſenen Schloſſes erheben, unter deſſen Dache, wie man mir ſagt, den verehrungswürdigen Penaten Euerer Ladyſhip ein lieblicher Altar errichtet iſt, — und weil hier rund umher die grünen Teppiche des reizenden Parkes ausgebreitet liegen, in welchem, wie der Ruf weit und breit verkündet, die Elfen und Waſſernymphen, die Dryaden und Waldgötter auf eine beſonders ausgezeichnete Weiſe thätig geweſen ſind, ein Naturgemälde zu entwerfen, das würdig wäre, vor den Fenſtern Ihres Schloſſes entfaltet zu werden.“

„Nacht zwar bedeckt jetzt das ganze Thal mit neidiſchem Dunkel, und es haben ſogar einige beſorgliche Menſchen in mir die Furcht erregen wollen, daß es für mich in dem

*) In mehren engliſchen Büchern wird auch Schottland ein „island“ genannt.

Elyſium, welches Euere Gnaden bewohnen, nie tagen würde."

„Allein ich vermag es nicht, die Hoffnung darauf völlig aufzugeben, und wage es hiermit, an Ihre Huld zu appelliren und an Euere Ladyſhip die Bitte zu richten, daß auf Ihren Befehl die verſchloſſenen Pforten ſich mir eröffnen mögen, und der hundertäugige Helios mir Alles zeigen dürfe, auch ſelbſt das, was das Innerſte Ihres Palaſtes enthält. Für die gnädige Gewährung dieſer Bitte wird Ihnen ſtets, mit Dank erfüllt, ergeben bleiben das Herz eines reiſenden Philoſophen."

Ich ſchickte dieſen Brief in den dunklen Park hinein, machte indeß einen Beſuch bei dem Schullehrer des Dorfes, und als ich zurückkam, erhielt ich durch die Vermittelung eines Capitains der Truppen von Don Carlos V. eine freundliche und zuſagende Antwort wieder heraus. Ich hatte auch gar nicht an einer ſolchen Zuſage gezweifelt, und ich glaube, man kann dem fremden Reiſenden in England immer den Rath geben, überall, wo die Einheimiſchen ſagen, daß Etwas zu ſehen durchaus unmöglich ſei, ſich nur gleich brieflich direct an den Eigenthümer zu wenden. Die britiſchen Reichen haben häufig ihre Paläſte und Schätze verſchloſſen, weil der Strom neugierig ſich zudrängender Einheimiſcher in der Regel gar zu groß iſt. Den ſeltener anlangenden Fremden aber aus fernen Landen, bei denen man in der Regel ſchon etwas mehr als bloße Neugierde oder doch einen, ſo zu ſagen, etwas edleren Grad von Neugierde vorausſetzt, und die ohnedieß in allen Ländern einige Privilegien genießen, geſtattet man immer

mit großer Liberalität und Güte, was man den Einheimiſchen oft verſagt.

Da ich auf dieſe Weiſe einem ſchönen und angenehmen Morgen ruhig entgegenſah, ſo lud ich mir für den Abend eine kleine Geſellſchaft zuſammen, ſo gut, wie ich ſie mir in dem Dorf Kenmore verſchaffen konnte, nämlich meinen Wirth und ſeine Familie, den Schulmeiſter des Orts und einen Farmer aus der Nachbarſchaft, den ich unterwegs kennen gelernt. Dieſer letztere war „a real Häland-man“ (ein ächter Hochlandmann), d. h. vor allen Dingen war er auch des Gäliſchen mächtig. Denn, ſo ſagten uns die Leute, „speaking more particularly, who has the language, is a Highlander“ (genau genommen iſt eigentlich nur der ein Hochländer, der die Sprache [nämlich die gäliſche] hat). Ich führe dieß noch an, um zu zeigen, was die Schotten unter einem Hochländer verſtehen.

Die Highlanders ſelbſt nennen ſich „Galach“ (Gäliſche). Ihr Land, die gäliſchen Highlands, nennen ſie „Kaltach“*). Die Lowlands hingegen nennen ſie „Machair“, was ſie etwa wie „Mächir“ ausſprechen. Die Engländer heißen hier ebenfalls, wie in Irland, Sachſen (Sass' nach) und England ſelbſt „Sachsen“**).

Es iſt wirklich ſehr auffallend, daß von den beiden deutſchen Stämmen, welche nach England hinüberkamen

*) Gerade ſo ſchienen meinem Ohre die Leute die Worte auszuſprechen. Armſtrong ſchreibt dieſelben Worte ſo: „Gaidhealach“ und „Gaidhealtached“.

**) In Armſtrong's Lexikon werden dieſe Worte geſchrieben: „Sassunach“ und „Sagsunn“.

und dort zuſammen verſchmolzen, von den Angeln und Sachſen, die Engländer den Namen der Angeln für ſich beibehielten, weil, wie man jetzt in ihren Büchern lieſt, die Angeln der mächtigere und prädominirende von dieſen beiden Stämmen waren, während gerade umgekehrt die Celten in Wales, Irland und Caledonien den anderen Stamm, die Sachſen, für die Bezeichnung ihrer aus Germanien kommenden Feinde wählten und dadurch anzudeuten ſcheinen, daß gerade eben dieſe Sachſen die wichtigeren von beiden geweſen. Dieß Letztere ſcheint in der That auch wirklich der Fall geweſen zu ſein; denn wir haben eine „ſächſiſche“, aber keine angliſche Heptarchie, wir haben in England eine ſogenannte „ſächſiſche“, aber keine angliſche Kunſtperiode. Auch werden in den alten Schriftſtellern diejenigen Leute, welche die Normannen in Großbritannien beſiegten und unterjochten, Sachſen und nicht Angeln genannt; — und es bleibt mir daher etwas räthſelhaft, wie denn doch ſpäter für das anglo-ſächſiſch-normanniſche Miſchvolk der Name „Angeln“, der ſcheinbar unbedeutendere und anfangs weniger beachtete, der Sieger blieb. Kam es vielleicht daher, daß der Name der Sachſen durch die normänniſche Eroberung in Mißcredit verfiel, und daß der Name der Angeln, als ein gewiſſermaßen neutraler und unbefleckter, aus der Dunkelheit hervorgezogen wurde?

Auch das iſt merkwürdig, daß der jetzt ſo allgemein in Schottland gebräuchliche Name für die hochländiſchen Familien-Verbrüderungen, „clan“, kein celtiſcher, ſondern ein engliſcher iſt. „To clan“ heißt im Engliſchen ſo viel als „ſich zuſammenrotten“, und „the clan“ iſt daher eine

Rotte, ein Stamm. Im Gäliſchen heißt ein Clan „fine“ *), und was die Engländer „clansman“ (Mitglieder eines Clans) nennen, heißt im Gäliſchen „finneachan“ oder „ciennich“ (ſpr. kinnich), was wahrſcheinlich von „cien“ oder „ceau“ (das Haupt) kommt und ſo viel bedeutet, als die unter einem Haupte Vereinigten.

Ein Gegenſtand, nach dem ich mich vor Allem bei meinem Schullehrer erkundigte, war die Abnahme der gäliſchen Sprache unter den Bewohnern ſeiner Nachbarſchaft. Er ſagte mir, daß er zwar des Gäliſchen mächtig ſei, daß er aber jetzt nie mehr in den Fall komme, es zu lehren. Sein Vorgänger dagegen habe es noch gelehrt, und der Schulmeiſter in Killin an dem weſtlichen Ende des Loch Tay lehre es ſogar noch jetzt. Auf dem öſtlichen Ende ſei es als gewöhnliche Unterhaltungsſprache jetzt beinahe als völlig ausgeſtorben anzunehmen, während man auf dem weſtlichen Ende noch auf viele Menſchen treffe, die, wenn man ſie engliſch anrede, erwiderten: „I ha' no English!“ (Ich habe kein Engliſch!). Doch ſei es auch dort wie überall als in Abnahme begriffen zu betrachten. Dieß iſt um ſo merkwürdiger, da dieſe Zeit der Abnahme des Gäliſchen gerade dieſelbe iſt, in welcher die gäliſche Sprache von den Gelehrten ſo lebhaft ſtudirt wird, wie nie zuvor, und da ſich eben erſt jetzt die Mittel, die Sprache zu lernen und zu lehren, ſich geſtalten und darbieten. Erſt im Jahre 1822 publicirte der Bruder meines Freundes, des Schullehrers, der Dr. Armſtrong, das erſte gäliſche Lexikon.

*) Ebenſo bei Armſtrong.

Jetzt giebt es deren ſchon mehre. Auch der Grammatiken exiſtiren jetzt viele. Doch iſt das ganze Studium dieſer Sprache, die bereits am Rande des Grabes ſteht, noch in ſeiner Kindheit.

Ich bemerkte meinem Schullehrer, daß ich auf meiner flüchtigen Reiſe durch Schottland bisher noch nirgends auf in den Händen des Volks befindliche gäliſche Manuſcripte getroffen wäre, während ich in Irland auf einer eben ſo flüchtigen Reiſe in iriſcher Sprache niedergeſchriebene Poeſieen mehrfach geſehen hätte. Er ſagte mir, daß auch er, ſo lange er ſchon in den Hochlanden lebe, doch noch nirgends auf ſolche geſchriebene Poeſieen getroffen ſei. Ich habe hierüber mehr und Gewiſſeres eben ſo wenig erfahren können, wie darüber, daß das Gäliſche in Schottland nicht wie das Gäliſche in Irland ſein eigenes Alphabet habe, ſondern mit den engliſchen Lettern geſchrieben würde. Jetzt iſt dieß freilich ſo. Ob dieß aber von jeher ſo geweſen, konnte ich nicht mit Sicherheit erfahren. Viele verſicherten es mir. Es würde dieß eine große Rohheit der hochſchottiſchen Celten, gegenüber den iriſchen, vorausſetzen.

Allgemein war bei dieſen meinen Leuten die Ueberzeugung, daß die hochſchottiſche Nationaltracht von den Römern ins Land eingeführt worden ſei. Sie ſagten mir, ſie hätten alle bis in ihr vierzehntes Jahr den Kilt getragen. Dann erſt hätten ſie Hoſen angezogen. Das Weſentliche bei dem Kilt iſt nämlich die Hoſenloſigkeit, was das Wort ſelbſt ſchon andeutet. Denn es kommt von einem ſchottiſchen Verbum: „to kilt“ (ſich aufſchürzen), welches auch die Mädchen noch brauchen, wenn ſie ſich beim Waſchen

aufſchürzen. Ich hörte ein Mädchen ſo ſprechen: „I kilted my gown“ (ich ſchürzte mein Kleid auf). Ich ſprach gegen den Kilt, als eine in einem ſo nordiſchen kalten Gebirgsklima ſehr unzweckmäßige Kleidung. Aber die Leute verſicherten mir, daß ihnen der Kilt weit wärmer ſei als die engliſche Kleidung mit den Hoſen. Der Leib und die Bruſt würden dabei viel beſſer geſchützt, was die Hauptſache ſei. Die Beine aber, wenn ſie ſich einmal daran gewöhnt hätten, frören zuletzt eben ſo wenig wie die unbedeckten Hände oder das nackte Geſicht. Es wäre eine gewöhnliche Erſcheinung, daß die Knaben, wenn ſie den Kilt ablegten und die engliſchen Kleider anzögen, immer erſt fröſtelten, ja zuweilen ſich ſogar erkälteten. Alte Männer, die ihr Leben lang an den Kilt gewöhnt geweſen ſeien, dürften ſchon deßhalb keine Hoſen anziehen, d. h. die Nationalkleidung ablegen. Anfangs wäre auch das Volk, dem die engliſche Regierung nach der Unterdrückung der letzten Revolution im Jahre 1746 den Kilt verboten und das Hoſentragen anbefohlen hätte, ſo dagegen geweſen, daß es viel Mühe gekoſtet habe, dieß Gebot (das übrigens ſpäter wieder aufgehoben wurde) durchzuſetzen. Die Leute hätten hie und da, um das Gebot, Hoſen zu tragen, wenigſtens dem Buchſtaben nach zu erfüllen und nicht in die geſetzliche Strafe zu verfallen, ihre Hoſen an dem Gebirgsſtocke auf dem Rücken geſchleppt. Mir fielen dabei die Tataren und Zigeuner in Rußland bei, welche man denomadiſiren wollte, indem man ihnen Häuſer baute, die aber in den Gehöften dieſer Häuſer ihre Zelte errichteten und die Häuſer unbewohnt ließen.

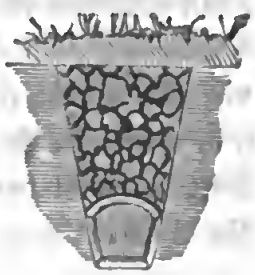
In einer anderen Beziehung fielen mir auch noch die

Tyroler wieder ein. Der Schnitt ihrer Kleidung hat eine gewiſſe bemerkenswerthe Aehnlichkeit mit der der Hochſchotten. Auch haben die Tyroler wenigſtens zur Hälfte unbedeckte Beine. Ihre kurzen ledernen Hoſen gehen nicht einmal bis zum Knie hinab, und das Knie bleibt ganz nackt. Der carrirten Zeuge bei den Tyrolern erwähnte ich ſchon. Sind das Alles Spuren des gemeinſamen celtiſchen Urſprungs beider Volksſtämme? — Meine Freunde waren alle darüber entſchieden einig, daß ihre Kinder bis in ihr vierzehntes Jahr den Kilt tragen ſollten; denn es ſei ausgemacht, daß die Kinder mit Hoſen viel ſchläfriger und träger, die ohne Hoſen aber viel activer und friſcher wären. Schade, daß unſeren Schullehrern die Sitte es verſagt, dieß einfache Mittel, die Schüler munter zu machen, anzuwenden.

Es iſt unmöglich, mit Schotten einige Zeit zuſammenzuſitzen, ohne daß das Geſpräch auch alsbald auf Gegenſtände der Agricultur verfalle. Denn es iſt dieß ein Zweig menſchlicher Thätigkeit, in welchem Schottland in der letzten Zeit ſo reißende Fortſchritte gemacht hat, daß, wenn auch einige, doch nicht große Uebertreibung dabei ſein mochte, wenn meine Freunde behaupteten: „the Scotch farmers beat the English three times over“ (die ſchottiſchen Farmer ſchlagen die engliſchen drei Mal aus dem Felde). Das wichtigſte von allen ſchottiſchen Ackerbaudingen iſt die „Drainage“ (die Austrocknung oder Entwäſſerung des Landes). Und ich habe ſo unſäglich viel von „drainage“, vom „drainingsystem“ und von „drains“ in Schottland hören müſſen, daß auch meine Leſer es ſich gefallen laſſen mögen, hier etwas

davon zu vernehmen, was ſie nicht verweigern werden, da die Sache noch außerdem ſehr intereſſant iſt.

So wie ganze Theile des trockenen Perſiens mit Canälen unterminirt ſind, um das Waſſer im Lande zu vertheilen, ſo ſind Schottlands Aecker faſt durch und durch unterminirt, um das Land zu trocknen und das Waſſer abzuführen. Dieſe Canäle ſind ſehr ſchmal, etwa einen Fuß breit und dabei etwa 3 bis 4 Fuß tief. Sie gehen nach unten etwas ſpitzer zu. Jede Rille ſetzt man unten mit Steinen aus und bedeckt ſie mit Ziegeln, auf die nachher ein lockeres Geröll von Kieſelſteinen geſchüttet wird. Ueber dieſen ſo locker gefüllten Canal wird dann wiederum die Erde des Ackers geſchüttet, ſo daß das Ganze alſo eine verdeckte unterirdiſche ſchmale Rille iſt, deren Querdurchſchnitt ſich etwa ſo ausnimmt:



Der Zweck dieſer Rillen, die man „Drains" nennt, iſt der, unterirdiſche überflüſſige Quellen, oder auch überflüſſige obere Gewäſſer und Moraſtfeuchtigkeiten abzuführen. Da es von allen dieſen Dingen in Schottland einen großen Ueberfluß giebt, ſo iſt es ſehr nöthig, jeden Acker mit ſolchen Drains gehörig zu verſehen, oder, wie die Schotten ſagen, „to drain it." Es iſt natürlich wich-

tig, bei jedem Acker genau zu unterſuchen, wo und wie er am beßten mit Drains zu verſehen ſei. Das Waſſer tröpfelt durch die locker aufliegenden Steine herab, und da das Dach des Drain auch nicht vollkommen waſſerdicht und lückenlos iſt, ſo kommt es auf dieſe Weiſe in die Rille hinab und fließt darin fort. Die kleineren Rillen (Branch-drains) führen das Waſſer in größere (Head-drains), und dieſe Vereinigung oder Zuſammenziehung der Drains dauert fort, bis irgendwo die Gewäſſer in einen Bach oder Fluß abgeführt werden. Dieſe Drains der engliſchen und ſchottiſchen Aecker ſind alſo im Kleinen ungefähr daſſelbe, was unſere Stollen in den Bergwerken ſind. Die Schotten und Engländer halten das „Draining-ſyſtem“ (Canalſyſtem) für den Ackerbau ſo wichtig, daß ſie gar nicht begreifen, wie es Aecker geben könne ohne ein ſolches Syſtem. Wie ihre Draining-Arbeiten meine Neugierde erregten, ſo erweckte es ihre Verwunderung, daß ich dergleichen bei uns in Deutſchland nie geſehen habe. Es iſt vielleicht bei uns weniger nöthig. Allein ich glaube, es giebt doch Gegenden in Deutſchland genug, denen ſolche Drains ſehr wohl thun würden, da ſie natürlich viel wirkſamer und auch viel raumſparender ſind als Seitengräben. Kurland und Livland, die mit Schottland und Nordengland ungefähr unter einem Breitengrade liegen, und deren Boden auch immer mehr an Feuchtigkeit als an Trockenheit leidet, würden durch die Einführung eines ſolchen britiſchen Canaliſirungsſyſtems gewiß außerordentlich gewinnen.

Wenn die Drains zweckmäßig angelegt und ſolid gebaut ſind, ſo halten ſie wohl zwanzig, dreißig und mehre Jahre aus, ohne daß man nöthig hätte, ſie zu erneuern. Mit der Zeit aber verſtopfen ſie ſich natürlich von ſelbſt. Und auch der Maulwurf macht den Leuten zuweilen viel Aerger. Wenn man den Grund recht ſtudirt, ſo kann man oft mit einem Drain zwanzig verſchiedene Quellen auf ein Mal abführen. Uebrigens werden, je nachdem der Boden iſt, die Drains auf eine ſehr verſchiedene Weiſe gebaut. Auch halten natürlich die verſchiedenen Landwirthe bald dieſe, bald jene Form für vorzüglicher. Sie haben bereits eine Menge Namen für die verſchiedenen Arten von Drains erfunden. Es giebt natürlich auch Drains, die, wie unſere Waſſergräben, oben offen ſind. Vor hundert Jahren war noch nichts von Drains in Schottland bekannt, und erſt ſeit funfzig Jahren haben die Schotten ihr Land wie die Maulwürfe unterminirt. Der außerordentliche Schwung und Fortſchritt, der in die ſchottiſchen Ackerbauverhältniſſe gekommen iſt, iſt ein um ſo merkwürdigeres Phänomen, da dieſer Zweig der menſchlichen Thätigkeit ſonſt in der Regel derjenige iſt, der die allerlangſamſten Fortſchritte macht. Er liegt in der Regel in den Ketten uralter, ſchwer zu ändernder Rechtsgewohnheiten und iſt in den Händen von einſam lebenden, ungebildeten Menſchen, die den Mittelpunkten der Cultur und des Fortſchritts, den Städten, fern ſind. Es wäre ſehr der Mühe werth, einmal zu zeigen, wie es komme, daß der Ackerbau, trotz ſeiner langſamen Natur, in Schottland einen Geſchwindſchritt der Entwickelung gegangen iſt, wie

in anderen Ländern kaum die freieſten und ungebundenſten Gewerbe.

Als wir endlich zu Bette gingen, bot mir mein Schulmeiſter noch aus ſeiner eleganten ſilbernen Snuffmull zum Abſchied die letzte Priſe Taback oder, wie dieß auf Schottiſch heißt, die letzte „Snufchen Tabac“ an. Das Wort „Snufchen“ iſt niederländiſch. Im Holländiſchen und Niederdeutſchen ſagt man ähnlich ein „Snufchen.“ Da die Sachſen, die nach Schottland und England überſetzten, das Tabackſchnupfen nicht mit hinüberbrachten, und eben ſo wenig daher auch die dafür üblichen Kunſtausdrücke, ſo ſcheint dieſes Wort uns in der Vermuthung zu beſtärken, daß die Sprache ſich in Schottland ſelbſt noch in dem niederſächſiſchen Geiſte fortbildete und in dieſer ihrer Getrenntheit von dem Stamme der Mutterſprache auf Ausbildung ähnlicher Ausdrücke verfiel wie dieſe ſelber. Bei näherem Nachforſchen würde man wahrſcheinlich noch auf viele andere Worte treffen, die ſich dieß- und jenſeit des deutſchen Meeres auf ganz ähnliche Weiſe geſtalteten, ohne jedoch durch einander erzeugt worden zu ſein. Die ſilberne Schnupftabacksdoſe meines Schulmeiſters rührte von ſeinen Highlandſchülern her, die ſie ihm, wie die Inſchrift beſagte, „in respect for his private and professional character“ geſchenkt hatten. Der Ausdruck „professional character“ läßt ſich nicht gut ins Deutſche überſetzen.

Obgleich ich die Erlaubniß hatte, am anderen Tage zum Schloß und Park zu kommen, zu welcher Zeit und Stunde es mir recht ſein würde, ſo blieb ich doch dabei,

wie ich es mir vorgenommen, früh Morgens vor dem Frühstücke beides zu beſehen, um der ſchönen Herrin in keiner Weiſe läſtig zu fallen. Es war ein herrlicher, friſcher Herbſtmorgen. Die Sonne ſtieg klar und heiter über die beſchneiten Berge empor und erfüllte im Parke, in dem mitten hindurch rauſchenden Tayfluſſe und in den kleinen Glens an den Seiten der Berge Alles mit freudigem und munterem Lichte und Schatten. Johnſon bemerkt in ſeiner Reiſe durch Schottland, daß in dieſem Lande die unzähligen reizenden Nuancen, welche das Licht mit dem Schatten bildet, unbekannt ſeien. Ich muß geſtehen, daß in ſeiner Allgemeinheit dieſer Satz dem Lande Unrecht thut, und daß, wenn es allerdings auch große Striche giebt, in denen dieß buchſtäblich wahr iſt und in welchen bloß Schatten, eine dunkelbraune Farbe der Erde und eine graue Farbe des Himmels, vorwaltet, doch auf der anderen Seite auch viele Gegenden davon völlig auszunehmen ſind, in denen immerhin die Fülle und der Reiz des Schattens und des Lichts groß genug iſt, um das Auge des Menſchen mit Entzücken zu füllen. Ein ſolcher Fleck iſt dieſes Thalſtück des Tay mit dem Schloſſe und Parke der Breadalbanes.

„How grand!“ (Wie großartig!) dieß waren die Worte der Königin Victoria, die ſie zu Breadalbane ſprach, als ſie aus ihrem Wagen ſtieg und auf die Scene rund umher einen Blick warf. Breadalbane, ein ſchöner kräftiger Mann, begrüßte ſie als Häuptling ſeines Clans in vollem brillanten Hochlandcoſtüm (plaided and plumed in his tartan-array), und ein Lebehoch erſcholl von der

Wieſe, auf der, in die bunten Farben ihres Clans gehüllt, die Clansmänner Breadalbane's aufgeſtellt waren, und unter den bekränzten Ehrenpforten und den Thorwegen ſtanden Gruppen grüßender junger Mädchen. Sie waren in Weiß gekleidet und ließen farbige „Scarps“ (Schärpen oder Shawls) in die Luft flattern. Die Bande, ich weiß nicht des wie vielten Hochlandregiments, ſpielte dazu den Hochlandgruß, und Alles ſpiegelte und hallte wieder in dem klaren Waſſer des Fluſſes Tay und in den hohen Bergen des Thales. Es muß eine wunderhübſche Scene geweſen ſein, und man ſagt auch, daß ſie auf die Königin und den Prinzen Albert einen ſo großen Eindruck gemacht habe, daß ſie erklärt hätten, nichts Schöneres in Schottland geſehen zu haben. Auch mir iſt der Anblick von Taymouth-Caſtle und ſeiner Umgebung unvergeßlich, und der Dichter Burns, der ebenſo davon entzückt wurde, ſang dieſem Fleck der Erde zu Ehren ein hübſches Lied:

„My savage journey, curious, I pursue,
„Till fam'd Breadalbane opens on my view.
„The meeting cliffs each deapsunk glen divides,
„The woods wild scattered cloth their ample sides;
„Th' outstreching lake, imbosom'd 'mong the hills,
„The eye with wonder and amazement fills;
„The Tay meand'ring sweet in infant pride,
„The palace rising on his verdant side;
„The lawns wood-fringed in Nature's native taste,
„The hillocks dropt in Nature's careless haste;
„The arches striding o'er the new-born stream;
„The village glittering in the noontide-beam;

„Here poesy might wake her heav'n-taught lyre,
„And look through Nature with creative fire;
„Here, to the wrongs of Fate half reconcil'd,
„Misfortune's lighten'd steps might wander wild" *).

Der Palaſt iſt ein graues, vielthürmiges, ſolides Quaderſteingebäude und obgleich neu, doch von alterthümlicher Form, mit vielen gothiſchen Anhängſeln und Ausbauten verſehen. Vor ihm dehnen ſich die ſchönen grünen „Lawns" (freien Grasplätze) des Parkes aus. Auf dieſen Grasteppichen war die Hochlandbevölkerung beim Beſuche der Königin gelagert, und im Schimmer von 60,000 bunten Lampen, die man von London hatte kommen laſſen, und mit denen man das Thal erleuchtet hatte, führten ſie am erſten Abend der Anweſenheit der Majeſtäten hier ihre Nationaltänze auf, wozu ihnen zehn Dudelſäcke Muſik machten. Auch jetzt noch, und über-

*) Meine wilde Reiſe verfolge ich neugierig, bis das berühmte Breadalbane ſich meinen Blicken eröffnet. Tief eingeſenkte Glens zertheilen die ſich begegnenden Klippen. Die Gehölze, wild umher zerſtreut, bekleiden ihre unbegränzten Seiten. Der See, im Buſen der Hügel ſich dehnend, erfüllt das Auge mit Freude und Bewunderung, der Tay, in kindiſchem Stolze ſich lieblich dahin ſchlängelnd, der Palaſt, an ſeiner grünen Seite ſich erhebend, die Gartengründe, mit Gehölz umſäumt, in dem eigenen Geſchmacke der Natur, die Hügel vertheilt hie und da mit der ſorgloſen Eile der Natur, die Brückenbogen über den neugeborenen Strom geſpannt, das Dörfchen, blinkend im mittägigen Strahle, — hier weckt die Poeſie ihre himmliſche Leier und blickt durch die Flur mit ſchöpferiſchem Feuer; hier, mit der Unbill des Schickſals halb verſöhnt, wandern des Unglücks erleichterte Schritte wild umher.

haupt das ganze Jahr hindurch, wenn die Herrschaften zu Hause sind, marschirt hier auf jenen Lawns täglich um die Zeit der Mittagsmahlzeit vor den Fenstern des Palastes ein Piper auf und ab und umwandelt, alte hochschottische Nationalmelodieen spielend, das Haus. Die Breadalbanes halten etwas auf diese alte Sitte der Clanshäuptlinge, und ihr Hauspfeifer soll einer der allervorzüglichsten im Lande sein. Die schottischen Dudelsackpfeifen klingen außerordentlich scharf und durchdringend, denn sie waren, wie bereits erwähnt, ursprünglich und vornehmlich für das Spiel in der lärmenden Schlacht und in den öden Thälern der Hochgebirge berechnet. Man vernimmt einen solchen Pfeifer daher, selbst wenn er draußen steht, und im Hause selbst würde er zu lärmig sein. Leider lernte ich den Mann und seine Pfeife nicht kennen, da ihn vor einigen Tagen auf der Jagd ein Hirsch verwundet hatte, und er in seiner entfernten Hütte bettlägerig war. Es giebt noch mehre andere schottische Familien, die einen solchen Hausdudelsackpfeifer eben so gut zu dem ihnen nöthigen Hofstaate rechnen, wie einen Obergärtner oder Stallmeister.

Das Erste, was mir beim Eintritt in die eleganten Räume des Schlosses der Breadalbanes begegnete, war der Schädel eines Stieres. Es war darauf geschrieben, daß es ein „Dun Bull of the purest Westhighland breed, a good figured and a brave looking animal“ (ein Dünenbulle von der reinsten Hochlandrace, ein gut gestaltetes und ein brav aussehendes Thier) gewesen sei. Es gab noch mehre solche Ochsenköpfe an der Wand, und ich erinnerte mich nicht, je Ochsenköpfe in so eleganter Um-

gebung geſehen zu haben. Ich glaube nicht, daß man in anderen Ländern die Liebe für gewiſſe ausgezeichnete Individuen dieſer Thiergattung ſo weit treibt. Die Weſthighlandrace iſt übrigens eine der älteſten und von der Kunſt nicht veränderten Viehracen in Großbritannien. Sie ſind Aborigines des Bodens, haben die ausgeſuchteſten Eigenſchaften, und wenn ſie von der mageren und moraſtigen Weide in Argyleſhire zu den fetten Wieſen der Lowlands hinabſteigen, ſo liefern ſie die ſchönſten Roaſtbeefs von ganz England.

Das Innere der Zimmer und Hallen von Taymouth-Caſtle zeigte mir eine der bewunderswürdigſten und reichſten Hauseinrichtungen, die ich je geſehen, und hier in dem Centrum der Hochlande, in der Mitte zwiſchen den kleinen Rauchhütten (Reekhouses) der Bergſchotten, eine ſolche Fülle von ausgeſuchtem Luxus und Geſchmack aufgehäuft zu ſehen, erregte unſer Erſtaunen im höchſten Grade. Ich ſah auf jedem Schritt, den ich machte, daß die Leute vermuthlich nicht übertrieben hatten, wenn ſie mir ſagten, daß die Beſitzungen der Breadalbanes in ununterbrochenem Laufe vom öſtlichen zum weſtlichen Ocean in gerader Linie hundert engliſche Meilen weit gehen. Daß es in Rußland ſolche Beſitzungen giebt, iſt ziemlich begreiflich, weil das Land groß genug iſt, um zu tauſend ſolchen Gütern zurechtgeſchnitten zu werden. Aber es muß unſere Verwunderung erregen, daß es in dem kleinen Schottland ſolche Güterſchaften geben kann. Vielleicht giebt es kein Land in der Welt, das eine ſo mächtige und begüterte und ſo wenig zahlreiche Oligarchie gehabt hat und noch hat, wie Schottland.

Es war aber weniger die Größe, als die Eigenthümlichkeit des Luxus, die meine Aufmerkſamkeit feſſelte. Ich glaube, man verſteht ſich in Großbritannien trefflicher als in jedem anderen Lande darauf, das Alterthümliche der Möbelformen und der Zimmereinrichtungen der Ritterzeit mit dem Geſchmacke und dem Luxus der Neuzeit zu verſchmelzen und mittelalterliche Baronshallen mit der ganzen Pracht und Eleganz, welche der jetzige Zuſtand der Künſte und des Reichthums geſtattet, auszuſchmücken, ohne daß dadurch doch der Aechtheit und Alterthümlichkeit des Geſchmacks irgend etwas an Intereſſe entzogen würde. Beſonders bewundernswerth ſind der Reichthum der herrlichen Holzſchnitzarbeiten an den Möbel- und Zimmerſimſen, die Fülle von Vorhängen und Teppichen der ausgeſuchteſten Qualität, mehre Gemälde von den ausgezeichnetſten Malern und eine Sammlung von Büchern von der trefflichſten Auswahl. Dabei iſt Alles ganz ächt. Selbſt die in der „Banquetting-hall“ (der Banquethalle) aufgeſtellten Rüſtungen ſind nicht ſchlechte Nachahmungen, vielmehr wurde deren eine von einem franzöſiſchen Könige, eine andere von einem öſterreichiſchen Erzherzoge getragen. Der Ball im Highlandcoſtüme, welcher der Königin in dieſen Räumen gegeben wurde, muß einen zauberiſchen Anblick dargeboten haben. Herrlich nehmen ſich die ſchottiſchen Tartanfarben aus, die man draußen bei den Leuten nur in grober Wolle ſieht, während man ſie hier in den Schlöſſern in feinem Sammet ausgeführt und die Möbel damit bedeckt erblickt.

Das merkwürdigſte Buch, welches ich in der Biblio-

thek ſah, war ein großes, ganz kürzlich — wahrſcheinlich bei Gelegenheit des Beſuches des königlichen Paares — publicirtes Prachtwerk über die verſchiedenen ſchottiſchen Tartans. Ein gewiſſer John Sobiesky Stuart war der Herausgeber deſſelben. Alle die verſchiedenen kleinen bunten Fäden, an denen die einzelnen Stämme während der Dauer ihrer Exiſtenz feſthielten, waren hier in derjenigen Compoſition, in welcher die Clans ſie trugen und tragen, mit brillanten Farben wiedergegeben, und bei jedem Tartan befand ſich eine kurze Notiz von dem Clan, dem das Gewebe angehörte.

Unter den Gemälden, welche die verſchiedenen Zimmer zieren, befindet ſich ein herrlicher Johannes von Rubens. Mich intereſſirte aber mehr das von Van Dyk herrührende Portrait einer Lady Mary Rich, derſelben, die man in Holyroodhouſe ſieht. Dieſe Dame war vor 200 Jahren die Gebieterin dieſes Schloſſes. Sie war die Tochter des berühmten Henry Rich, Earls von Holland, des Bruders des noch berühmteren Earls von Warwick, des ſogenannten „Kingsmaker.“ Dieſe Dame war, wie man ſagt, eine der ſchönſten und reichſten Partieen (matches) ihrer Zeit. Denn ſie beſaß nicht weniger als 10,000 Pfund Sterling. Unter den vielen Rittern, die um ihre Hand ſich bewarben, war John Campbell (der erſte Earl von Breadalbane) der Glückliche. Er zog ſich mit ihr nach der Feier der Hochzeit auf ſein Schloß beim Loch Tay, das damals wohl ganz anders ausſehen mochte als jetzt, zurück. Seine Reiſe und ſeinen Einzug in ſein Schloß beſchreibt Chambers ſo: „Auf dem einen

der beiden „Highland ponies“ (kleinen Hochlandpferde), die er von London mitbrachte, saß der Earl selbst, und seine Dame hatte er hinter sich. Auf dem anderen Pony waren seine 10,000 Pfund geladen, alle in blankem Golde und in lederne Säcke verpackt. Auf jeder Seite des Pferdes lief ein Bergschotte vom Clan Campbell in voller Bewaffnung, als Wache. So kam Alles ganz sicher auf Balloch, so hieß damals das Schloß, an, und es wurde daselbst noch lange Zeit nachher ein kleines Zimmer gezeigt, das zu gleicher Zeit das Wohn-, Gesellschaft- und Schlafzimmer des glücklichen Paares war.“

Da ich überall nur das Charakteristisch-Schottische hervorsuche, so lasse ich mich auf keine weitere Beschreibung der jetzigen königlichen Pracht des Schlosses ein, sondern erwähne nur, daß der kleine Handspiegel, dessen sich die Königin Victoria hier auf ihrem Toilettentische bediente, mit schottischen Flußperlen besetzt war und daß man mir einen kleinen „Stirrup-cup“ zeigte, der für den Prinzen Albert aus einem schönen schottischen Kiesel verfertigt worden war und in dem man ihm den Abschiedstrunk gegeben hatte. Ein „Stirrup-cup“ heißt eigentlich ein Steigbügelbecher, d. h. ein Becher, aus dem man dem Abreisenden zutrinkt, wenn er schon den einen Fuß im Steigbügel hat.

Beide, die Königin Victoria und Prinz Albert, verewigten ihre Anwesenheit in Taymouth-Castle durch die Pflanzung zweier Bäume, einer Eiche und einer Fichte, die sie unter Musik und unter dem Lebehoch der Menge auf dem grünen Rasen neben dem Schlosse in den Boden

ſetzten. Wie ſchon geſagt, in Schottland kann man ſich nicht beſſer verewigen als durch Baumpflanzen, und vielleicht war es mit Rückſicht darauf, daß das königliche Paar gerade dieſe Art des Andenkens wählte. Wie ſehr muß es die Anderen zur Nachahmung des Beiſpiels der erlauchten Baumpflanzer anregen! Und dann iſt dieß gewiß auch die dauerndſte und ſchönſte Art von Andenken, welche Könige ihren Unterthanen zurücklaſſen können, inſofern darin gewiſſermaßen der Wunſch ausgedrückt liegt: „Möge Euer Stamm noch lange grünen und blühen und wachſen und treiben, wie dieſe Bäume, die wir, Euere Könige, Euch pflanzten!“

In dem Parke ſelbſt gefiel mir vorzugsweiſe das kleine Milchhaus (dairy), das hier auf einem Hügel unter ſchönen Bäumen liegt. Man kann zwar in vielen engliſchen Parks die delicateſten und reizendſten „Dairies“ (Schweizereien) von der Welt ſehen. Aber dieſe Kenmoreſche hatte das Beſondere, daß ſie ganz aus ſchneeweißen Kalkſpathſteinen gebaut war, die in der Nachbarſchaft in Fülle gefunden werden, daß alſo das propere Gebäude ſelbſt, ſo zu ſagen, wie ein Palaſt aus gefrorener Milch ausſah. Die Milchſchüſſeln beſtanden aus weißem Porzellan und waren in einer Rille von Fayence aufgeſtellt, durch welche ein klares kühles Gewäſſer rieſelte. Man muß ſelbſt von der Schweiz und Holland nach England kommen, um die ganze Vollkommenheit dieſes delicaten Zweiges der Landwirthſchaft zu ſtudiren. Ich ſage, „dieſes delicaten Zweiges der Landwirthſchaft.“ Denn in der That hat die ganze Milcherzeugungs- und Bearbeitungsweiſe etwas beſonders Gefälliges und Reizendes, ich

glaube, wegen der Farbe, der ſchönen weißen Milch, die gleich ſo proper und mundgerecht zu Tage gefördert wird, keine ſolche unappetitliche Proceſſe durchzugehen hat, wie der Wein und das Bier, wie ſelbſt das Getreide und andere Producte. Auch die Butter iſt gleich von Anfang herein goldengelb, und auch der Käſe geſtaltet ſich ſofort hübſch und wohlgefällig. Kurz alle Proceſſe, die man mit der Milch vornimmt, führen gewiſſermaßen von ſelbſt auf Reinlichkeit hin. Alsdann das friedliche und wohlzufriedene fette Volk der Kühe, ihre duftende Pflanzennahrung, dieß Alles bringt liebliche Ideenverbindungen zu Wege. Freilich der Dünger ꝛc. — je nun, jedes Ding hat ja auch ſeine ſchwache Seite.

Bei dem ſchottiſchen Vieh war mir nichts merkwürdiger als erſtlich ſeine Kleinheit und zweitens der Umſtand, daß zuweilen hörnerloſe Thiere darunter vorkommen. Was das Erſte betrifft, ſo war es mir nämlich auffallend, daß dieß ſogenannte ſchottiſche „Black cattle“ (ſchwarze Vieh), ſo nennt man das gewöhnliche Vieh in den Hochlanden, noch kleiner iſt als das waliſiſche Gebirgsvieh, welches ſeinerſeits ſchon merklich kleiner iſt als das engliſche Ebenenvieh. Da nun im Norden von Schottland das Vieh noch kleiner werden ſoll, und auf den Inſeln von Orkney und Shetland wieder kleiner, ſo kann man eine allmählige Verkleinerung des Viehs von dem ſüdlichen Großbritannien nach dem Norden hin als eine ausgemachte Erſcheinung annehmen. Man will die Bemerkung gemacht haben, daß nicht nur in den größeren Ebenen eine größere Viehrace exiſtirt als in den hohen Gebirgen, ſon-

dern auch, daß auf den größeren Inſeln ein größeres Vieh gefunden werde als auf den kleineren, als ob das Vieh auf den kleineren Inſeln ſich ſcheue, zu viel Raum einzunehmen. Ob dieß Alles bloß von der beſſeren und fetteren Nahrung abhängt, die in den größeren Ebenen und Inſeln gefunden wird, oder ob dabei wohl auch noch andere Natureinflüſſe wirkſam ſind?

Die britiſchen Herren lieben es, ſich in ihren Parks mit wilden Thieren zu umgeben. Daher haben ſie immer Hirſche und Rehe in ihrer Nähe. Hier in den Gehölzen des Kenmoreſchen Parks hat man ſogar Büffel einheimiſch gemacht. Es ſollen einmal zwölf geweſen ſein. Auch Lamas hat man hier zu acclimatiſiren geſucht, ſo wie amerikaniſche Biſons. Leider bekam ich auf meinen Streifereien keines jener Thiere zu ſehen, die ſich immer dann unſichtbar zu machen wiſſen, wenn man ſie ſucht. Auch den Auerhahn, den die Engländer den „Waldhahn" (cock of the wood) nennen, hat hier der Beſitzer des Schloſſes einheimiſch zu machen geſucht, und man ſagte uns, daß der Verſuch zu glücken ſcheine, und die Vögel ſich vermehrten. Da der Auerhahn bekanntlich in den Tannen- und Fichtenwäldern lebt und ſich vorzugsweiſe von den jungen Nadeln dieſer Bäume nährt, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß mit der Vermehrung der ſchottiſchen Nadelwaldungen auch die Vermehrung dieſes edlen Vogels zunehmen wird*). Auf Gäliſch

*) Früher war er in Schottland, Irland und England durchweg zu Hauſe, ſein ganzes Geſchlecht wurde aber nach und nach ausgerottet. Bei den Verſuchen zu ſeiner allmähligen Wiedereinführung, die man in neueren Zeiten an mehren Orten

nennen ſie den Auerhahn „Capercallie.“ Es wurden auf den Jagden, die dem Prinzen Albert zu Ehren hier veranſtaltet wurden, mehre geſchoſſen, und die Königin, als ſie das erlegte Wild beſchaute, ließ ſich auch einen Auerhahn zeigen. Der „Headgamekeeper“ (Oberwildhüter) brachte ihr einen, und als ſie fragte, wer ihn geſchoſſen habe, hieß es: Prinz Albert. Dieſer Auerhahn wurde ausgeſtopft und nach London geſandt.

Das merkwürdigſte Beiſpiel aber von Hegung und Pflegung wilder Thiere in Großbritannien ſind offenbar die noch hie und da gehegten Sprößlinge der urſprünglichen wilden Rindviehrace, welche Großbritanniens Wälder vor Cäſar's Zeit erfüllten. Es giebt auch hier in Schottland, wie wir ſchon oben andeuteten, einige Parks und Wälder, in welchen dieſe urſprüngliche Race noch heutiges Tages exiſtirt. Auch hier, wie in England, unterſcheidet ſie ſich von der jetzigen zahmen Viehrace durch milchgraue Farbe, durch ſchwarze Ohren und ſchwarzes Maul, durch lange Beine und aufwärts ſtehende Hörner. Dieſe Thiere ſind, ſo beſtätigte man mir auch hier, ſo ſehr an die wilde Freiheit, die man ihnen in den Parks geſtattet, gewöhnt, daß ſie in den Stallungen nicht aushalten. Ich kenne, außer Lithauen, wo im Bialowyſer Walde ebenfalls noch wilde Ochſen (Auerochſen) gehegt werden, kein Land in Europa, in welchem etwas Aehnliches exiſtirte. Man kann den Engländern ein Verdienſt daraus machen, daß

---

in Schottland machte, hat man die Vögel aus Schweden kommen laſſen.

ſie ſelbſt mitten unter ihrer Fülle von Cultur noch ein Plätzchen für ihre wilden Ochſen gefunden haben. Jedes Land ſollte ſich ſo ein Specimen von irgend einer in ihm untergehenden Erſcheinung zu conſerviren beſtrebt ſein. Auch Breadalbane, ſagte man mir, ſolle irgendwo, ich weiß aber nicht mehr den Ort anzugeben, eine kleine Herde wilder caledoniſcher Ochſen beſitzen. Die meiſten hat in Schottland der Herzog von Hamilton.

Das Intereſſanteſte, was ich von dem ſpaniſchen Capitän, der, nachdem er ſein Vaterland hatte verlaſſen müſſen, nun bei dem oftgenannten ſchottiſchen Herrn den Secretär machte und mir als ſolcher am vorigen Abend den erwähnten Brief geſchrieben hatte, erfuhr, war dieß, daß auch nicht die allergeringſte Aehnlichkeit zwiſchen der gäliſchen und der baskiſchen Sprache beſtände. Er war ſelbſt ein Baske und des Gäliſchen vollkommen mächtig. Dabei war er ein feines Männchen von Erziehung und Bildung und von äußerſt ſcharfen und klugen Augen. Und da es wohl höchſt ſelten ſein mag, daß ein Baske durch ſeine Lebensumſtände auf die Erlernung des Gäliſchen hingewieſen wird, ſo waren mir ſeine Bemerkungen über beide Sprachen nicht unwichtig. Ich bat ihn, ſeinen gnädigen Herrſchaften meinen Dank auszudrücken, und ſetzte noch denſelben Morgen meine Reiſe zu Fuß weiter fort, nachdem ich zuvor eine ziemliche Portion gebratenes Fleiſch genoſſen hatte, wenn auch nicht ganz ſo viel wie die Highlanders im Parke von Kenmore, die während der drei Tage, daß ſie ihre Königin hier mit Tanz und Spiel unterhielten, ſelber mit nicht weniger als 163 Hammeln,

11 Ochsen und ich weiß nicht mehr wie viel Kälbern tractirt wurden. Auf den Jagden in der Umgegend wurden nicht weniger als 80 Hirsche und 950 Hasen getödtet und so viel „grouse“ (Haselhühner) und anderes Vögelwild, daß sie es auf Wagen nach Hause fahren mußten. Diese Zahlen werden wohl noch lange in den benachbarten Glens wiedertönen und noch auf die Kinder tradirt werden. Man wird noch lange sprechen: „Das waren schöne Tage, als die Königin von England bei unserem Herrn, dem Breadalbane, zum Besuche war. Da gab es halt Lichter und Reels, und Ochsen schlachteten sie elf, und die Hammel und die achtzig Hirsche und die Capercallie nicht zu vergessen.“

XIV.

Von Taymouth-Caſtle zum Loch Tay.

Man kann in dieſen einſam ſchönen Gegenden, wo es noch keine beſonders guten Wege giebt, nicht beſſer als in Geſellſchaft eines munteren Hochländers zu Fuße reiſen, weil man auf dem ganzen Wege nicht wie auf den großen Chauſſeeen der Ebene von Caroſſen beläſtigt wird, vielmehr immer nur auf Fußgänger trifft, und weil man ſo überall am Wege ſich das Land recht in der Nähe beſchauen kann. Ich wählte den Weg an der Südſeite des Sees, welcher zwar minder gut, aber ſchöner iſt als der auf der Nordſeite. Denn von hier hat man die hübſcheſten Anſichten des gegenüberliegenden Ben Lawers und anderer Berge, und dann gleich in der Nähe auch ſolche hübſche Scenen, wie ſie z. B. der Waſſerfall von Achern-Den bietet, welcher der nächſte Zielpunkt unſerer Reiſe war. Der Name Achern erinnert mich an den Achern-See in Tyrol, der ebenfalls vielleicht gäliſchen Urſprungs iſt. „Achern," belehrte mich mein Führer, „heißt ſo viel wie Waſſerfall." Ohne Zweifel hat das Wort etwas mit

Waſſer zu thun, was die Silbe „Ach“ verräth, eine in allen celtiſchen und auch noch in anderen Sprachen Europa's vorkommende Lautzuſammenſetzung, welche ſo viel als Waſſer bedeutet. In Schottland pflegt man insbeſondere niedere, feuchte Gründe, Auen, „Ach“ zu nennen. „Den“ bedeutet im Engliſchen ungefähr ſo viel wie Spalte, Kluft zwiſchen nackten Felſen, und es ſteht alſo auf der Stufenleiter der verſchiedenen Bezeichnungen für Bergvertiefungen noch niedriger als „Glen.“ „Achernden“ heißt alſo ſo viel als „Waſſerfallkluft.“

Ich hatte anfangs keine beſondere Luſt, mich durch dieſen Waſſerfall von meinem Wege ablocken zu laſſen und den ſteilen Bergpfad, der zu ihm hinanführt, zu erſteigen. Allein ich bereuete es nicht, daß ich mich anders entſchloß. Denn er iſt in der That hübſch und hat ſeine ganz beſonderen Eigenthümlichkeiten, wie ich denn noch keinen einzigen Waſſerfall geſehen habe, der nicht ſolcher charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten wegen des Beſehens werth geweſen wäre.

Die erſte Eigenthümlichkeit iſt der Zugang zu der hübſchen Scene. Da das Waſſer ſich nämlich, wie geſagt, in einen „Den“ (eine Felſenkluft) herabſtürzt und da ſchroffe Felſen beinahe überall rund umher ſtehen, ſo iſt es ſchwer, ſich dem Schauſpiele zu nähern. Weder von unten auf, noch von der Spitze der Felſen könnte man es gut genießen. Es bleibt nichts Anderes übrig, als ſich durch den Felſen ſelbſt hindurchzuarbeiten. Dieß geſchieht nun mittels eines Höhlenganges, der, glaube ich, zum Theil künſtlich, zum Theil natürlich iſt, und der

ſich am Ende zu einer zimmerartigen Höhle erweitert, welche an der ſchroffen Felſenwand gerade der Mitte des Waſſerfalles gegenüberliegt. Es tritt einem daher das hübſche Bild deſſelben ſogleich mit allen ſeinen Reizen vor die Augen, ſobald man aus jenem dunklen Gange in dieſe kleine, zu einer freundlichen Moos-Eremitage umgeſtaltete Höhle eintritt. Die Engländer, die immer darauf raffiniren, einer Sache den rechten Geſichtspunkt abzugewinnen, wüßten wohl, daß derſelbe für einen Waſſerfall gerade in der Mitte ſeiner Höhe ihm gegenüber iſt.

Die zweite Beſonderheit an dieſem Fall iſt die, daß er in der Mitte gebrochen wird und dann von dieſem Bruchpunkte, nicht, wie die meiſten Waſſerfälle thun, ſenkrecht weiter ſpringt, ſondern zur Seite weicht und ſchräg abfällt, ungefähr ſo:

Es tritt ihm hier nämlich in der Mitte ein schräg abgeflachter Stein entgegen, der die Gewässer zur Seite abschießen läßt. Dieß macht den Fall freilich nicht schöner, aber es giebt ihm, wie gesagt, Originalität und Eigenthümlichkeit. Auch ist die ganze Gestaltung der Felsen und Bäume rund umher so hübsch, daß das Ganze doch ein reizendes Bild gewährt. Der ganze Fall ist 250 Fuß hoch, der letzte schiefe Schuß aber 140 Fuß lang. Leider sieht man solche Dinge nur für sich selbst und kann für die Leser wenig davon nach Hause bringen. Das Einzige, was ich für sie in meiner Eremitenhöhle fand, war eine kleine Curiosität des Loch Tay, die ich hier beschreiben will, weil ich sie bisher in keinem anderen Lande gesehen habe, und weil sie vielleicht eine Besonderheit dieser Gegend sein könnte. Es waren dieß nämlich einige „natural clooses“ (natürliche Knäule), wie meine Schotten sie nannten, von den Nadeln der Lärchenbäume. Diese Knäule, sagten mir die Leute, entständen von einer natürlichen Zusammenballung der Lärchennadeln, die in den See fielen und von den Winden und den Wellen zusammengeschlagen würden. Man hatte mehre von diesen Knäulen unter anderen Naturmerkwürdigkeiten in der Eremitage aufgehängt. Ich bat um die Erlaubniß, mir einen derselben zueignen zu dürfen, und zerpflückte ihn, um zu sehen, was darin wäre. Der Ball hatte etwa 3 Zoll Durchmesser und war, wie alle die übrigen, vollkommen kugelrund, wie die großen Bälle verfilzter Haare, die man in dem Magen des Rindviehs findet. Die kleinen Nadeln

waren in einer gewiſſen Ordnung und ziemlich feſt an einander gebacken, ſo daß es nicht ganz leicht war, ſie loszubringen. In der Mitte fanden wir endlich ein kleines Stückchen Holz. Die Leute ſagten mir, in allen dieſen Kugeln finde ſich ſo etwas, entweder ein Hölzchen, oder ein Blatt, oder ein Samenkorn, oder ein Gräschen. Beſonders häufig fänden ſie ſolche Bälle im November, wenn der See von Winden ſtark bewegt ſei. Es iſt mir unbegreiflich, wie die Wellen und Winde, oder die Nixen und Windgötter dieß ſo kugelrund und regelmäßig herausbringen, und dann iſt es ſonderbar, wie dieſe Kugeln gerade im Waſſer geformt werden, wo, wie man denken ſollte, ihr harziger Saft die Klebrigkeit verlieren muß.

Auch hier hört und lieſt man wieder (denn die betreffenden Verſe ſind auch in der Eremitenhöhle angeſchrieben), was Burns von dieſem Waſſerfalle geſagt hat. Es ſind folgende Worte:

„Poetic ardours in my bosom swell,
„Lone wand'ring by the hermit's mossy cell,
„The sweeping theatre of hanging woods,
„Th' incessant roar of headlong tumbling floods"*).

Wir gingen mit einem kleinen Umwege über die Berge wieder zum See, an dem unſere Straße hinführte, hinab. Ich benutzte dieſen Umweg, um unterweges das Innere einer der kleinen Rauchhütten der

*) Poetiſcher Drang ſchwellt meinen Buſen, wenn ich einſam wandere bei des Eremiten mooſiger Celle, dem prunkenden Theater der hängenden Bäume, unter beſtändigem Gemurmel kopflings herabtaumelnder Fluthen.

Bergbewohner, die an, der Bebauung fähigen, Abhängen lagen, zu beſehen. „Alle dieſe Hütten,“ erklärte mir mein Begleiter, wie geſagt, ein alter Bergſchotte, „ſind in dem üblichen Highlandſtyle gebaut. Es ſind auch alle nur „thatched houses.“ Ich muß bekennen, daß ich damals noch nicht wußte, was ſonſt jedes engliſche Lexikon mir hätte ſagen können, daß ein „thatched house“ ein mit Stroh gedecktes Haus bedeutet; ich fragte daher meinen Alten, was das wäre, und er gab mir folgende Definition davon. „Ein Haus zu thatſchen, Herr, das bedeutet z. B., wenn Jemand ein Haus thatſcht, und Sie gehen dann vor ihm vorüber und fragen ihn, indem Sie ihn grüßen, ſo: „Well, you are thatching, good man, to day?“ (Nun, Ihr thatſchet heute Euer Haus, guter Mann?) „that means to thatch a house, sir!“ (Das heißt, ein Haus thatſchen, mein Herr!)

Unſer mit Stroh gedecktes Haus war von Holz gebaut. Drinnen ſaß am Feuer ein alter Mann, der, wie die Alten gewöhnlich thun, ſich wärmte. Ueber ſeinem Heerde war ein großer hölzerner Kaſten angebracht. Er ſtellte das Salzfaß des Hauſes vor. Ich glaube, daß ſonſt in keinem Lande dem Salzfaſſe des Hauſes eine ſolche Größe und eine ſo centrale und impoſante Stellung gegeben wird, wie hier in Schottland. Auf den Seiten hing eine Art von Hühnerbauer, in dem aber jetzt ſtatt der Hühner die Taſſen und Teller des Hauſes aufgeſchichtet lagen. Vor der Thüre ſtand eine große Käſepreſſe, die aber ſehr einfach eingerichtet war, und bei welcher ſchwere Steine das Beßte thaten. Ueberall in Schottland ſieht

man eine ſolche Käſepreſſe als eines der vornehmſten Hausmöbel vor den Häuſern ſtehen. Denn dieſe Gegenden liefern, wenn auch nicht beſonders ausgezeichnete, doch ziemlich viele Käſe.

Unſer Alter und ein noch hinzukommender junger Mann hatten vollkommen ſchwarze Hände wie die Mohren, und da ich mich ein wenig darüber wunderte, ſo ſagten ſie mir, ſie hätten eben jetzt ihre Schafe getheert (they had tared the sheep). Und ich kam bei dieſer Gelegenheit auf eine ganz eigenthümliche Procedur, die hier und, ſo viel ich weiß, auch nur hier in Schottland mit den Schafen vorgenommen wird. Sie theeren dieſelben nämlich, theils damit die Thiere, wie ſie mir ſagten, im Winter weniger frieren möchten, theils um ſie vor Ungeziefer zu ſchützen. Sie vermiſchen zu dieſem Ende den Theer mit etwas Butter und kochen dieſes Gemiſch ſo lange, bis es ſich innig geeinigt hat. Alsdann nehmen ſie ihre Schafe, oder vielmehr die Lämmer des Jahres, denn nur mit dieſen, ſagten ſie mir, geſchähe es, und ſchmieren ihnen jenes Gemiſch auf folgende Weiſe ein. Mit dem Finger machen ſie einen Streifen über den Rücken, indem ſie die Wolle ein wenig auseinander ſcheiteln. In dieſe Rille gießen ſie alsdann eine kleine Portion Theer und reiben ſie an den Seiten tüchtig ein. Dann machen ſie eben ſolche Streifen auf der Seite und ſchmieren auch hier den Theer ein, ſo wie endlich auch an den Beinen, wo die Wolle lang iſt. Die Leute bekommen von dieſer ſonderbaren Procedur ſo ſchmuzige Hände, daß ſie den ganzen Winter

über ſich bis Weihnachten kaum Handſchuhe für den Tanzboden zu kaufen brauchen, weil ſie ganz natürliche anhaben. Der Theer wird verſchiedentlich bei Menſchen und Thieren zur Abhaltung des Ungeziefers angewendet. So gedachte ich hier z. B. der kleinruſſiſchen Hirten, die im Sommer ihre Hemden mit Theer tränken und ſie dann, nachdem ſie ſie etwas getrocknet, anziehen und ſie ſo bis in alle Ewigkeit tragen, indem von einem ſolchen Hemde mit Recht angenommen wird, daß es nie ſchmuzen könne.

Sie überwintern indeß hier um den Loch-Tay herum nur einen Theil ihrer Schafe auf den Bergen, indem ſie den größeren Theil in die Lowlands hinabtreiben, wo man ſie ſicherer, beſſer und billiger überwintert, da das Futter dort reichlicher iſt, und namentlich auch mit Wurzeln, Rüben und ſolchen Früchten, die daſelbſt zu dieſem Zwecke reichlich gebaut werden, ausgeholfen werden kann. Ein Schäfer, der 500 Schafe hätte, ſagten ſie mir, ſende etwa 300 davon, nachdem er die Jungen darunter tüchtig getheert, in die Lowlands hinab. Die anderen 200 begraſen dagegen auch im Winter die mageren Weiden der Hochlande. Die Zeit ihres Hinabgehens iſt gewöhnlich um Martins-Meß (den 15. November) herum, und am 15. Mai pflegen ſie wieder heraufzukommen. Ich ſpreche nur von dieſer Gegend, wo wir uns jetzt befinden. Für andere Theile Schottlands — denn es findet faſt überall in Schottland eine ſolche Wanderung der Schafe ſtatt — mögen wieder andere Zeiten gelten.

Man konnte im vorigen Sommer in Großbritannien mit keinem Schaf- oder Rindviehbeſitzer eine Weile zu-

ſammenſitzen, ohne daß alsbald die Politik zur Sprache gekommen wäre, die Sir Robert Peel bei ſeinem neuen Tarif in Bezug auf Schafe und Rinder beobachtet hätte. Die Meinung meiner beiden erfahrenen Alten darüber war dieſe, daß Sir Robert Peel zwar einer der beßten Politiker von England ſei; „aber nur in einem Punkte hat er Unrecht (wrong)", ſagten ſie, „nämlich darin, daß er auch das fremde Vieh zulaſſen will und dadurch uns vollkommen den Markt verdirbt. Es iſt wirklich ein unbegreiflicher Schnitzer von ihm. Denn es war bisher nie die Rede davon, die Taxe auf das fremde Vieh zu verändern. Nur über das theuere Korn und Brod ſchrie man. England wurde von Irland und Schottland aus mit dem beßten Vieh von der Welt verſehen und war ſehr zufrieden damit. Denn die fetten Braten bezahlen doch nur die Wohlhabenderen, und denen iſt es ziemlich einerlei, ob ſie einige Pence mehr oder weniger dafür ausgeben. Durch die Zulaſſung des fremden Viehs hat ſich Sir Robert daher gar keine Freunde, wohl aber viele Feinde erworben. Das Korn und Brod, ja das war etwas Anderes. Dieß verlangen die Armen mit Recht ſo billig als möglich, und ſeine Einfuhr konnte daher nicht genug erleichtert werden."

So ſprachen meine „Graziers" (Graſer), ſo nennt man in Großbritannien die Viehzüchter. Ich erinnerte mich dabei eines ähnlichen Discurſes eines irländiſchen Farmers, der auch meinte, daß Sir Robert zwar einer der erſten Politiker in England ſei, daß er aber nur in einem Punkte Unrecht (wrong) habe, — nämlich in Bezug auf das Freilaſſen des Getreides. Hiermit habe er gerade die

tüchtigſte Claſſe der Bewohnerſchaft Englands an ihrer Herzwurzel angegriffen, die der Ackerbauer, welche im Vertrauen auf den beſtehenden geſetzlichen Schutz die größten Anſtrengungen zur Verbeſſerung ihrer Cultur gemacht hätten. Die Folge von den ungeſchickten Maßregeln Sir Robert's würde ein totaler Ruin des Ackerbaues ſein, und noch bevor das Jahr um wäre, würde wahrſcheinlich allen Pächtern und Landbeſitzern nichts Anderes übrig bleiben, als ſammt und ſonders Bankerott zu machen. — Man weiß, daß die Manufacturiſten wieder etwas anders für ihre Taſche raiſonniren.

Wir hatten von unſerer kleinen Rauchhütte aus eine wunderhübſche Ausſicht auf den See oder, wie der Alte ſich ausdrückte, „a bonny peep on the loch.“ Ich kroch zu der niedrigen Hausthüre hinaus und ſetzte mich ein wenig auf die ſteinerne Bank vor dem Hauſe nieder, dieſen „bonny peep“ zu genießen. Die Heide und das Stroh, mit dem das Haus gedeckt war, hing lang und zottig am Rande des Daches herunter. Von roh bearbeiteten Baumſtämmen, an denen noch einige Aeſte als ſtützende Gabeln geblieben waren, wurde der kleine Vorſprung des Daches, der uns überdeckte, getragen. An den Aeſten dieſer halb natürlichen, halb künſtlichen Säulen hingen einige getrocknete Fiſche. Daneben ſtand die Käſepreſſe. Meine beiden Alten ſetzten ſich, aus kurzen, kleinen Pfeifen ſchmauchend, mir zur Seite, und vor uns legten ſich ins Gras ein paar langhaarige „Collies“ (Schäferhunde). Zur Rechten des Hauſes graſte ein kleines weißes Hochland-Pferd, und zur Linken weideten einige ſchwarzköpfige Schafe. Abwärts ſchauend erblickten

wir den langen ſchmalen Streifen des Loch Tay, und jenſeit deſſelben die hohen Berge, welche das „Glen Lyon“ (das Löwenthal), von einem Fluſſe, welcher „Lyon“ (Löwe) heißt, ſo genannt, begränzen, vor allen Dingen aber den Ben Lawers, welcher einer der höchſten Berge in Schottland iſt. Er iſt 4015 Fuß hoch*) und wird daher von der allerhöchſten ſchottiſchen Spitze, vom Ben Newis, nur um 350 Fuß übertroffen. An den grünen Abhängen, über die wir zum Lawers hinüberblickten, weideten in der Ferne zahlreiche Herden von Schafen und Rindern.

Indem ich dieſe ganze Scene betrachtete, kam es mir vor, als hätte ich dieſelbe ſchon ein Mal in meinem Leben irgendwo gerade ſo geſehen. Ich ſann ein wenig nach, und richtig, ich fand's. Ich hatte accurat dieſelbe Scene ſchon ein Mal in Berlin geſehen, wo mir zum erſten Male ein trefflicher Kupferſtich von dem ausgezeichneten Bilde von Edwin Landſeer zu Geſichte gekommen war, welches unter dem Namen: „the Highland Drovers“ (die hochländiſchen Viehtreiber) berühmt iſt. Dieſes herrliche Gemälde, welches für die Kenntniß Schottlands wenigſtens eben ſo viel werth iſt als ein ganzer dreibändiger ſchottiſcher Roman, — (durch welchen Vergleich ich übrigens dem Lobe dieſer in ihrer Art eben ſo meiſterhaften Romane keineswegs Abbruch zu thun gedenke) — befindet ſich jetzt im Beſitze des Herrn J. Sheepſhanks in London, durch deſſen gefällige

*) Bei Mac Culloch findet man ſeine Höhe auf 3945 Fuß angegeben, allein 4015 Fuß iſt das Reſultat der allerneueſten Meſſungen.

Güte ich zum vollen Genusse desselben gelangte. Eigentlich sollte es an der Gränze von Schottland aufgehängt werden, damit Jeder, der zu diesem Lande heranreise, um es kennen zu lernen, vorher sich dadurch etwas vorbereiten könne.

Würden alle Dinge, die sich in Schottland malen lassen, so gemalt, wie die Drovers auf Landseer's Bilde, so könnte der deutsche Reisende, der seinen Landsleuten etwas über Schottland sagen wollte, nichts Besseres thun, als kleine Copieen aller dieser Gemälde sammeln und dazu einen Commentar liefern, weil auf diese Weise seine Leser am beßten unterrichtet werden würden. Da dieß aber nicht angeht, so will ich, mit Benutzung des von einem anonymen englischen Autor über denselben Gegenstand Geschriebenen, wenigstens einen kleinen Commentar zu Landseer's Drovers zu geben versuchen, der denen, die das Bild in Deutschland gesehen haben, vielleicht Einiges erklären wird, und der die, welche es nicht gesehen haben, es zu suchen veranlassen mag.

XV.

Die Highland-Drovers.

In früheren wilden Zeiten ſandten die Glens und Hills — ſelbſt die höchſten Berge nennen die Schotten bloß „Hills“ (Hügel) — des Inneren von Schottland, unter einem Kaimbel, Cameron oder Mac Gregor Banden bewaffneter Männer aus, um in den Lowlands oder auch in den benachbarten engliſchen Provinzen mit bewaffneter Hand das zu erlangen, was ihr eigenes armes Land ihnen nicht gab, — Geld, Getreide, Kleidung und andere gute brauchbare Dinge und ſelbſt auch Vieh, um damit die Lücken ihrer eigenen Herden auszufüllen. Sie nannten eine ſolche Expedition nach dem reichen Süden „a raide“.

An die Stelle dieſer kriegeriſchen Raides ſind nun in neueren Zeiten, beſonders ſeit der Union Englands mit Schottland und zumal ſeit der Auflöſung der Clans im Jahre 1746 die friedlichen „Droves“ (Viehtriebe) getreten. Jene Thäler und Hügel ſchütten nun jährlich die Rinder, welche ſie für die lebendigen Märkte von England, „wo ein ſchmackhafter Biſſen immer willkommen iſt“, aufziehen,

über den Norden von England und über die ſüdlichen Ebenen von Schottland aus. Am meiſten willkommen ſind hier die „Galloways“ und „Argyles“, welche die beßten Varietäten des ſchottiſchen Hochlands-Viehs ſind, und die, welche auf den fetten Weiden und in den guten Stallungen Englands am leichteſten und beßten ſich fett machen laſſen (they are superior to all other Highland-varieties in their capacity to fatten, ſagte mir ein engliſcher Grazier). Denn dieſe mageren Hochländer müſſen in England noch fett gemacht werden, eben ſo wie die iriſchen Rinder, mit deren Maſtung die Engländer gleichfalls nicht zufrieden ſind. — England und London verhalten ſich in dieſer Beziehung zu Schottland und Irland, wie Oberitalien und Mailand zu den Alpen und Apenninen, — wie Oeſterreich und Wien zu Ungarn und Galizien, — wie die baltiſchen Provinzen und Petersburg zu der Ukraine und den Steppen.

Die Rinder, welche den Trieb (the drove) bilden, werden an einem feſtgeſetzten Tage und auf einem beſtimmten Platze verſammelt, — an dem Fuße eines Gebirgszuges, an dem Ufer eines Seees, neben einem alten Schloſſe oder in der Nachbarſchaft eines großen Dorfes, und wahrſcheinlich auch in der Nachbarſchaft eines alten berühmten und beſungenen Schlachtfeldes; — denn durch gleiche Local-Verhältniſſe werden jetzt die Hirten, wie ehemals die Krieger, auf die alten Felder zuſammengeführt. Hirten (herdsmen) werden auserwählt, um die verſchiedenen Partieen, in welche der ganze Drove getheilt iſt, anzuführen, während über das Ganze eine Art von Haupt-Anführer geſtellt wird, ein „Topsman“, wie ſie ihn in Schottland nennen.

Dieſer Topsman leitet alle Bewegungen des Triebs, ſchließt alle Geſchäfte ab und iſt den Eigenthümern der Rinder für den Gewinn verantwortlich. Er giebt die Befehle und die verabredeten Signale, wann die Züge halten oder aufbrechen ſollen. Er iſt immer rührig und geſchäftig, bald an der Spitze aller Züge, bald beim Nachtrabe, und ſeine Untergebenen ziehen ihn bei allen Schwierigkeiten zu Rathe. Er kennt die ſicherſten Wege, ſelbſt in den wildeſten Bergpartieen. Shapfell iſt ihm ſo gut bekannt wie Shehallion. Er zieht, wenn eine Wahl geboten iſt, die begraſten Wege vor, welche den Hufen der ihm anvertrauten Thiere angenehm ſind und ihnen zu gleicher Zeit ein Maul voll Futter gewähren. Er wählt daher gewöhnlich die Nebenwege, da die ſtaubigen und harten öffentlichen Heerſtraßen die Hufen des Viehs beſchädigen und ihm wenig Nahrung darbieten.

Dieſe Topsmen werden in der Regel für ihre Arbeiten und Mühen beſoldet, und da es jetzt überall in Großbritannien Banquiers giebt, ſo werden die Geldgeſchäfte, die dabei vorkommen, meiſtens durch die Banquiers der kleinen Orte beſorgt. Aber früher in noch nicht ſehr entlegenen Tagen begleitete der Hochland-Eigenthümer oft ſelbſt ſeinen Drove zum Süden und kehrte dann mit dem gewonnenen Gelde zu ſeinen Bergen zurück. Da gab es denn oft ſolche Ereigniſſe, wie folgendes, das man ſich von einem ſolchen ſchottiſchen Herdenbeſitzer und einem berühmten engliſchen Highwayman erzählt. Dieſer letztere, als eleganter Gentleman gekleidet, begegnete jenem auf ſeinem Rückwege zur Heimath, mit ſeiner wohlgefüllten Geldkatze um den Leib,

mit ſeinem „Wallet“ (Querſack) auf dem Rücken und mit ſeinem „Stalk“ (Reiſeſtab) in der Hand, und neben ihm ſein treuer Hund, Namens Bran. Beide gingen ein Stückchen Weges zuſammen, und der Gentleman drückte ſeine Verwunderung darüber aus, daß ein armer Hochländer-Hirt es wagen könne, mit ſo vielem britiſchen Golde auf den unſicheren engliſchen Heerſtraßen ſo allein zu reiſen. „Nun, Herr“, antwortete der Hochländer, „ganz allein bin ich nicht. Denn wenn ich engliſches Gold in der Katze habe, ſo habe ich auch ſchottiſchen Stahl in der Scheide, und“ — er berührte dabei das Heft ſeines „Dirk“ (Dolches) — „mit einem Andrew Ferrara und mit Bran dort“ — er klopfte ſeinem wilden zottigen Wolfshunde neben ſich auf den Kopf — „habe ich vor keinem Highwayman Furcht.“ — „Wirklich“, rief der Andere aus, „iſt Euer Dirk ein ächter Ferrara? ſolche Klingen ſind ſelten.“ — „Seht ſelbſt, Herr“, ſagte der Hochländer, indem er ſeinen Dirk hervorzog und ſeinem Begleiter die Jahreszahl und den Namen des Verfertigers zeigte. — „In der That, es iſt ſo, wie Ihr ſaget“, erwiderte der Andere, indem er den Dolch bei der Klinge anfaßte. — „Nehmt ihn doch beim Hefte, Mann!“ ſagte der Schotte etwas ſpitzig, „bei allen Dingen, müßt Ihr wiſſen, giebt es ein rechtes und ein verkehrtes Ende!“ Der Engländer ergriff nun den Dolch beim Hefte, und indem er dem armen unvorſichtig vorantrabenden Bran einen lähmenden Stich in den Bauch beibrachte, warf er ſich ſofort auf ſeinen Begleiter, packte ihn und ſchrie: „Euer Geld oder Euer Leben! Ihr ſeht nun, daß man auch einen Hochländer überliſten kann!“ Der Hochländer, der keinen Aus-

weg ſah und jeden Widerſtand für erfolglos hielt, übergab ihm traurig ſeine Börſe und ſeufzte: „Wer wird es in Breadalbane glauben, daß mit einem ſolchen guten Hunde und mit einem ſolchen Arm und einer ſo vortrefflichen Klinge mich ein engliſcher Wegelauerer berauben konnte!" — „O darüber ſeid ruhig!" erwiderte der Engländer, der ihn noch immer feſt gepackt hielt, „denn ich habe ſchon beſſere Männer niedergeworfen, als Ihr ſeid. Und außerdem will ich Euch ein Zeichen mitgeben, damit die Leute Euch glauben, daß Ihr von mir beraubt worden ſeid. Es iſt von mir in aller Welt bekannt, daß ich denen, die ich plündere, die rechte Hand abhaue. Legt Euere Rechte auf jenen Baumſtumpf dort nieder!"

„Er iſt ſo ernſt wie ein Spanier, ſo ſchlau wie ein Fuchs und ſo ſchlüpfrig wie ein Aal" — ſagte Mackay, ein engliſcher Spion, im Jahre 1716 von jenem alten Earl von Breadalbane, der in jenem Jahre noch als 81jähriger Greis auf ſeinem Schloſſe lebte, und den er auszuforſchen abgeſandt war. Man könnte dieß mehr oder weniger von allen Schotten ſagen. Und daß beſonders der letzte Theil des Urtheils auf unſeren Bergſchotten, der ſich hier in ſo großer Gefahr befand, paßte, zeigte er ſofort. Denn als der Highwayman in der angeführten Weiſe zu ihm ſprach, kam ihm ein Gedanke, und ein Strahl von Hoffnung fing in ihm an aufzudämmern. Er legte ſeine Rechte auf den alten Baumſtumpf. Aber indem er das Auge des Anderen bewachte, zog er ſie plötzlich unten weg, als das heftig geſchwungene Schwert niederfiel. Es blieb tief im Holze ſtecken, und indem der Highwayman ſich vergeblich

bemühte, es ſogleich wieder herauszuziehen, faßte ihn der Schotte bei der Gurgel, warf ihn auf den Boden und verſetzte ihm dabei einige ſo derbe Highland-Drover-Püffe, daß er ihn ſo ziemlich lähmte und ihn ganz in ſeine Gewalt bekam. Er knebelte ihm die Gurgel, die Hände, die Beine, nahm ihm die Geldbörſe wieder ab und zeigte der Obrigkeit den Fleck an, wo ſie einen Menſchen finden könnte, der für den Galgen gut wäre.

Solche Erzählungen und Traditionen von den Highland-Drovers und offenbar noch viel intereſſantere als dieſe ſcheinen dem oben genannten Maler vorgeſchwebt zu haben, als er jenes Gemälde, das unter dieſem Namen berühmt iſt, anfertigte. Aber nicht zufrieden mit dem, was dieſe Erzählungen und ſeine eigene Phantaſie ihm eingeben konnte, kam Landſeer auch noch ſelbſt in den Norden und nahm ſeine Landſchaft und ſeine Scenen aus dem Leben und der Natur. Und es iſt daher ſein Bild in jeder Beziehung und bis in die kleinſten Details ſowohl ein Meiſterſtück von Poeſie, künſtleriſcher Behandlung und Ausführung, als auch von ethnographiſcher Treue.

Die gewählte Zeit iſt der Morgen, an welchem der Drove ſeinen Ausmarſch zum Süden beginnt. Die Hügel geben dann alle ihr Vieh her, und die Glens ihre Söhne und Töchter, und man könnte fragen, ob ehemals einer der alten Chieftains,

„when plaided and plumed in his tartan array“,

und zur Schlacht marſchirend, in den nördlichen Gemüthern einen tieferen Eindruck gemacht habe, als jetzt ein ſolcher Viehabtreibetag, bei dem weder Schwert noch kriegeriſcher

Dudelſack erklingen. Jeder Vorfall des Lebens hat ſeine eigenen Emotionen. Hier ſind es die jungen Burſchen, die, nach dem Süden ziehend, Abſchied nehmen von ihren Aeltern, von ihren Hütten und auch wohl von etwas noch Lieberem, alsdann die Alten, welche ihr Eigenthum in die Fremde entlaſſen, ungewiß und beſorgt, es möge ein kleiner willkommener Gewinn für Haus und Hof ſtatt ihrer zurückkehren. Es ſind nicht bloß junge Burſchen, die bei ſolchen Gelegenheiten Abſchied nehmen. Die Topsmen ſind oft verheirathet und ſcheiden von Haus und Hof, von Weib und Kind. Der Künſtler hat dieß Alles wohl gefühlt, und es miſcht ſich daher in die glänzenden Farben ſeines Bildes eine gewiſſe Melancholie ein, welche eigentlich, da es eine Abſchiedsſcene iſt, den Grundcharakter deſſelben bildet.

Die Landſchaft gehört den mittleren Theilen des ſchottiſchen Hochgebirges an, eben denen, in welchen ich jetzt weilte. Eine Reihe von Bergen, dunkel und nebelig, zeigt ſich im Hintergrunde. Jenſeit derſelben liegen die ſchönen ebenen Länder des Südens, zu denen die Reiſe geht. Ein See breitet ſich am Fuße der Berge aus. An ſeinen Ufern liegt auf einer weit ins Waſſer hereinragenden Landzunge ein altes unbewohntes Schloß in Ruinen. Dieſe erzählen von ſtürmiſchen Zeiten und kriegeriſchen Chieftains, die aber jetzt glücklicherweiſe in weite Ferne verbannt ſind, während hier und da in einem ſterilen Thale, in welchem kein Korn wächſt, eine Birke oder eine Eſche oder eine dunkle Fichte, in der Spalte eines Felſens nach Leben und Nahrung ringend, beweiſt, daß dort Unfruchtbarkeit das Land beherrſcht und daß es allein den Ziegen und dem Wilde überlaſſen iſt.

An dem Fuße dieſes wilden Landes im Hintergrunde ſieht man die anführenden Abtheilungen des Drove auf ihrem Wege zum Süden vorſchreiten, nicht in einer ſchnurgeraden Linie, ſondern, wie die Rinder zu thun pflegen, wenn man ſie ihrem eigenen Willen überläßt, ſich ein wenig über die Heide zerſtreuend, hie und da ein Maul voll Futter mitnehmend und zum See laufend, um das Waſſer zu koſten. Sie ſind ſchon ſo entfernt, daß ihre verſchiedenen Farben kaum mehr unterſcheidbar ſind, und ihre Hirten gehen, ernſten Schrittes vor ſich hinſchreitend, neben ihnen her, wie Männer, welche an dem Beginn eines großen Unternehmens ſind. Eine zweite Abtheilung folgt der erſten. Beide werden von ihren Treibern auseinander gehalten. Einige Hirten dieſer letzten Abtheilung ſind noch zurück und empfangen den letzten Abſchiedstrunk vor einem kleinen Bauwerke, welches Heide, Stroh und Rauch als die Wohnung von Menſchen erkennen laſſen. Vor dem Hauſe ſteht ein kleiner zweiräderiger Karren, deſſen Räder, ſo wie der aus Ruthengeflecht beſtehende Wagenkaſten, zeigen, daß die Geſellſchaft in dieſer Landſchaft ſich noch in einem Zuſtande der Primitivität befindet, welcher dem Maler außerordentlich günſtig iſt.

Die Viehzüge, die Gebirge, die Treiber, die Hütte, der Karren bilden für ſich ſchon ein Gemälde. Aber dieß Alles liegt noch im zurücktretenden Hintergrunde, und der Maler hat ſeine beßten Kräfte nicht an dieſe Dinge von geringerer Wichtigkeit verſchwendet. Er hat die Hauptſache und die kräftigſten Farben, wie billig, für den Vordergrund reſervirt. Hier im Vordergrunde nun befindet ſich die letzte Abtheilung des Drove, mit der der Topsman, der

ungefähr in der Mitte des Vordergrundes ſteht, ſelber abreiſen will. Das Bild iſt hier im Vorgrunde ſo reich an Scenen, daß, wenn wir ſie alle ſchildern wollten, es dem Leſer faſt ſcheinen könnte, als ſei es überladen. Und doch iſt Alles ſo hübſch und leicht in einander geſchlungen und ſo klug gruppirt, daß dem Beſchauer nirgends zu viel, vielmehr Alles einig und ganz zu ſein ſcheint.

Der Mittelpunkt des Bildes und die höchſte Figur iſt, wie geſagt, der Topsman. Von ſeinem Haupte flacht ſich die Gruppe zur Rechten und Linken mit hübſchen Wellenlinien eben ſo ab, wie von dem Haupte Joſeph's in der Raphael'ſchen heiligen Familie. Der Topsman iſt in vollem Reiſecoſtüm, mit dem Kilt, mit dem Plaid um die Schultern, mit den Sandalen unter den Füßen und mit ſeiner „Blue Bonnet“ (blauen Mütze) auf dem Kopfe, die wahrſcheinlich in Kilmanock verfertigt iſt; denn nur in dieſem kleinen Fabrikorte verſteht man, wie die Schotten ſagen, vorzugsweiſe dieſe weiten, dickwolligen, in der Mitte mit einer Quaſte verſehenen blauen Mützen zu machen, die die Leute, beſonders diejenigen, die ſie ſich gut aufzuſetzen wiſſen, ſo gut kleiden. Er hält ſeinen jüngſten Sohn in den Armen und ſcheint einen letzten Blick des Abſchiedes auf ihn zu werfen. Vielleicht wäre es dem rauhen, wenig ſentimentalen Bergſchotten nicht einmal eingefallen, dieſen zärtlichen Abſchied von ſeinem Säugling zu nehmen, wenn ſeine Frau ihm denſelben nicht in die Hand gegeben hätte, um unterdeſſen ſeine Reiſeflaſche mit Getränk zu füllen. Der Kleine hat den zierlich gedrechſelten Dirk des Vaters ergriffen und führt

das Heft deſſelben dahin, wohin die Kinder Alles, was ihnen hübſch ſcheint, führen, — zum Munde.

Seine Frau iſt, wie geſagt, mit dem Füllen der Reiſeflaſche beſchäftigt. Es iſt dieſelbe ein gewundenes Widderhorn. Und das Getränk iſt Whisky. Was kann die liebevolle ſorgende ſchottiſche Hausfrau ihrem ſchottiſchen Hausherrn Schöneres und Tröſtenderes mitgeben, als eine Flaſche Whiskys, dieſes großen Troſt- und Lebenstrankes im ganzen weiten kalten Norden. Die Frau, welche dem Beſchauer ihr ganzes Geſicht zukehrt, iſt meiſterhaft dargeſtellt. Man erkennt in ihr auf den erſten Blick die Mutter und die fleißige Schafferin. Die dritte Hauptfigur des Bildes, wo nicht geradezu die vornehmſte von allen, iſt der alte Vater des Topsman, der ſich aus der Hütte hervorgemacht und auf einen Stuhl vor der Thür hingeſetzt hat, um der ganzen Scene beizuwohnen und ſeinen Sohn und die Kühe, die er vielleicht ſelber beim Drove hat, abreiſen zu ſehen. Er iſt kahlköpfig, und ſeine hinter's Ohr geſtrichenen ſchneeweißen Haare, ſo wie ſeine krumme Haltung und die Züge ſeines faltigen Angeſichts beweiſen ſein hohes und ehrwürdiges Alter. Seine zitternde Rechte mit allen runzeligen ſteifen Fingern ruht auf dem Kopfe des Stabes, mit dem er ſich ſtützt. Er ſcheint gar etwas taub zu ſein; denn ſeine unverheirathete friſche, ſchwarzhaarige Tochter beugt ſich zu ſeinem Ohre herab, indem ſie ihn ermahnt, ſich warm zu halten, und indem ſie ihm ein dickes wollenes Tuch gegen die friſche Morgenluft der Berge über der Bruſt zuſammenzieht.

Es iſt vielleicht das letzte Mal, daß der alte Papa dieſe luſtige Scene mit anſieht, doch vielleicht auch nicht, denn in Schottland gelangen die Menſchen faſt zu eben ſo hohem Alter wie in Rußland und Norwegen. Man will die Bemerkung gemacht haben, daß, wenn auch das Menſchenalter in Schottland nicht wie in Rußland häufig über 100, ja 150 und 160 Jahre hinausreicht, doch die Anzahl derer zwiſchen 70 und 100 Jahren ſo groß iſt, wie in irgend einem anderen Lande. Im Jahre 1821 gab es in Schottland unter 2,093,000 Einwohnern nicht weniger als 150,000, die über 60 Jahre alt waren, was alſo auf je 13 Menſchen ungefähr einen Greis von mehr als 60 Jahren giebt. Man bedenke und unterſuche, wenn es möglich iſt, den Einfluß, den ein ſolches Verhältniß auf den Zuſtand der Sitten eines Volkes haben muß. Wie wohlthätig muß es auf die Familien einwirken, wenn überall die alte Großmutter und der gute Großvater an der Spitze ſtehen. Es muß die patriarchaliſche oder, wie man in Schottland ſagen würde, die claniſche Verfaſſung der Familien ſehr befördern.

Die alte Großmutter zeigt ſich auch auf Landſeer's Bilde. Sie ſteht gebückt zwiſchen dem Alten und ihrem großen ſtämmigen Sohne. Sie blickt zum Alten hin, der vielleicht eben noch etwas geſagt hat, was dem Sohne, der als Topsman eine ſo große Verantwortung übernimmt, auf ſeiner Reiſe dienen könnte. Sie hat die eine Hand aufgehoben, und es ſcheint mir faſt, als wolle ſie damit ihrem Sohne auf die Schultern klopfen und ihm zuflüſtern: „Hörſt du wohl? Vergiß das nicht! und thue das, was der Vater dir ſagt!"

Dieſer um den Whisky, um den Säugling, um die

Geſundheit des Alten, um die Abreiſe des Sohnes ſo beſorgten Gruppe zur Seite in einiger Entfernung ſitzt am Abhange des Raſens ein liebendes Paar. Sie kehren den Uebrigen den Rücken, wie denn die Liebenden, die ſich ſelber genug ſind, gewöhnlich aller Welt den Rücken kehren. Es iſt ein junger ſtarker Mann, der ſeinen Wanderſtab in der Hand hat und als Herdsman mit dem Topsman nach dem Süden gehen will. Das arme Mädchen ſcheinen ſehr melancholiſche Gedanken ängſtlich zu bewegen. Denn ſie ſtützt traurig ihr Haupt und blickt mit blaſſem Antlitz und ſorgenvollem Auge in die Ferne hinaus, während ihr Liebhaber ihr die Hand drückt, ſich zu ihr hinüberbeugt und ihr Verſicherungen ſeiner Treue und ſeiner Rückkehr macht. Ihr Antlitz iſt das einer ächt ſchottiſchen Schönen, und man hat in Großbritannien gewiß unter den Vornehmen wie unter den Geringen ſchon oft ſolche Phyſiognomieen geſehen.

Eben ſo iſt es mit dem kleinen kurzbeinigen, zottigen, dickmäuligen Schimmel, der ſchon für den Topsman geſattelt iſt, und der hinter dem Rücken des Liebhabers ſein letztes Maul voll Gras auf dem Raſen rupft, auf dem er beinahe jedes Kraut kennen ſollte. Gerade ſo wie Landſeer ihn dahin geſtellt hat, gerade ſo begegnet er einem hundert und hundert Mal auf den ſchottiſchen Bergſtegen, und auch heute hatte ich wenigſtens ſchon ein Dutzend dieſer Thiere an meinem Wege um den Loch Tay geſehen.

Die Pferde ſind gewöhnlich weiß in Schottland, das Rindvieh iſt dagegen meiſtens ſchwarz. Man nennt daher auch das Hochlandvieh vorzugsweiſe: „the black cattle“ (das ſchwarze Vieh). Ein paar vortrefflich gemalte Species

von dieſem Vieh ſtehen hinter dem Schimmel. Sie freſſen nicht, und es ſcheint eine gewiſſe Unruhe ſie zu beleben über alle Dinge, die da rund um ſie herum vor ſich gehen. Eines blickt ins Freie hinaus und brüllt der abziehenden Herde nach, ein anderes ſieht mit geſpitzten Ohren und Hörnern und mit demjenigen klugen gaffenden Blicke, der dieſen dummen Thieren zuweilen eigen iſt, in die Menſchengruppe hinein, als wollte es fragen, was es nun weiter geben ſollte. Am Rande des Bildes liegen einige hochländiſche Schafe und Widder, in ihre dicke Wolle und arge Stupidität tief verſenkt.

Den allervorderſten Vordergrund des Bildes nehmen einige kleinere Weſen ein, eine Henne mit ihren Küchlein, ein paar Hunde und ein kleiner Hirtenbube, die ſich alle unter einander nach Herzensluſt necken. Auch dieſe kleinen Scenen ſind vortrefflich gemalt, und eine jede von ihnen könnte ein kleines Gemälde für ſich abgeben, und doch paſſen alle wundervoll in die Kette des Ganzen. Die Henne wird von einem jungen tändelnden Hündchen angegriffen, das die Sache nur für Scherz nimmt, während die Henne ſie für bitteren Ernſt hält. Ihr Zorn ſtellt alle ihre Federn in die Höhe; ihr Auge rollt, ſie klappert mit den Zähnen, oder doch mit dem Schnabel. Kurz ihr Eifer bildet den komiſcheſten Contraſt gegen die Angriffe des ſpielenden Hündchens. Selbſt die Küchlein ſind alle mit großer und doch nicht mit ängſtlicher Aufmerkſamkeit vom Maler behandelt. Eines von ihnen hüpft unvorſichtig und täppiſch bis nahe an den Huf des Pferdes

hin und pickt daselbst ein kleines Körnlein auf. Ein Schäferbube mit nackten Füßen scheint eine Wiederholung dieser Idee mit einem kleinen Hunde aufzuführen. Doch hier ist es der Hund, der Spaß für Ernst nimmt. Es ist ein kleiner schottischer Terrier, der wild und bissig unter dem Stuhle hervorbellt, gegen den Schäferjungen anspringend, der ihm, zerrend, eine Fratze schneidet. Zwischen beiden sitzt ein großer schottischer Colly, der zwei Pflichten zugleich erfüllt. Denn er nährt ein säugendes Kleines und drängt sich dicht und treu an die Seite seines Herrn hinan, eben jenes Greises, des Herrn des Hauses und Hofes.

Man muß nach dieser unvollkommenen Beschreibung — alle Beschreibungen von Bildern sind so — natürlich nicht über das Bild selbst urtheilen. Doch sieht man es selber darnach an, so wird man finden, wie alle Gruppen und alle Ideeen sich leicht und schön mit einander vereinigen und sich harmonisch associiren. Dabei ist jeder Zug darin ein so getreuer Aus- und Abdruck des Landes, daß man es Zug für Zug auswendig lernen muß, wenn man das Land kennen will.

Landseer hat, so viel ich weiß, kein zweites so großes und so umfassendes nationalschottisches Gemälde geliefert, wie diese seine Highland-Drovers. Doch existiren noch mehre kleine Bilder von ihm, die für Schottland charakteristisch sind und Interesse haben. Leider aber sind sie in den Hallen der Großen zerstreut. Eines sah ich zum Beispiel über einem Camin beim Marquis

von Lansdowne. Man ſollte doch im Intereſſe der Geographie und Ethnographie Copieen von ſolchen, ein Land ſchildernden Bildern eben ſo gut ſammeln, wie die über die Länder handelnden Bücher, da jene gewöhnlich eben ſo belehrend ſind wie dieſe.

XVI.

Vom Loch Tay nach Killin.

Ich gab meinem weißhaarigen, zitternden Alten vor ſeiner Thür die Hand zum Abſchiede und einem anderen Alten — wie geſagt, die Alten ſind in Schottland ſehr häufig! — den Arm zum Weitergehen.

Dieſe ganze Gegend am weſtlichen Ende des Loch Tay, alsdann das ganze Thal Glen Lyon und einige andere Striche gehören zu dem Diſtricte, welcher noch jetzt vom Volke „Breadalbane" genannt wird. Es iſt dieß eine von jenen Landſtrich-Bezeichnungen, welche von der Regierung officiell nicht mehr als Landesabtheilungen anerkannt werden, ſich aber im Gedächtniſſe des Volkes nur langſam oder nie verlieren. Bevor die Abtheilung in Shires im Jahre 1746 auch in den ſchottiſchen Hochlanden vollkommen durchgeführt wurde, waren dieſe in lauter ſolche Bezirke abgetheilt, über deren jeden einer der großen Gutsherren oder Clan-Chieftains die Gerichtsbarkeit hatte. Jetzt ſind dieſe Privatgerichtsbarkeiten längſt abolirt. Glenorchy, — Lochaber, — Morvern, — Glenely, — Aſſynt ſind

Namen von anderen ſolchen alten Diſtricten, die nur in den officiellen Berichten, nicht aber im Munde des Volks verſchwunden ſind. Sie leben übrigens auch noch in den Titeln der Lords und Barone. Es iſt bemerkenswerth, daß der Name des Clans bloß den Perſonen und Familien ankleben blieb und nicht auf einen Diſtrict oder Landestheil überging. Es iſt, glaube ich, kein einziges Beiſpiel bekannt, daß ein Clansname auch ein Diſtrictsname wurde, während doch bekanntlich einzelne Clans einzelne Gegenden, Thäler oder Inſeln ganz bewohnten. Die kleine Hebride Ulva war und iſt nur von Leuten des Namens und Clans Macguarry bewohnt. Warum nannte man ſie nicht auch ſelbſt Macguarry? Andere Inſeln ſind ganz von Macleans oder von Macdonalds ausgefüllt, in einigen Glens wohnen nur Stuarts, in anderen bloß Kaimbels, und doch wurden dieſe Inſeln und Glens nie nach dieſen Familien benannt*). Man findet dieſe Frage, wie viele andere die Clans betreffende Fragen, bei den ſchottiſchen Schriftſtellern gar nicht unterſucht.

Die Gutsherrſchaft der Breadalbanes geht aber noch viel weiter über dieſen Bezirk hinaus; denn, wie ich ſchon ſagte, ſie reicht 100 Meilen weit bis an den atlantiſchen Ocean. Ob ſie wirklich von Ocean bis zu Ocean gehe, wie mir einige Leute ſagten, habe ich nicht völlig vergewiſſern können. Doch glaube ich es nicht. Im Tay-Thale geht ſie nicht weit über Taymouth-Caſtle nach Oſten hinaus,

*) Einige Schlöſſer machen davon eine Ausnahme, z. B. Caſtle Douglas, Caſtle Campbell und Caſtle Kennedy.

nämlich nur bis Aberfeldy. Jenes Taymouth-Caſtle, anfangs, wie geſagt, Balloch genannt, wurde nämlich im Jahre 1580 vom Sir Collin Campbell von Glenorchy am äußerſten öſtlichen Ende der Breadalbaneſchen Beſitzungen gebaut. Man ſagt zwar, daß dieſer Herr, als man ihn auf die ungeſchickte Lage ſeines Schloſſes aufmerkſam gemacht, geantwortet habe: „Never mind, we'll brizz yont“ (ſchadet nichts, wir wollen auch dahin nachkommen), auf den Oſten deutend. Ich weiß aber, wie geſagt, nicht genau, ob und wie weit ſie dieſe Drohung oder Prophezeiung, die an eine ähnliche Aeußerung von Peter dem Großen erinnert, als er Petersburg gründete, in Erfüllung gebracht haben.

Der Loch Tay iſt, wie die Engländer, die überall mehr ſtehende und in allen Fällen dienende Redensarten haben als wir, ſich ausdrücken, „a fine piece of water“ (ein hübſches Stück Waſſer). Er iſt ſo geſtaltet, wie faſt alle Seeen Schottlands geſtaltet ſind, nämlich äußerſt ſchmal, ſehr lang und faſt völlig geradeaus laufend. Folgende ſchottiſche Seeen beſitzen dieſe drei Eigenſchaften in eben ſo hohem Grade wie der Loch Tay, nämlich: der Loch Cricht, der Loch Lochy, der Loch Neß, der Loch Shin, der Loch Rannoch ꝛc. Es hängt dieß natürlich von der Geſtaltung der Gebirge ab. Mein Begleiter ſagte mir, und man beſtätigte mir dieß in Killin, daß die Lachſe des Tay ſogar bis in dieſen See hinaufgingen. Dieſe Thiere ſchulden ihr Leben natürlich den Breadalbanes, welche das Recht der Fiſcherei im ganzen, 17 Meilen langen See haben. Sonſt war

dieſes Recht mit einer Priorei von Auguſtinern, die auf einer kleinen Inſel im See lag, verknüpft. Dieſe Priorei wurde von Alexander I. gegründet, und ſeine Frau die Königin Sybilla, die Tochter des Königs Heinrich I. von England, liegt auf dieſer einſamen Inſel begraben. Die Reformation zerſtörte wahrſcheinlich die Priorei und gab ihre Gerechtſame den Breadalbanes in die Hände.

Wie Loch Neß und die meiſten der ſchottiſchen Seeen iſt der Loch Tay von außerordentlicher Tiefe. Dieſelbe ſteigt bis über 100 Faden hinaus. Es iſt merkwürdig, daß alle ſchottiſchen Seeen auch in dieſer Beziehung ſo ſehr mit einander harmoniren. Ueber hundert Faden gehen die meiſten hinaus. Und 150 Faden ſcheint das Höchſte zu ſein, was vorkommt. Es ſind alſo lauter ſehr tiefe, mit klarem Waſſer ausgefüllte Bergſpalten. Mißt man die ſchottiſchen Bergſpitzen von dem tiefſten Grunde dieſer Seeen aus — und dieſe ſo gemeſſene Höhe zu wiſſen, iſt auch nicht unintereſſant — ſo haben ſie eine Höhe von circa 5000 Fuß.

„Unſer See gefriert nie," verſicherten mir die Leute. Daſſelbe hatte man dem Dr. Johnſon vom Loch Neß verſichert, und er war vorſichtig genug, es nicht ſofort zu glauben. Es iſt aber wohl möglich, daß die große Tiefe dieſer Seeen, ſo wie ihre Abgeſchloſſenheit durch die ſie ſchützenden Bergreihen, welche an ihren Seiten hinlaufen, ſie vor dem raſchen Gefrieren bewahren.

Ich ſah immer in Gedanken die Königin Victoria und den Prinzen Albert in ihren eleganten Gondeln und mit ihrem königlichen Gefolge auf dieſem einſamen

klaren Gewäſſer dahingleiten. Denn ſie machten dieſes Stück ihrer Reiſe zu Waſſer.

„Ich glaube," ſagte mein Alter, „unſere Königin wäre gern noch etwas länger bei uns in Taymouth-Caſtle geblieben, und ſie blieb auch wirklich ſchon einen Tag länger, als es anfangs beſtimmt war. Aber ihr Premier, Sir Robert, ließ ihr keine Ruhe und beſtand darauf, daß die Staatsgeſchäfte die Abreiſe nöthig machten. Ich glaube, die Königin wußte ihm gar nicht Dank dafür, und als ſie in ihre Gondel ſtieg, und ihr Premier ihr nachkam, wandte ſie ſich zu ihm um und ſagte: „Sir Robert, we are full here!" (Sir Robert, unſere Gondel hier iſt voll!), und er mußte mit dem Marquis von Aberdeen in eine andere Gondel ſteigen. Die geſchmückten Gondeln und alle die bunt gekleideten Ruderer und andere Perſonen in ihrem „Tartan-Array" machten unſeren See ſo lebhaft und hübſch, wie er noch nie geweſen iſt. Beſonders allerliebſt nahm ſich der fremde kleine zierliche Herr aus, der ſpaniſche Capitän, den Sie in Taymouth-Caſtle kennen gelernt haben. „He was as nice a person, as I ever saw under the kilt" (er war eine ſo hübſche Perſon, wie ich je eine unter dem Kilt ſah), „I never had imagined, that he had so nice legs" (ich hätte nie gedacht, daß er ſo hübſche Beine hätte). „The only mistake was his bonnet, it was rather a little too large" (der einzige Fehler war ſeine Mütze, ſie war faſt ein klein wenig zu groß). Aber ſeine Beine waren ausgezeichnet. Sie waren äußerſt wohl proportionirt, nicht zu mager und nicht zu dick. „Thick legs are not al-

ways the bonny legs, sir!“ (dicke Beine ſind nicht immer gute Beine, Herr!) und nicht diejenigen, welche ſich unter dem Kilt am beßten ausnehmen. Die Kniee müſſen recht rund und markig ſein. Die Waden müſſen recht nahe unter dem Knie ſitzen und voll und dick anfangen. Denn es giebt auch Leute, Herr, die ihre Waden mehr nach unten ſitzen haben; dieß iſt nicht hübſch! Darnach müſſen ſich aber die Waden und Beine nach unten fein und elegant verdünnen, und der kleine Fuß muß recht zierlich daran ſitzen. Dieß ſind die beßten Beine für den Kilt, Herr!“

Ich hatte mir gar nicht gedacht, daß das Tragen des Kilt ſelbſt bei den geringen Leuten in Schottland eine ſo ſcharfe und richtige Kritik der Schönheit der Beine zu Wege gebracht hätte. Sehr merkwürdig und auffallend war es mir auch bei den Erzählungen dieſes Alten von dem Aufenthalte der Königin, daß er ſo genau und haarklein von Allem unterrichtet war, und daß er z. B. auch die Zeit jedes Ereigniſſes bis auf die Minute anzugeben wußte. Die Königin kam in Taymouth-Caſtle Mittewoch gegen ſechs Uhr Abends an. Von neun bis elf Uhr ward der Tanz der Highlanders im Park ausgeführt. Am anderen Morgen zwiſchen neun und zehn Uhr ging die Königin Victoria mit der Herzogin von Sutherland im Park ſpazieren und beſuchte die hübſche Dairy. Denſelben Morgen vor neun Uhr war der Prinz Albert ſchon mit dem Marquis von Breadalbane auf die Jagd gegangen. Nach zwei Uhr kam Prinz Albert von der Jagd zurück. Nach dem Luncheon ging man in

„His Lordship's vegetable garden“ (in ſeiner Lordſchaft Gemüſegarten). Am zweiten Tage kam Prinz Albert ſchon um 1½ Uhr herunter, nämlich von den Bergen, wo er gejagt. Die Königin Victoria hatte bis elf Uhr einen Spaziergang mit der Marchioneß gemacht. Es war dabei „ſoft weather“ (mildes Wetter), „wet in the afternoon“ (feucht am Nachmittage). Von drei bis fünf Uhr waren die Herrſchaften auf dem Balcon, um den Hochlandtänzen zuzuſehen, und machten dann noch eine Spazierfahrt, um verſchiedene ſchöne Punkte der Umgegend zu beſichtigen. Zwei von „his Lordship's servants in Highland dress“ (ſeiner Lordſchaft Bedienten in hochländiſcher Tracht) ritten voran, dann kam der Wagen mit Ihrer Majeſtät und dem Prinzen Albert, hinter ihnen zwei „footmen in scarlet dress“ (Bedienten in Scharlach), fünf Wagen mit „several parties“ (verſchiedenen Parteien) der geladenen Gäſte, mit der „Duchess of Sutherland,“ der „Duchess of Norfolk“ „and such as that“ (und anderen ſolchen, wie dieſe). Um neun Uhr begann der Ball in der Halle. Im Park waren dieſen Abend nur 10,000 Lampen angezündet. His Lordship — dieſen ſetzte der Alte immer voran — und die Königin Victoria, Prinz Albert und die Herzogin von Norfolk eröffneten den Ball, der um zwölf Uhr endigte. Den anderen Morgen um 10½ Uhr wurden die Bäume gepflanzt. Und um elf Uhr 15 Minuten war die ganze Geſellſchaft eingeſchifft. Die Bande des 92ten Regiments war in einem eigenen Boote. In einem anderen Boote hatte die Königin auch zwei Pipers, unter denen His Lordship's Piper M'Kinzie der beßte war. Er ſpielte wundervoll auf dem See

auf einer „silvermounted pipe“ (auf einem mit ſilbernen Mundſtücken und Trompeten verſehenen Dudelſacke), die er als eine Prämie von der Edinburgh'ſchen Dudelſackpfeifer-Geſellſchaft gewonnen hatte. Ich glaube, wenn man dieß Alles mit den genaueſten Berichten des genaueſten engliſchen Journales vergliche, man würde die Angaben meines aufmerkſamen Alten vollkommen damit übereinſtimmend finden.

Die Berghäupter auf der anderen Seite des Sees waren alle nach der alten Mode des vorigen Jahrhunderts coiffirt, d. h. weiß gepudert und mit einer Perrücke von Schnee bedeckt, beſonders der Ben Lawers, der ſich wie eine ziemlich regelmäßige Pyramide darſtellt. Es iſt dieß mit den meiſten ſchottiſchen Bergen erſter Größe der Fall. Auch der Ben Newis ſteigt ziemlich regelmäßig zu einer ſpitzen Pyramide hinauf. Die meiſten dieſer höchſten Bergpyramiden heißen in Schottland „Bens,“ oder vielmehr richtig celtiſch geſchrieben „Beann“ oder „Beinne“*), ſo Ben Newis, Ben Lawers, Ben More, Ben Ledi, Ben Lomond, Ben Avon ꝛc. Es iſt dieß wahrſcheinlich ein celtiſches Wort, welches auch im germaniſchen Schottiſch und im Engliſchen für die Bezeichnung der höchſten Bergſpitzen in Gebrauch geblieben iſt. Einige, indeß nur wenige der höchſten Berge, haben jedoch dieſes Beiwort nicht, ſo z. B. nicht der Cairngorm (4095 Fuß hoch), der Cairntoul (4245 Fuß hoch).

*) Man findet dieſes celtiſche Wort in den „Penninen“ wieder.

Für die niedrigeren Bergſpitzen haben ſie in Schottland das Wort „Hill," welches ohne Zweifel der abgekürzte deutſche Ausdruck „Hügel" iſt, ſo Wisp-Hill (1830 Fuß hoch), Soutra-Hill (1716 Fuß hoch). Allein, da weder in der Natur, noch in der menſchlichen Sprache irgend etwas ohne Ausnahme iſt, ſo giebt es auch einige Berge, welche man durchweg „Hills" nennt, und die doch dabei höher ſind als einige „Bens." So iſt der Baltock-Hill 2611 Fuß hoch, während der Ben Clach ſich nur 2359 Fuß erhebt. So hat der Dunrich-Hill 2421 Fuß Höhe, der Ben Ormen dagegen nur 2307 Fuß. Doch iſt auch in dieſen Ausnahmen keine Willkür, ſondern es liegt ihnen gewöhnlich eine beſondere und vernünftige Urſache zum Grunde. So iſt z. B. der Ben Clach der höchſte Berg der Ochill-Kette und liegt daher unter ſeinen niedrigeren Nachbarn als herrſchender Ben da. Uebrigens iſt, im Ganzen genommen, das Wort „Hill" — „Hügel", „collines" — in Schottland zu ſo hohen Ehren gekommen, wie ſonſt in keinem anderen Lande. Denn von ganzen Bergreihen in ihrem Lande gebrauchen ſie gewöhnlich gar keinen anderen Ausdruck als den von „Hills." So ſagen ſie „the Ochill-Hills, the Grampian-Hills," welches doch Hügelreihen ſind, die unſere Harzgebirge, Thüringerwald-Gebirge und Schwarzwald-Berge an Höhe bei Weitem überſteigen und noch mehr an Wildheit und Schroffheit des Charakters übertreffen. „Mounts" und „Mountains" ſind mir in ganz Schottland nicht bekannt. Dieſe Ausdrücke kommen wohl in den engliſchen Werken über Schottland vor, nicht aber

in der Nomenclatur der ſchottiſchen Geographie, wie ſie in dem Munde des Volkes exiſtirt.

Auf beiden Seiten des Loch Tay kommen viele kleine Bäche von den Bergen herunter. Ihre Betten ſind in der Regel merkwürdig tief in den Fels des Bodens eingeſchnitten. Die Engländer nennen ſie „Rivolets," die Schotten, wie wir ſagten, „Burns," die Gälen „Uilgh" (ſpr. últſch). Wir ſprangen und ſchritten auf unſerer Seite über mehre derſelben hin. Auf der anderen Seite aber ſchien ihre Anzahl außerordentlich groß, ja unzählbar zu ſein. Alle Abhänge der Hügel waren mit dieſen Burns zerfurcht wie ein beackertes Land.

Wir kamen unterwegs durch mehre kleine Bergdörfer, Namens Achimig, Skiag, Margmor. In dem letzteren, welches ungefähr in der Mitte der Längenausdehnung des Sees liegt, hielten wir unſer Mittagsmahl. Daſſelbe beſtand nur aus einem Stücke Hochlandkäſe, einem Glaſe Toddy, der aus heißem Waſſer, Whisky und etwas Syrup gemiſcht wurde, und dazu „Oat's cake" (Haferkuchen) à discrétion. Dieß war ziemlich einfach, denke ich, und doch mußten wir nicht weniger als zehn Pence, d. h. alſo beinahe ⅓ Thaler à Perſon dafür bezahlen, was verhältnißmäßig, glaube ich, ſo theuer war, als irgend etwas in der Welt. Ueberhaupt iſt die Theuerung in dieſen armſeligen, unbevölkerten Hochlanden ein Phänomen, welches ich mir nicht recht erklären kann. Ein Frühſtück, wofür man in den engliſchen Gaſthöfen gewöhnlich zwei Schillinge, in den eleganten Clubs von London einen Schilling bezahlt, wurde uns hier in den Hoch-

landen zu drei Schillingen angerechnet. Ein Nachtlager koſtete jedes Mal, ſelbſt in den beſcheidenſten Gaſthöfen, ebenfalls drei Schillinge, was ſo viel iſt, als man in den beßten Gaſthöfen der engliſchen Städte bezahlt. Das Gewöhnliche iſt dort 2 bis 2½ Schillinge. Einem Führer mußte ich den Tag ſechs bis acht Schillinge geben, und obgleich ich der einzige Reiſende in dieſer Jahreszeit war und gar keine Concurrenz für ſie vorhanden war, ſo zeigten ſie ſich doch gewöhnlich ſehr unzufrieden damit, wenn ich nicht über acht Schillinge hinaus wollte. Ein einſpänniges, zweiräderiges Gig koſtet mindeſtens einen Schilling die Meile. Dabei ſind die Wegegelder und „what the driver expects“ (was der Kutſcher erwartet), d. h. die Trinkgelder ſo hoch, daß eine deutſche Meile einem gewöhnlich auf ſieben bis acht Schillinge zu ſtehen kommt. Ich konnte mir dieſe Preiſe bei ſo armen Leuten, wie die Bergſchotten es ſind, nicht recht erklären. Es iſt auch nicht wahrſcheinlich, daß dieſe Preiſe bloß auf dieſer ſogenannten faſhionablen Tour exiſtiren; denn wären ſie weiterhin bedeutend niedriger, ſo würden ſie auch auf der faſhionablen Tour durch Concurrenz bald herabgedrückt werden. Welcher Contraſt beſteht in dieſer Hinſicht zwiſchen Schottland und dem ſonſt in ſo vieler Beziehung ihm ähnlichen und gleich armen Norwegen!

Um uns zu unſerem mageren Mittagsmahle Muth zu machen, erzählte man uns, daß auch die Königin Victoria und Prinz Albert daſſelbe genoſſen hätten. Sie hätten dieſe Art von Whisky, die man „Athol-brose“ (Athol-Suppe) nenne, in Dunkeld gekoſtet. Dort ſei ſie aber,

wie es ſich eigentlich gehöre, mit feinem Honig angemacht geweſen. Sie aber hätten hier leider nichts als Syrup.

In den Dörfern hier am Loch Tay ſind die Campbells nicht ſehr zahlreich. Die Stuarts aber ſind die zahlreichſten. Ueberall auf meinem Wege von hier bis über Killin hinaus nach Loch Earn und Loch Katterin fand ich ſehr viele Stuarts, oder Stewarts, oder Stewards, oder, wie ſie auf Gäliſch heißen, „Stuartich.“ Dieß iſt wiederum ein Beiſpiel von einem Clan, der einen engliſchen Namen annahm. Denn die Stuarts haben ihren Namen von dem engliſchen Worte: „Steward“ (Verwalter) entlehnt. Der normanniſche Ritter Walter Fitzalan wurde „Royal Steward“ (königlicher Haushofmeiſter) im Haushalte David's I., und dieſer Titelname (ich glaube auch die Stelle) blieb in ſeiner Familie erblich und ging dann auch auf den von ihm geſtifteten Clan über. Sie heißen noch jetzt, wenn man von dem Clan als von einem Ganzen ſpricht, nicht bloß Stuarts, ſondern „Royal-Stuarts.“ Ich weiß nicht, ob es noch einen anderen Clan Stuart giebt, der nicht „Royal“ iſt. Auch weiß ich nicht, ob ſie deßwegen die „königlichen“ heißen, weil aus ihnen oder vielmehr aus der Familie ihres Stifters und Chefs jene Könige von Schottland hervorgingen, oder ob dieſes Beiwort ſich ſchon von jenen Zeiten herſchreibt, wo die Fitzalans „Royal Stewards“ (königliche Verwalter) waren. Uebrigens ſind mir noch einige Beiſpiele von der Verwandlung der Titel in Familiennamen aus der ſchottiſchen Geſchichte bekannt. Dieß mag daher kommen, weil ſo viele Titel und Aemter erblich blieben und der Amtstitel daher mit der Familie

ſelber, ſo zu ſagen, verſchmolz. Auch giebt es hier überall einige Mac Gregors oder, wie die Gälen ſprechen, „Machk Krekars.“ Die meiſten derſelben giebt es aber bei Aberfeldy. Mein Führer ſelbſt war ein Mac Intire (Duncan war ſein Vorname). Dieſer Clan iſt nicht ſehr groß. „The Mac Intires go under the same badge with the Macdonalds“ (die Mac Intires gehen mit den Mac Donalds unter demſelben Zeichen), ſagte mir Duncan. Haben dieſe beiden Clans vielleicht dieſelben Farben oder daſſelbe Wappen? Sind ſie mit einander verbrüdert und verwandt? Giebt es überhaupt ſolche verbrüderte und verwandte Clans? Ging ein Clan wohl zuweilen aus dem anderen hervor? Spaltete ſich ein Clan zuweilen in mehre andere? Ich mag über die Clans, dieſe für den Hiſtoriker und Pſychologen merkwürdigſte Erſcheinung in Schottland, die noch gar nicht genugſam beleuchtet iſt, kaum zu fragen anfangen, weil ich nicht weiß, wie ich mir auf alle die verſchiedenen bei mir auftauchenden Fragen eine Antwort verſchaffen ſoll.

Ich ſagte oben, es gäbe keine Berge (Mounts) in Schottland. Ich muß aber davon doch eine Ausnahme machen, zu Gunſten der kleinen künſtlichen Hügel nämlich, die man in Schottland zuweilen, wenn auch nicht ſo häufig wie in Irland, ſieht. Dieſe kleinen koniſchen Erdanhäufungen nannte mein Duncan immer „little mounts“ (kleine Berge). Wir ſahen mehre derſelben am Loch Tay. Sie waren ſehr regelmäßige Kegel, gewöhnlich mit Bäumen bewachſen, zuweilen mit einer Steinmauer umgeben. Wahrſcheinlich waren es ſolche Grabhügel, wie wir ſie

ſchon bei Irland beſchrieben, oder ſolche Moates, von denen herab in alten Zeiten die Clans-Chieftains ihren Clansmännern Recht ſprachen. An beiden Enden des Loch Tay, ſowohl bei Kenmore als bei Killin, ſollen noch Ueberreſte alter druidiſcher Tempel ſein. Bei Kenmore ſind in der That ſehr bedeutende.

Merkwürdig war es mir noch, faſt bei jedem der Häuſer der Farmers an den Bergen einen beſonderen, bloß für die Bedürfniſſe der Farm beſtimmten kleinen Kalkofen zu finden. Der Kalk wird hier, wie in Irland, außerordentlich häufig zur Befruchtung der Felder angewandt und ſcheint in der That überhaupt das hauptſächlichſte Mittel zur Verbeſſerung dieſes Torfbodens zu ſein. Oft iſt der kleine Kalkofen (limekiln) weiter nichts als eine trichterförmige Vertiefung in dem Abhange des Berges, an der unten ein kleines Loch angebracht iſt, um den Zugwind ins Feuer hineinzubringen.

Die kleinen Jungen in den Dörfern hatten alle den Kilt und ſprachen auch faſt alle bloß gäliſch.

Auch die kleineren Landbeſitzer pflanzen jetzt häufig Bäume. Es wurde mir unterweges einer Namens Marcus genannt, der hier, nicht weit vom See, 25,000 Fichten gepflanzt hatte. So verſchieden ſind die Länder, daß in dem einen es für ein Lob und für ein Zeichen des Fortſchritts gilt, was in dem anderen für ein Zeichen der Uncultur genommen wird. So muß man z. B. von Hochſchottland ſagen: „Dieß Land iſt noch weit in der Cultur zurück, denn es iſt faſt ganz kahl," wogegen man in Bezug auf Polen klagt: „Das ganze Land iſt noch barbariſch

und zur Hälfte Wald.“ In Polen gilt es für einen Fortschritt der Cultur, wenn viel Wald ausgerodet wird. Nicht nur wenn ein tüchtiger Wald an die Stelle eines schlecht bebauten Ackers tritt, sondern auch wenn eine gut geleitete Schafweidewirthschaft an die Stelle eines solchen schlechten Ackerwesens kommt, wie die kleinen bergschottischen Cottiers es trieben, so wird es in Schottland für ein Glück gehalten. Jenseit des ganzen Loch Tay, überall um den Ben Lawers herum, ist das Land entweder neu gepflanzter Wald oder Schafweide, „all the hills there are under sheep-farm“ (alle die Hügel dort sind unter Schafpacht), sagten die Leute.

Das kleine schwarze rauhe Hochlandvieh, die kleinen weißen zottigen Pferde, die großen schwarzköpfigen getheerten Schafe, die niedrigen heidebedeckten Rauchhütten, der Ben Lawers von der Rechten, der Ben Lawers von der Linken, der Ben Lawers von vorn, der Ben Lawers von hinten — denn wir gingen beinahe rund um ihn herum — und endlich eine unzählige Menge solcher kleinen Weidengeflechtkarren, wie einer auf dem Landseer'schen Bilde zu sehen ist, — dieß waren die Dinge, welche uns auf dem Reste unserer Reise nach Killin begegneten. Die letzteren, die kleinen Karren, dienten „for taking down the peat from the hills“ (um den Torf von den Hügeln herabzubringen), und sie waren alle mit diesem Artikel, der hier in den Hochlanden eben so wichtig ist wie in Irland, vollgeladen. Diese kleinen Wagen sind besonders deßwegen so klein, weil fast aller Torf auf den Bergen liegt und auf sehr unbequemen Wegen herunter geholt werden muß. In

den Glens und Thälern iſt der Torf und Moraſt entweder durch die Cultur jetzt vertrieben oder daſelbſt nie zugelaſſen worden. Und ſelbſt wenn man hie und da in einigen wilden Glens Moraſt und Torf findet, ſo iſt er nicht ſo gut wie auf den Bergen, weil er von den Flüſſen und den herabpolternden Steinen mit Sand und Geröll vermiſcht iſt. Nur auf den Hills findet ſich der reine ſchöne brauchbare Torf. Die Schotten nennen die Moräſte „Moss“ (Mooſe) oder „Muirs.“ Jenes ſind die Moosſümpfe, dieſes die eigentlichen Torfmoore. Es iſt ein merkwürdiges und unerklärliches Phänomen, daß dieſe Moräſte, Mooſe und Sümpfe bis in die neueſten Zeiten herab zugenommen haben. Dieß ſcheint wenigſtens der allgemein verbreitete Glaube in Schottland zu ſein. Man meint auch, daß ſich daher das Klima von Schottland bis auf die neueſten Zeiten herab verſchlechtert habe. Oder ſollte eine Verſchlechterung und Erkaltung des Klimas umgekehrt die Urſache jener Sumpfzunahme ſein? Ich führe dieß nur an, weil in Bezug auf die Verſumpfung und Vertorfung Irlands ein ganz ähnlicher Glaube herrſcht. Höchſt wahrſcheinlich iſt es jedoch, daß ſich die Sümpfe jetzt vor den Wäldern, den verbeſſerten Weiden und den ſich ausdehnenden Aeckern zurückziehen, und daß ſonach auch das Klima von Schottland ſich wieder verbeſſern wird.

XVII.

Killin.

In Killin, einem kleinen, von Wald, Laub und hübschen Bergscenen umgebenen Orte, am anderen Ende des Seees, kamen wir gegen Abend an. Ich machte daselbst meine gewöhnlichen Besuche bei dem Prediger und Schulmeister des Orts, zwei sehr angenehmen und unterrichteten Männern. Der Schulmeister hatte auf einer Karte von Schottland die alten celtischen Namen mancher Orte beigeschrieben, und ich fand darunter auch die alten celtischen Namen von Edinburgh, Perth und Stirling, nach denen mich schon lange verlangt hatte. Edinburgh heißt: Tuhneeten, Stirling: Shruila, Perth: Perschtj. Den celtischen Namen von Schottland Albin und Alba habe ich schon oben angeführt, so wie den für die Schotten selbst: Albanach*). Doch glaubte ich zu bemerken, daß die gälischen Schotten diese Worte immer mehr oder weniger so aussprachen: „Allopa" und „Allopanih." Auch fiel

*) Hiemit sind nämlich alle Schotten gemeint, während unter dem oben angeführten Worte „Gaidhealach" nur die celtischen Schotten verstanden werden.

mir ein, ob dieſe Worte nicht mit dem Namen der Alpen zuſammenhängen könnten. Vielleicht iſt „Alb“ oder „Alp“ ein altes celtiſches Wort, mit dem überall die Berge bezeichnet werden, und „Albin“ im Schottiſchen heißt daher ſo viel wie „Bergland.“ Auch die Namen der engliſchen Könige müſſen ſich im Munde ihrer gäliſchen Unterthanen eine kleine Umänderung gefallen laſſen. So heißen die George z. B. bei den Bergſchotten „Seorus,“ ſprich „Schorus,“ z. B. Schorus IV., d. i. Georg IV. Der letzte König, William, hieß: „Uielleam.“ Für Victoria hatten ſie keine eigenthümliche gäliſche Umwandlung, wie denn, was bemerkenswerth iſt, dieſe Königin unter allen engliſchen Herrſchern die erſte und einzige iſt, deren Namen im Munde aller Völker unverändert bleibt.

Der Paſtor entließ mich mit der Warnung, ich möge am folgenden Tage meine Reiſe nicht fortſetzen, weil ich ſchwerlich Jemanden finden würde, der mir meine Sachen trüge, ja weil ich vielleicht nicht einmal Jemanden auf der Heerſtraße ſehen würde, den ich nach dem Wege fragen könnte. Und der Schulmeiſter hieß mich, als ich zaudernd auf ſeiner Thürſchwelle ſtand, mit folgenden Worten willkommen: „Treten Sie nur immer herein. Aber ich muß bemerken, daß es heute der Vorabend des Sabbaths iſt, und daß ich Sie daher bitten muß, mit mir nur über ernſte Dinge zu reden.“ Der Sabbath wird in dieſen ſchottiſchen Hochlandthälern ſtrenger gehalten als in irgend einem Theile von England. Ich erfuhr hier noch ein merkwürdiges Factum, das ich in Dunkeld hätte erfahren ſollen, nämlich dieß, daß dort ein römiſch-katholiſcher

Convertit eine ganz neue römiſch-katholiſche Kirche gebaut habe. Ich hörte mehrmals hier in den Highlands von ſolchen neugebauten katholiſchen Kirchen und bemerkte alſo, daß dieſe merkwürdige Erſcheinung der Zunahme und Ausdehnung der Katholiken nicht nur durch die ganze Welt und durch Großbritannien, ſondern auch ſelbſt durch die entlegenen Hochlandthäler geht. „Beſonders bei den Hochländern und bei den Vornehmern iſt eine Hinneigung zum Katholicismus zu bemerken," wiederholten mir mehre Leute, die damit bekannt ſein konnten. Hält man dieß mit den Beſtrebungen und Reformen der Puſeyiten, die auch im katholiſchen hierarchiſchen Geiſte reformiren wollen, und mit anderen Reformen in anderen Ländern zuſammen, ſo kann man annehmen, daß ſo, wie vor 300 Jahren mit Luther die Reformation begann, jetzt mit den Puſeyiten und anderen Leuten eine Contre-Reformation anfing. Das Bauen neuer katholiſcher Kirchen breitet ſich von Irland über ganz Großbritannien aus. Die katholiſchen Convertiten Englands — wenn ich nach den wenigen, die ich geſehen und gehört habe, urtheilen dürfte — möchte ich für die eifrigſten und heftigſten der Welt halten.

Wie die iriſchen Katholiken in neuer Zeit Mainooth als ihr Collegium erhalten haben, ſo beſitzen die ſchottiſchen Katholiken ſeit 1829 St. Mary's College bei Aberdeen als die für ſie beſtimmte Hochſchule. Es iſt daſſelbe bloß für junge Männer beſtimmt, die ſich dem katholiſchen Prieſterſtande widmen. Es ſollen gewöhnlich 50 junge Leute darin ſein. Dem Edinburgher Almanach zufolge gab es daſelbſt im Jahre 1836 42 Studenten. Ich weiß nicht, ob es allen meinen Leſern bekannt iſt,

daß es trotz des Fanatismus der Reformation in Schottland, doch überall daſelbſt katholiſche Gemeinden giebt, und zwar im Ganzen ungefähr fünfzig, jedoch in den großen Städten, wenn man die dort lebenden Irländer nicht berückſichtigt, verhältnißmäßig weniger als auf dem Lande, und in den Lowlands nicht nur verhältnißmäßig, ſondern auch abſolut weit weniger als in den Highlands. Das ſogenannte öſtliche ſchottiſche römiſch-katholiſche Bisthum oder der öſtliche Diſtrict (the eastern District) enthält nur etwa ein Dutzend Gemeinden und begreift faſt die ganzen Lowlands, während das weſtliche und das nördliche Bisthum (the western and the northern District), welche, außer den Gemeinden von Glasgow und Greenock, faſt nur die Highlands begreifen, beinahe 40 Gemeinden enthalten. Nimmt man die ganze Bewohnerſchaft der beiden letztgenannten Bisthümer zu 800,000 Einwohnern an, was wohl das Höchſte iſt, was man ihnen geben kann, die ganze Einwohnerſchaft des erſten Bisthums aber zu 1,600,000, was gewiß ſeine Minimum-Bevölkerung iſt, ſo kommen in den Highlands auf 20,000 Einwohner eine katholiſche Gemeinde, in den Lowlands aber nur auf 160,000 Einwohner eine. Die Reformation hatte, eben ſo wie die Cultur und wie die ſächſiſche Sprache, in den Lowlands ihren Hauptſitz und räumte dort am meiſten auf, während ſie in den Glens und Bergen der Highlands nicht überall ſo durchdringen konnte. Auch auf den Inſeln, die zu Schottland gehören, zeigt ſich dieſelbe Erſcheinung; denn während auf den großen Inſeln beinahe Alles reformirt iſt, ſind mehre von den kleinen ganz katholiſch geblie-

ben, oder wenigſtens finden ſich die katholiſchen Gemeinden doch ausſchließlich nur auf den kleinen Inſeln, ſo auf Barra-Island, Eig-Island, South-Uiſt.

Den Abend in Killin hatte ich großen Mangel an Unterhaltung, da ich meine dortigen Freunde des Sabbaths wegen nicht zu lange mit meiner Geſellſchaft zu beläſtigen wagte. Ich lieh mir daher von einem derſelben ein altes Buch über „Germany,“ am Ende des vorigen Jahrhunderts von einem gewiſſen William Guthrie, Esqr., im Jahre 1776 geſchrieben. Ich wählte gerade dieſes Buch, weil ich einen der Bewohner Killins darin leſend gefunden hatte, und weil ich begierig war, zu erfahren, was dieſe Leute über mein eigenes Vaterland leſen und wiſſen.

Es iſt nöthig, zu wiſſen, wie die fremden Nationen ſich in dieſer oder jener Nation wiederſpiegeln, um eben dieſe oder jene Nation ſelber kennen zu lernen. Zwar könnte man einwenden, daß man aus einem im Jahre 1776 geſchriebenen Buche nicht erfahren könne, wie man jetzt in Großbritannien über Deutſchland denke, man müſſe dazu in ihre jetzigen Reviews blicken. Dieß iſt zum Theil wahr. Allein es giebt in einer Nation eine große Menge gar verſchiedener Leute, erſtlich ſolcher, welche die Reviews ſtudiren und mit der Zeit fortſchreiten, die an den Quellen ſitzen, in London oder doch in Edinburgh wohnen, und dann ſolcher, die in den Hochlanden und auf den Hebriden reſidiren, oder denen doch nur hie und da ein altes, vom Großvater ererbtes Buch über Deutſchland zu Gebote ſteht, die nicht fortſchreiten mit der Zeit und ſich noch mit alten Ideeen herumſchlagen. Und ſolche alte Ideeen ſtecken nicht

nur den altfränkiſchen Leuten im Kopfe, ſondern mehr oder weniger bleiben ſie noch allen, ſelbſt den beſſer Aufgeklärten, noch lange im Sinne oder, ſo zu ſagen, im Blute, und man ſieht ſie noch hie und da vielfach im Lande ſpuken. So erinnerten mich viele Aeußerungen des W. Guthrie an manche Fragen, welche man an mich über Deutſchland gethan hatte. Es fielen mir mehre Bemerkungen, die ich in neueren engliſchen Büchern geleſen hatte, dabei ein. Zahlreich ſind die neuen Bücher über Deutſchland in England überhaupt nicht; denn die Engländer haben über ſo viele jenſeit des Aequators liegende Länder zu leſen, daß Deutſchland nur *eines* von den Ländern iſt, über welche ſie ſich nur nebenher unterrichten, und über die ſie denn einmal irgend einen alten Guthrie um Rath fragen. Kurz, ich halte alſo dieſes Buch keineswegs für ſo antiquirt, daß es nicht im Stande ſein ſollte, anzudeuten, was noch täglich Tauſende von Leuten über uns lernen und leſen.

Unſer Lob ſchickt Guthrie voran: „Die Deutſchen ſind ein von Natur ehrliches, gaſtfreundliches und freiheitliebendes Volk, das ſich auf Verſtellung und Künſtelei nicht verſteht.“ Dieß iſt eine alte Wahrheit, man findet ſie ſchon bei Tacitus, und neulich ſah ich dieß Thema in einem der Edinburgher Blätter umſtändlicher und mit Bezug auf den alle germaniſchen Stämme durchwehenden Geiſt durchgeführt.

„Die höheren Claſſen des deutſchen Volks ſind auf eine lächerliche Weiſe und bis zu einem argen Grade ſtolz auf Titel-Gepränge und alte Herkunft.“ — Dieſe deutſche Eigenthümlichkeit findet ſich auch in Großbritannien beſtätigt.

Denn es giebt kaum ein Land, in welchem Titel, wenigſtens Geburtstitel, in höherem Anſehen ſtehen.

„Induſtrie, Fleiß und Ausdauer ſind die hauptſächlichen und charakteriſtiſchen Merkmale der deutſchen Nation.“ Auch dieß findet man durch das Beiſpiel unſerer engliſchen Brüder auf's Beßte belegt.

„Die Deutſchen ſind tapfer, und wenn ſie von geſchickten Generalen angeführt wurden, beſonders von Italienern, ſo haben ſie häufig Großes ausgerichtet.“

„Kein Volk hat mehr Hochzeitsfeſte, Begräbnißfeierlichkeiten, Geburts- und Namenstage und andere Feſte, als die Deutſchen.“— Auch dieß halte ich für wahr, wenigſtens giebt es weder in Frankreich, noch in Rußland, noch in Spanien ſo viele Feier-, Tanz- und Spazierfahrt-Tage, — ſo viele Luſtorte, Muſikplätze, Kaffee-, Milch- und Kuchengärten, wie in Deutſchland.

„Kein Volk auch hat ſo viele Feldvergnügungen, Jagden, Stiergefechte, Hunde- und Bärbeißereien und dergleichen wie die Deutſchen.“— Der Sinn für dergleichen iſt in neuerer Zeit, wie es ſcheint, mehr nach England ausgewandert, — und wenigſtens ſind manche jener genannten Vergnügungen in Deutſchland jetzt antiquirt. In Oeſterreich gab es nur noch hie und da um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Bärenhetzen; aber in England wird der deutſche Reiſende doch noch zuweilen gefragt, wie denn die deutſchen Bärenhetzen eigentlich wären, und ob er wohl eine mit angeſehen habe.

„Die große Paſſion, welche die Deutſchen für das Jagen des wilden Schweines (the wild boar) haben, iſt viel-

leicht der Grund, warum in Deutſchland noch mehr Wälder und Forſten beſtehen als in irgend einem anderen Lande. Doch iſt der hercyniſche Wald jetzt an mehren Stellen niedergehauen (the Hercynian forest is now cut down in many places). Jeder Graf und Baron hat ſeinen Forſt, der wohl verſehen iſt mit Wild von aller Art, mit Rehen, Hirſchen von allen Größen und von allen Farben (alſo etwa mit Zwerghirſchen, Rieſenhirſchen, grünen Hirſchen, gelben Hirſchen, Purpurhirſchen?! — der Verfaſſer hat gewiß etwas von Schwarz- und Rothwild gehört). Alsdann giebt es daſelbſt eine Menge Haſen, Füchſe, Wölfe, Bären und Eber, ſo viele, daß in manchen Gegenden die Bauern Wildpret als ihr tägliches Brod genießen. — Der Vielfraß von Deutſchland iſt das gefräßigſte Thier von der Welt. Er frißt ſich ſo voll, daß er ſich nicht rühren kann, und in dieſem Zuſtande überfallen ihn die Deutſchen (die ganze Nation?) und tödten ihn. Die Wölfe und Bären tödten ſie auch, aber ſie eſſen in der Regel nicht ihr Fleiſch." — Hier hätte der Verfaſſer wohl auch noch hinzuſetzen können, daß wir in der Regel auch kein Pferde- und Hundefleiſch genießen. Sollte man glauben, daß noch am Ende des vorigen Jahrhunderts in England ein Buch über uns geſchrieben und noch um die Mitte dieſes Jahrhunderts geleſen werden konnte, welches ungefähr ſo ausſieht, wie eine zweite Auflage der „Germania" des Tacitus. Ich ſprach einmal mit einem engliſchen Squire, der gehört hatte, daß der „Glutton" (Vielfraß) furchtbar in Deutſchland hauſe, und der mir ſagte: „I have a wonderful idea of your Glutton" (ich habe eine wundervolle Vorſtellung von Ihrem Vielfraß). Erzählen

Sie mir doch ein wenig von dieſem merkwürdigen deutſchen Thiere." — Er wollte mir es kaum glauben, daß ich dieß Weſen nie anders als in Muſeen geſehen hätte, und noch weniger wollte er glauben, daß dieſes gräßliche Thier nicht größer ſei als ein mäßig großer Hund.

„Die beiden hauptſächlichſten Flüſſe in Deutſchland ſind der Rhein und die Donau, und die beiden vornehmſten Seeen ſind der See von Bregentz und der von Conſtanz. Außer dieſen Seeen und Flüſſen enthält Deutſchland auch noch eine Menge weit ausgedehnter ſchädlicher Maſſen ſtehenden Waſſers (large noxious bodies of standing water), die beinahe peſtilenzialiſch ſind (which are next to pestilencial) und welche die benachbarten Bewohnet mit einer Menge höchſt beklagenswerther Krankheiten plagen." — Wir Deutſchen pflegen dieſe Sümpfe in der Regel nach Ungarn und Polen zu verlegen. Von England aus zieht ſich, wie man ſieht, das Bild des öſtlichen Europa mehr zuſammen, und die uns in der Ferne blinkenden „bodies of standing water" ſcheinen den Engländern ſchon mitten in Deutſchland ſtille zu ſtehen.

„Zum Gegengifte gegen dieſe Sümpfe hat die Natur aber dem Lande auch eine Menge heilſamer Mineralwaſſer gegeben. Einige dieſer Mineralwaſſer berauſchen, wie man ſagt, auf der Stelle, wenn man ſie trinkt, und ſie ſind daher mit Gittern eingefaßt und verſchloſſen."

„Wäre Deutſchland vor der Mitte dieſes Jahrhunderts mit dem Ackerbau bekannt geweſen (had Germany before the middle of this century been acquainted with agriculture), ſo würde es eines der fruchtbarſten und ergiebig-

ſten Länder in Europa ſein." — Mein Himmel, ſcheint es doch faſt, als glaubten die engliſchen Squires und Farmers, daß wir bis zu unſerer Großväter Zeiten Nomaden waren und in den Wäldern lebten. Ich konnte ſelbſt in den ſchlechteſt bebauten und armſeligſten Diſtricten von Irland die Leute zuweilen kaum glauben machen, daß wir viel beſſer bebaute Aecker hätten als ſie.

„Selbſt in ſeinem jetzigen rohen Zuſtande (rude state) ſind die Nahrungsmittel billiger als irgendwo, was die außerordentlich großen Armeeen bezeugen können, die man dort ſelbſt in den uncultivirteſten Theilen des Landes unterhält."

„Im Winter, wenn die verſchiedenen Arme der Donau zugefroren ſind, machen ſich die Damen Vergnügungen in Schlitten von ſehr verſchiedenen Geſtalten, z. B. in Geſtalt von Tigern, Greifen, Schwänen, Kammmuſcheln (scollop-shells) ꝛc. In dieſen Schlitten ſitzen die Damen in ſammetnen Kleidern, die mit reichem Pelzwerk verbrämt ſind, und geſchmückt mit Spitzen und Juwelen, indem ſie dabei auf ihrem Kopfe ſammetne Mützen tragen. Und die Schlitten werden gezogen von Pferden, Hirſchen oder anderen Creaturen" (by horses, stags, or other creatures) — etwa von wilden Schweinen, Wölfen, Bären oder gar von Vielfraßen? — „Und dieſe Thiere ſind dann mit Bändern, Federn und Glocken ausgeſchmückt." — Man denke ſich, daß dieſes Buch von einem Clanchieftain in den Highlands, oder von einem Laird auf den hebridiſchen Inſeln, oder von einem Schafweidenbeſitzer, oder von einem Schulmeiſter auf den Orkneys oder Shetlands geleſen werde, wie mag ſich ein ſolcher damit ſeine Phantaſie über Deutſchland erhitzen.

„Die deutſchen Damen beſitzen in der Regel einen feinen Teint, und einige von ihnen, beſonders in Sachſen, haben alle diejenige Zartheit der Züge, welche man bei dem ſchönen Geſchlechte einiger anderen Länder ſo bezaubernd findet. Sie ſind aber über die Maßen verliebt in Gold und Silberſchmuck. Bei einigen deutſchen Höfen erſcheinen ſie in reichen Pelzen, und alle ſind mit Juwelen überladen, wenn ſie ſie erhalten können. Die bürgerlichen Frauen mancher Städte putzen ſich unbegreiflich phantaſtiſch (inconceivably fantastic) heraus, wie man denn dieß aus verſchiedenen Bildern und Kupferſtichen entnehmen kann.“

„Die unglücklichſten Deutſchen ſind die Vaſallen der kleinen Fürſten, welche ſie plagen und peinigen, um ihre eigene Größe aufrecht zu erhalten.“

„Das Bücherdrucken wird in Deutſchland auf eine übermäßige und fehlerhafte Weiſe befördert. Jeder unterrichtete Mann iſt auch ein Schriftſteller. Sie vervielfältigen die Bücher ohne Zahl, und jeder Fürſt, Baron oder Gentleman in Deutſchland iſt ein Chymiſt oder Naturforſcher (natural philosopher).“

„Deutſchland hat auch mehre gute politiſche Schriftſteller hervorgebracht, Geographen und Hiſtoriker. Aber ſie ſcheinen keinen großen Geſchmack und kein Talent für Werke des Witzes und der Unterhaltung zu haben, wie z. B. für Poeſie, Schauſpiele, Romane und Novellen. Ihre Werke von dieſer Claſſe ſind trocken, weitſchweifig, bändereich und mechaniſch, und ſie wiſſen nichts von der Kunſt, das Wohlgefällige mit dem Nützlichen zu verbinden.“

Man ſagt, wenn am Himmelsfirmament ein neuer

Stern aufgeht oder ein alter untergeht, ſo dauere es lange, bis wir auf Erden ſowohl jenen Untergang, als jenen Aufgang gewahr werden, weil die Strahlen des neuen Sterns nur langſam bis zu unſerem entlegenen Weltkörper durchdringen, und die des alten ſelbſt nach ſeinem Verſchwinden noch lange auf der alten Bahn fortfahren. Und ſelbſt wenn auch die Aſtronomen und Weiſen ſchon von den neuen Erſcheinungen Notiz genommen haben, ſo dauert es doch lange, bis auch alle Schulkinder und die Maſſen der Bevölkerung es wiſſen. So iſt es auch mit der Kenntniß, welche die Länder und Völker gegenſeitig von einander nehmen. Ich glaube aus dieſem Geſichtspunkte, daß Guthrie's Buch eine Menge Meinungen über Deutſchland ausſpricht, die noch für lange Zeit unverbeſſerliche und unausrottbare „Standard-opinions" der Maſſen in England ſein werden.

XVIII.

Von Killin zum Loch Katterin.

Am folgenden Tage ſetzte ich, nachdem ich nach Ueberwindung einiger Schwierigkeiten einen Führer gefunden, meine Reiſe zu Fuß weiter fort. Da ich denſelben Tag noch an dem Loch Katterin anzukommen wünſchte und bis dahin gar mancher Berg zu überſteigen war, ſo brach ich ſchon um 6 Uhr Morgens auf. Es war ein wundervoller heiterer, aber kühler Novembermorgen. Die kleinen Waſſertümpel im Orte und auf der Landſtraße waren mit zartem Eiſe überdeckt, und die blendend weißen Gipfel der Berge zeichneten ſich mit den ſchärfſten und feinſten Linien ſo hell und klar gegen den blauen Himmel ab, wie ich dieß in dem grauen und nebeligen Schottland kaum zu ſehen erwartet hatte.

Bei Killin kommen zwei Glens zuſammen und ſchütten hier die in ihnen fließenden Gewäſſer in die Spitze des Seees, das Thal des Flüßchens Lochy und das des Fluſſes Dochart. Auf dieſer Spaltung der ganzen Gegend in zwei Hauptthäler oder eigentlich in drei, denn als drittes kann man das Seethal annehmen, beruht hauptſächlich die geprieſene Schönheit der

Berglandſchaft von Killin. Durch das Seethal ſieht man hinauf zum Ben Lawers, durch das Dochart-Thal zum Ben More, deſſen Spitze man deutlich im Hintergrunde winken ſieht, und über das Lochy-Thal ragt der Mealcrum hervor. Alle drei Berge liegen ungefähr in gleichen Entfernungen. Ueber den Fluß Dochart führt eine ziemlich bedeutende Brücke, die wir überſchritten, indem wir das intereſſante Schauſpiel der Katarakten oder Stromſchnellen dieſes Fluſſes, die der Brücke gegenüber liegen, eine Zeit lang genoſſen. Eine ganze Strecke hindurch rauſchen und fließen die vielfach geſpaltenen Gewäſſer des Fluſſes über eine breite Felſenplatte hinweg und zwiſchen einer außerordentlichen Menge zum Theil quaderförmig geſtalteter Felſen hindurch, die zu den Seiten und in der Mitte auf den Felſentafeln zerſtreut umherliegen. Die großen Blöcke ſehen beinahe wie Bauſteine aus, und ich fragte, des großen nordiſchen ſchottiſch-iriſchen Natur-Architekten eingedenk, meinen Führer, ob nicht etwa Fingal einmal hier geweſen wäre. „Ja, Herr", antwortete er, „er liegt gar nicht weit von hier begraben, in der Nähe des weſtlichen See-Endes, — wir brauchen nur wenige Schritte den Weg zurückzugehen, den Sie geſtern Abend gekommen ſind." — Es iſt ein wunderhübſcher Fleck in der Nähe eines alten Schloſſes, Finlarig-Caſtle genannt, in welchem die Familie der Campbells (der Breadalbanes) früher reſidirte, ehe ſie an das öſtliche Ende des Sees zog. Nicht weit von dieſem Schloſſe befindet ſich ein hübſch gelegener Kirchhof, Inniſh-Mü genannt, wo verſchiedene Mitglieder des Clans Mac Nal und dann der Volksſage nach auch Fingal begraben ſein ſollen. Fingal's, wie

ſeines Sohnes Oſſian Grab wird aber an mehren Orten gezeigt, und Fingal's Name tönt einem hier aus jeder Höhle, von jedem Berge, von jeder außerordentlichen Naturſcene wieder. Ich ſpreche hier nicht bloß von ſolchen außerordentlichen Höhlen, wie die Fingalshöhle auf Staffa. Selbſt von unbedeutenden gilt dieß. Dr. Johnſon beſuchte, wenn ich mich recht erinnere, auf der hebridiſchen Inſel Coll eine wenig bekannte Höhle. Er fand darin einen außerordentlich großen viereckigen Block liegen. Auch dieſen Block nannten die Einwohner „Fingal's Tiſch." — Mein Führer theilte mir über Fingal etwas mit, was ich bisher noch nirgends gehört oder geleſen hatte. Er ſagte mir nämlich, „Fin" käme von dem gäliſchen Worte: „käun" her, das ſo viel bedeute, als „weiß, hellfarbig." Fingal heiße daher ſo viel als der „Weiße" oder der „Helle." — „Hatte er vielleicht helle Haare?" fragte ich meinen Führer. „Yes, sir, he was fairhaired" (ja, Herr, er war blondhaarig), antwortete er ganz ernſt und raſch, als hätte er es ſelbſt geſehen.

Entweder iſt das Etymologiſche an dieſer Sache wahr, dann iſt es intereſſant, oder es iſt nicht wahr, dann glaubt es doch wenigſtens das Volk, und dieß iſt auch intereſſant. „Fairhaired" (blondhaarig) zu ſein, iſt bei den Iren und ſchottiſchen Hochländern ein Vorzug, und ich glaube daher, daß ſie ſich ihren Fingal ſchwerlich mit anderen Haaren verſehen denken können. Auch iſt es bei den Schotten etwas Gewöhnliches, Beinamen ihrer Helden von den Haaren herzunehmen; ſo „Rob Roy" (der rothe Robert), „Roderic Dhu" (der ſchwarze Roderich).

Merkwürdig waren mir die vielen Faſanen, die ich auf

beiden Seiten meines Weges in den Feldern ſah. Sie waren dort ſo häufig, wie die Hühner auf den Hühnerhöfen. Es ſcheint mir, daß dieſe Thiere, die Faſanen, in England nicht nur bei Weitem häufiger, ſondern auch viel wilder gehalten ſind als bei uns. Wenn, wie ich glaube, ich recht berichtet worden bin, ſo bleiben ſie Sommer und Winter im Freien, während wir für unſere Faſanen unſerer harten Winter wegen eigene ſogenannte Faſanerieen haben müſſen. In England ſtellt man ihnen einen Futterkaſten in den Wald oder Park hinaus, weil die Nahrung, die ſie im Freien finden, nicht immer hinreicht. Ich ſah hier in Schottland ſehr hübſch und erfinderiſch eingerichtete Futterkaſten für die Faſanen. Sie waren von Eiſen, das mit grüner Oelfarbe angeſtrichen war. Daher konnten ſie im Freien weder leicht verderben, noch auch leicht geſtohlen oder umgeworfen werden. Sie beſtanden aus zwei Abtheilungen, einer verſchloſſenen, welche als ein kleines Magazin diente, aus welchem der Faſanenaufſeher das Futter nahm, und einer anderen, die bloß loſe durch eine bewegliche Klappe verdeckt war, und welche die für die Faſanen beſtimmte Futterportion enthielt. Vor dieſer Abtheilung waren eiſerne Stäbe angebracht, auf welche die Faſanen hüpfen. Dieſe Stäbe ſind durch eine einfache Maſchinerie mit jener Klappe ſo in Verbindung gebracht, daß dieſelbe ſich ſofort öffnet, wenn der Faſan auf den Stab hüpft und ihn durch ſein Gewicht niederdrückt. Sowie er ſich ſatt gefreſſen hat und davon fliegt, ſchließt ſich die Klappe von ſelbſt wieder und hält das Futter trocken.

„Alle dieſe Berge hier", ſagte mir mein Führer, „hat

der Breadalbane an verſchiedene Gentlemen verpachtet, zu Schafweiden, oder Jagdrevieren, oder zum Torfſtich oder dergleichen. Dort wohnt ein Gentleman, der hat jene Bergreihe 15 Meilen weit gepachtet." — Für ihr Vieh im Winter haben viele dieſer Gentlemen wie überhaupt die Bergſchotten in der Regel weiter nichts vorgerichtet als einen ſogenannten „Shed" (Verſchlag, Schuppen). Dieſe Sheds ſind oft ohne alles Dach oder doch wenigſtens nur auf der einen Seite mit einem halben Dache verſehen und gleichen ſehr denjenigen Vorrichtungen, welche ich in Südrußland für die Ueberwinterung des Viehs geſehen hatte.

Es begegnete uns unterwegs viel langhaariges ſchottiſches „Black-cattle", das von verſchiedenen Viehmärkten, die im Herbſte an den Gränzen der Hochlande gehalten werden, zurückkam. Die Leute waren ſehr wenig von ihrem Markte erbaut. Der Tarif Sir Robert's, dem ſie Alles zuſchrieben, machte ihnen trübe Augen und melancholiſche Mienen. Sie hatten nur weniges von ihrem Vieh verkaufen wollen, weil ihnen die Preiſe zu niedrig geweſen waren, und nun wollten ſie irgendwo die Thiere überwintern, um zu ſehen, ob ſie vielleicht im Frühlinge beſſere Preiſe bekämen. Vor allen Dingen aber wollten ſie in Killin, das ſie am geſtrigen Abend nicht hatten erreichen können, ihren Sonntag feiern.

Nach dieſen Hirten begegneten wir auf dem ganzen Wege keiner Menſchenſeele weiter, ſahen auch abſeits keinen Menſchen in der Nähe der Hütten, die hie und da am Wege lagen. „Die Zeit, zur Kirche zu gehen, iſt noch nicht da",

ſagte mein Führer, „und jetzt ſitzen ſie noch in den Häuſern alle beiſammen und leſen in der Bibel.“

Mein Führer war ein Bergſchotte, der, wie er mir ſagte, zuweilen den Muſiker bei den Tänzen ſeiner Landsleute machte. Schon in Killin hatten ſie ihn mir als ihren beßten Violiniſten gelobt. In dieſer Eigenſchaft, ſagte er mir, ſei er wohl durch alle Thäler Schottlands gereiſt und mehre Male bis Inverneß hinausgekommen. Er verſicherte mir, daß er viele Thäler von Hochſchottland kenne, in welchen die Highland-Tracht noch als etwas Gewöhnliches getragen würde. In manchen hätten die „Lads“ (die jungen Burſchen) zweierlei Kleidung, einen engliſchen Rock mit Hoſen und einen Kilt ohne Hoſen, und den letzteren zögen ſie dann nur bei beſonderen Veranlaſſungen an.

Da mir keine Gelegenheit wurde, in Schottland einen „Reel“ (ſchottiſchen Nationaltanz) mit anzuſehen, und da ich hier einen Mann vor mir hatte, der mit der Sache innig vertraut ſein mußte, ſo fragte ich ihn, was denn eigentlich der ſchottiſche Reel für ein Tanz wäre. Leider erlangte ich durch meinen Freund aber keine deutliche Vorſtellung von dieſer Sache. „The reel“ heißt eigentlich die Haspel im Engliſchen, und „to reel“ bedeutet etwas „abhaspeln.“ Sollte dieß mit jenem Tanznamen etwas zu thun haben, ſo würde es gerade keine beſonders günſtige Vorſtellung von der Künſtlichkeit und Grazie deſſelben erwecken. Viel künſtlicher ſah mir das Ding auch nicht aus nach den Definitionen meines Muſikers. Er ſagte, die Reels würden von vier Perſonen, von zwei Lads und zwei Laſſes, getanzt, „who keep constantly tact to the tune and make their ma-

noeuvres“ (die immer Tact zu der Muſik hielten und ihre Manoeuvers ausführten). „Weiter“, ſagte er, „wäre ein ſchottiſcher Reel eigentlich nichts.“ — Ich fragte, worin denn dieſe Manövers beſtänden. „Erſtlich, wie ich ſchon ſagte, im Tacthalten, „and than they go through the figure of ä c h t“ (und dann gehen ſie durch die Figur von a c h t).“ — Ich fragte ihn wieder, was das heiße, durch die Figur von Acht gehen. Er antwortete: „to go through the figure of ächt“, das hieße eben ſo viel als „to go through the reel“ (durch das Reel gehen). Dabei machte er mir folgende Figur in den Sand des Weges:

Die vier Punkte bedeuten die vier Tänzer, und der ſich ſchlängelnde Strich die Figur von Acht. Dadurch nun, daß ſie in ihren Bewegungen immer Tact mit der Muſik hielten und daß ſie fortwährend alle durch die Figur von Acht gingen, käme Jeder immer wieder richtig an ſeinen Platz. Und das wäre denn der eigentliche Reel. — Ich glaube, man wird am Ende doch durch dieſe Beſchreibung eine ziemlich richtige Vorſtellung von der rohen Weiſe, wie das Hochlandvolk dieſen Tanz tanzt, erhalten *).

Weil ich begierig war, zu erfahren, ob die Harfe, die ich in Irland und Wales häufig und ſelbſt in den Händen

*) Ich kann dieß jetzt, nachdem ich mehre ſchottiſche Reels mit angeſehen habe, nur beſtätigen.

des Volkes geſehen hatte, auch bei den celtiſchen Hochſchotten zu Hauſe ſei, ſo fragte ich meinen Freund, ob ihm wohl bekannt ſei, daß auch die Harfe ſich bei den Schotten in ihren Bergen befände. Er erwiderte mir, er kenne zwar die Harfe ſehr wohl, denn er habe ſie in Glasgow geſehen, allein er habe, obgleich er in den Bergen alt geworden ſei und ſie in der Kreuz und Quere durchwandert habe, doch nie eine Harfe irgendwo in den Händen der Leute geſehen. Es iſt dieß merkwürdig, und es fragt ſich daher, ob wir uns bei den ſchottiſchen Barden nicht alle Harfen wegdenken und nicht auch die Harfe aus Oſſian ſtreichen müſſen, inſofern wir nämlich darunter einen ſchottiſchen und nicht einen iriſchen Oſſian verſtehen. Jene Bilder und Kupferſtiche, die wir von den auf Harfen ſpielenden Oſſianiſchen Heldengeiſtern gemacht haben, paſſen ganz auf Irland, nicht aber auf Schottland.

Das Querthal, welches von dem Thale des Dochart zu dem des Earn führt, heißt Glen Ogle. Es iſt ein ſehr wildes und vollkommen uncultivirtes Glen. Es beſteht aus lauter dunkeln Felſen, die ausſehen, als ſeien ſie aus Eiſen gegoſſen. Die Spitzen der Berge ſo wie auch die Köpfe der Felſen ſind mit hohem Heidekraute bedeckt. Von den Bergen kommen mehre kleine Burns herunter, und an den Seiten derſelben ſteht hie und da ein kleines verlaſſenes und kümmerlich wachſendes Birkenbäumchen. Außerdem iſt keine Spur von freundlicher Vegetation da. Felſentrümmer bedecken die Abhänge der Berge in außerordentlicher Menge. Zuweilen, wie die Leute erzählen, löſen ſich ganz große Brocken und ganze breite Stücke von den Felswänden ab

und fliegen, in tausend Trümmern zerspaltend, über Feld, Weg und Steg dahin. Mein Führer zeigte mir eine Stelle, wo noch vor wenigen Jahren ein solcher Felsabsturz stattgehabt hatte. Es giebt unzählige solcher wilden Thäler, und noch viel wildere in Schottland. Ja es giebt dort ganz große öde und wilde oder verwilderte Bergstriche. Ein kleines Pröbchen davon sollte ich noch selbst an diesem Tage sehen. Ich bemerkte bei Irland, daß dort in der Regel die höchsten Bergköpfe von einem oder einigen Adlerpaaren bewohnt seien. Mein Führer sagte mir, eben so sei es in Schottland, und machte dann die Bemerkung: „Alles, Herr, was hier in Schottland Ben heißt, das können Sie ohne Zweifel als den Sitz von Adlern ansehen." Bei dieser Gelegenheit will ich noch schließlich bemerken, daß die gälischen Hochschotten mir dieses Wort nicht Benn, sondern „Behn" auszusprechen schienen. Den Ben Newis sprachen sie so aus: „Behn Niveſch", und den Ben Lawers so: „Behn Larrs."

Wir arbeiteten uns durch unsere Wildniß durch und erblickten endlich das Wirthshaus von Lochearnhead am See Earn. Ich weiß nicht, ob es dieser heitere Anblick oder sonst ein Einfall war, der mich pfeifen machte. Kurz ich fing an, ein wenig für mich zu pfeifen. „Hört auf mit Pfeifen, Herr", sagte mir mein Führer, „for they will be wondering, to hear a parson chwistling (schott. Pronunciation) at a sabbathday!" (denn die Leute werden sich wundern, wenn sie Jemanden am Sonntage so pfeifen hören!)

Diese ganze Gegend ist überall durch die schottische Geschichte, so wie durch Walter Scott's meisterhafte Darstellungen classischer Boden geworden, und man hat das

doppelte Vergnügen, nicht nur an und für ſich intereſſante, romantiſch wilde Thäler und Klüfte zu durchirren, ſondern auch ſolche, die man ſelber einſt in dem Zauberſpiegel der Einbildungskraft erblickte, und die noch jetzt täglich Hunderte und Tauſende in dieſem ſelben Zauberſpiegel anſchauen. So iſt in dem oben erwähnten Glen Dochart die Scene des Anfalls Robert Bruce's durch den Mac Douglas von Lorn, ſeinen eingefleiſchten Feind, und der Heldenthaten Bruce's gegen ihn und ſeine Leute. So ſieht man hier bei Lochearnhead in einer wilden Felſenpartie, Namens Crickmachkranach, — das Wort ſelbſt klingt wie lauter Stein- und Felſenbruch — eine der vielen „Robert the Bruce's caves“ (Bruces-Höhlen), in welcher ſich dieſer ſchottiſche Vieldulder auf ſeiner abenteuerreichen langjährigen Flucht verborgen haben ſoll. So ſchritt ich nun von hier aus landeinwärts in die Berge zu Rob Roy's Grabſtätte.

Ich mußte mir in Lochearnhead leider einen neuen Führer nehmen, warf dem ſchönen See von Earn, der zu, mir bekannten Gegenden nach Crieff und zu den Drummonds hinabführte, einen flüchtigen Blick zu, der ein Gruß und Abſchied zu gleicher Zeit war, und ging mit jenem Menſchen, der einer der dümmſten war, die ich je zu Führern gehabt habe, weiter. Wenn ich ihn nach einem Manne fragte, von dem ich gern etwas wiſſen wollte, ſo ſagte er immer bloß ſtotternd und einſilbig: „that was a very clever man, sir!“ (das war ein ſehr kluger Mann, Herr). So ſagte er von Robert Bruce: „That was a very clever man, sir, and king of Scotland“ (das war ein kluger Mann,

Herr, und König von Schottland). Von Rob Roy wußte er auch weiter nichts, als: „He was a very clever man, sir, and a great robber“ (er war ein kluger Mann, Herr, und ein großer Räuber). Und eben so nannte er Herrn Stewart, Esq., einen sehr klugen Mann und Besitzer des Schlosses Ardvoirlich am Loch Earn. Gewisse Leute halten aus Klugheit, gewisse aber aus Dummheit alle andere Menschen für außerordentlich klug. Das Schlimmste war, daß ich bald merkte, daß mein neuer Freund nichts weniger als die Fußpfade genau kannte, welche über die wilden Berge auf directem Wege nach Loch Katterin führten, und daß ich mich also wahrscheinlicher Weise mit ihm verirren würde. Dieß geschah denn auch wirklich sehr bald.

Bis Balquidder freilich fanden wir den Weg richtig, weil wir ihn eben nicht verfehlen konnten, da eine gerade Straße dahin führt. Nicht weit hinter Balquidder aber verfehlten wir ihn, weil es dort bald gar keinen Weg mehr gab, nicht einmal den geringsten Steg, sondern lauter Fels und Bergwildniß. Balquidder ist berühmt, weil sein kleiner Kirchhof das Grab Rob Roy's enthält. Es liegen die Hütten dieses kleinen hübschen Dorfes in dem Thale des Loch Voil, am östlichen Ende dieses Sees, zerstreut. Die Kirche liegt etwas höher auf einem Bergvorsprunge, und dann ist das Ganze zu beiden Seiten von noch höheren und wilderen Bergen umgeben, unter denen der berühmteste eine schroffe Felsenpartie ist, welche „the Braes of Balquidder“ (die Felsenriffe von Balquidder) genannt und oft in den schottischen Gesängen besungen werden.

Der Gottesacker liegt neben der kleinen Kirche auf dem

beſagten grünen Abhange. Es war eben Gottesdienſt in der Kirche, und ich konnte daher meinen Führer kaum bewegen, mit mir den Kirchhof zu betreten. Er ſagte, daß er fürchte, man möchte uns aus den niedrigen Fenſtern der Kirche erblicken, und wir möchten der Gemeinde ein Aergerniß geben durch unſer müſſiges Umhergehen. Ich dachte an die katholiſchen Kirchen, in denen ſelbſt im Inneren während des Gottesdienſtes umherzugehen, die müſſigen und neugierigen Fremden ſich oft nicht ſcheuen. Ich ſagte meinem Führer, daß wir ja leiſe und vorſichtig gehen könnten, und daß ich wenigſtens einen Blick auf den Grabſtein Rob Roy's werfen müßte, deſſentwegen ich eigentlich allein hierher gekommen ſei, und den er mir durchaus zeigen müſſe. Etwas ſehr widerwillig legte er darauf meine Effecten bei der Kirchhofsthür hinter einem Steine nieder, denn mit ihnen beladen dort zu erſcheinen, war ihm beſonders anſtößig, und dann ſchlich er mit mir, aber mit der Miene eines Verbrechers, auf den Kirchhof und zeigte mir das Grab Rob Roy's.

Es beſteht daſſelbe aus weiter nichts als aus einem rohen Steinblocke, auf welchem die eben ſo rohe Figur eines großen Schwertes, ich kann nicht ſagen, ausgemeißelt, ſondern ich muß ſagen, eingekritzelt iſt. Es ſind noch mehre Grabmäler dieſer Art da, von denen die meiſten aus der Zeit Rob Roy's und ſelbſt noch aus ſpäterer Zeit zu ſtammen ſcheinen, alſo aus dem Anfange und der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Sie ſehen aber aus, als ſeien ſie in der Druidenzeit gemacht worden, denn es ſind weiter nichts als rohe, faſt völlig unbehauene glatte Feld-

ſteine, auf denen oben eine eben ſolche Figur eines großen langen Schwertes mit unſicheren und rohen Linien eingekritzelt iſt. Ich habe nie in meinem Leben etwas Sonderbar-Roheres von Grabmal geſehen. Haben die Menſchen, die darunter liegen, dieſen Steinen, welche ſie decken, geglichen, ſo müſſen es wahre Blöcke geweſen ſein. Auf einigen war keine ſolche Schwertfigur, die, glaube ich, ſich nur auf den Gräbern der Häuptlinge befand. Auf einem erkannte ich auch die ganze Figur eines Menſchen, die ungefähr ſo gezeichnet war, wie die Figuren, welche unſere Straßenbuben gegen das Verbot der Polizei an die Mauern und Wände der Häuſer machen; denn ich konnte nicht erkennen, ob ſie eine Dame oder einen Ritter, ein altes Weib oder einen Räuber vorſtellen ſollte. Wenn die Franzoſen in ihren geographiſchen Büchern bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts von den „Sauvages de l'Ecosse“ ſprachen, worunter ſie die Bewohner der Highlands und der hebridiſchen Inſeln verſtanden, ſo hatten ſie dieſen Balquidder'ſchen Grabſtein-Kunſtwerken zufolge ganz Recht. Auf einigen Steinen waren auch noch mehre hieroglyphiſche Figuren zu ſehen, die ich nicht enträthſeln konnte.

„Sie werden auf der Reiſeroute, die Sie ſich in Schottland vorgezeichnet haben, von allen denjenigen Dingen, welche die charakteriſtiſchen Elemente und Züge unſerer Hochgebirge bilden, ein Specimen finden, einige hübſche Seeen, denen ſo ziemlich alle unſere Seeen gleichen, einige hohe Bens, die wie alle unſere Bens ausſehen, einige wildromantiſche Glens, nach denen Sie ſich die übrigen denken können, einige hübſche Waldſcenen, die Sie nicht

mit einem zu großen Multiplicator vervielfältigen dürfen, einige Flüſſe, Bäche und Waſſerfälle, die Ihnen als Modell für den Reſt dienen können," ſo hatte man gegen mich über meine intendirte Reiſeroute geſprochen. Und wirklich hatte ich bereits alle jene Elemente der ſchottiſchen Landſchaft gefunden. Es fehlte mir nun nur noch eine ſchottiſche Felſen- und Sumpfwüſtenei, die ich in Gedanken mit einem ſehr bedeutenden Multiplicator vervielfältigen konnte, um mir alle großen Wüſteneien des übrigen Schottlands und der ſchottiſchen Inſeln vorzuſtellen. Ich fand ein herrliches Specimen von Wüſtenei heute zwiſchen Balquidder und Loch Katterin. Es ſind dieß in directer Entfernung zwar nur zehn engliſche Meilen. Aber weil es ein rauher Bergrücken iſt, der zwiſchen beiden Thälern liegt, und man hier hin- und herklimmen muß, ſo werden es wenigſtens zwanzig, und weil man ſich in einer völligen Einöde befindet und nichts ſieht als Wildniß, und jeder Schritt, den man macht, unangenehm iſt, ſo wird einem der Weg ſo lang wie funfzig Meilen.

Zuerſt hatten wir noch einen ordentlichen Pfad, und auch hier und da noch Menſchen, beſonders Schäfer, die immer von einer außerordentlichen Menge von Hunden umgeben waren. In der letzten kleinen Hütte kehrten wir ein, um uns hier noch ein Mal recht genau über die einzuſchlagende Richtung zu inſtruiren. Wir fanden ein paar Leutchen am Feuer ſitzen. Hinter dem Feuer lag ein großer Stein, an dem die Torfflammen hinaufleckten. Auf dem Steine ſtand wiederum das große ſchottiſche Salzfaß, das ich ſchon oben erwähnte. Es ſieht faſt aus, wie ein kleines Hundehaus; denn es iſt

wie bei dieſem ein rundes Loch darin. Doch iſt dieſes Loch nur für den hinein langenden Arm der Köchin beſtimmt. Ich fragte die Leute, warum ſie dem Salzfaſſe hier in Schottland immer einen ſo proeminenten Platz am Feuer gäben. Sie antworteten mir, es geſchähe dieß theils, um das Salz bei den Speiſen immer zur Hand zu haben, theils auch, um es trocken zu halten. „Heißt es nicht auch in der Bibel: Ihr ſeid das Salz der Erde?" ſetzte ein Alter hinzu, „und iſt nicht durch dieſen Spruch das Salz gewiſſermaßen geheiligt, und iſt nicht damit angedeutet, daß es eines der beßten Dinge für den Menſchen ſei? Darum ſtellen wir es über unſeren Heerd!" Nun ging das Beſchreiben des Weges an. Das war ein ziemlich ſchwieriges Ding. Denn da hier aller Grund und Boden entweder Felſen oder Moraſt iſt, und da weder jener noch dieſer Spuren der Menſchen annimmt, ſo haben ſich hier gar keine Fußpfade und Stege ausgebildet, ſo viele Menſchen auch ſchon ſeit dem Beſtehen dieſer Wildniß über die Berge wandelten. Da Alles gleich unbequem iſt, ſo ſchlägt auch Jeder, der mit der Gegend vertraut iſt, ſeinen eigenen Weg ein, und es ſummiren ſich daher nirgends die Fußſtapfen und bilden nirgends einen ausgetretenen Pfad.

Auch uns blieb am Ende nichts weiter übrig, als, nachdem wir uns ſo ungefähr die Hauptſpitzen und die Haupteinſattelungen, die wir paſſiren mußten, gemerkt hatten, unſeren eigenen Weg zu wählen. Es giebt nichts Oederes und Troſtloſeres als dieſe ſchottiſchen Wildniſſe. Nachdem wir uns etwas erhoben hatten, konnten wir ein gutes Stück davon überſehen. Die Thäler und die Spitzen

hatten alle ihre Namen, obgleich ſie eigentlich gar keinen Namen verdienten. Es wurden mir genannt Glen Scheini, Glen Man, Glen Fenlas, alsdann die Berge Benledi und Mealaonack. Ich gab mir aber keine Mühe, dieſe Namen und die Thäler und Spitzen, denen ſie angehörten, zu vergewiſſern, weil es ſich nicht der Mühe lohnt, wo Alles wüſte in einander fließt, die werthloſen Abtheilungen gehörig von einander zu ſondern.

Da aber ein großer Theil der ſchottiſchen Hochlande, und entſchieden der größte Theil der Oberfläche der Hebriden, Orkneys- und Shetlands-Inſeln ſo ausſieht, ſo mag es meinen Leſern intereſſant ſein, etwas Näheres über den Anblick des Landes zu erfahren. Die Hauptſache iſt zunächſt, daß man nirgends auch nur einen Baum oder Strauch gewahrt. Alles iſt öder, kahler Grund. Sowohl die Spitzen der Berge als die Thäler und Einſchnitte ſind vollkommen nackt und wüſte. Dabei iſt Alles im kleinlichſten Style wild. Nämlich alle Abhänge und Glens ſind mit unzähligen kleinen und großen Steinbrocken bedeckt, und dieſe ſind meiſtens mit feuchten Mooſen und Heidekräutern bewachſen und glitſcherig, und tritt man zwiſchen die Steine, ſo tritt man in Moraſt. Hie und da zeigt ſich zuweilen ein grünes Fleckchen. Man läuft mit Begierde darauf zu, weil man hofft, ein Mal den verwundeten Fuß auf ebene Wieſe ſetzen zu können. Kommt man aber hin, ſo entdeckt man, daß das Grüne nicht munteres Gras, ſondern trügeriſches Schilf iſt, unter dem ſich Sumpf angeſammelt hat, und mit Mühe muß man, um feſten Grund unter der Sohle zu behalten, auf Felſen

über dem Schlamme herum klettern. Dabei iſt die Farbe der ganzen Landſchaft dunkel und melancholiſch. Das einzige dem Auge Wohlgefällige liegt auf den höchſten Spitzen, nämlich Schnee, und das einzige dem Menſchen Nützliche auf den langen Bergrücken, nämlich Torfmoor, „Miurs“ oder „Muirs“ (ich konnte es nicht recht entſcheiden, ob die Schotten ſo oder ſo ſprachen).

Da, wie geſagt, der größte Theil der Hebriden ſo ausſieht, ſo begreift man, warum der Lord Huntly, dem James VI. den ganzen Archipelagus dieſer Inſeln für 10,000 ſchottiſche Pfunde (800 Pfund Sterling) anbot, anſtand, in dieſen Vorſchlag einzugehen. Ein Acker dieſes Landes gewährt dem Menſchen ungefähr ſo viel Nutzen, wie in den fruchtbaren Theilen der Lowlands etwa einige Ruthen Landes. Im Jahre 1810 betrug die Rente eines Ackers Landes in Edinburghſhire 1 Pfund 4 Schill. 6¼ Pence oder 294¼ Pence, während in demſelben Jahre die Rente eines Ackers in Argyllſhire, einer derjenigen Hochlandgrafſchaften, die dem von uns durchwandelten Bezirke nahe liegen, 1 Schilling und 11 Pence oder 23 Pence betrug, und dabei iſt ebenfalls fruchtbares und unfruchtbares Land eingerechnet. In den Orkneys aber war die Rente eines Ackers 8 Pence und in den Shetlands gar nur 3 Pence, in den letzteren alſo ungefähr 100 Mal niedriger als in den Lowlands. Es mag dieß einen Begriff geben von der außerordentlichen Verſchiedenheit des durchſchnittlichen Bodenertrages in den Lowlands und Highlands. Noch weit größer aber würde dieſer Contraſt ſein, wenn man bloß den Ertrag der fruchtbaren Lowlandſtriche

mit dem der unfruchtbaren Highlanddiſtricte in Vergleich ſtellen wollte.

Nachdem wir uns einige Stunden in dieſem troſtloſen Erdflecke fortgequält hatten, ſetzte ich mich endlich ganz verzweifelt und erhitzt an einer kleinen trüben Quelle nieder und fing an, mit meinem ſtupiden und wegunkundigen Führer zu zanken. Er hieß Macpherſon oder Ferguſon, d. h. Sohn des Fergus. Den Namen Fergus hatten mehre alte ſchottiſche Könige, und dieſe mochten wohl die Stifter des Clans der „Kinder Macpherſon" ſein, den die Engländer nun zu Ferguſon umgeändert haben; denn auf Gäliſch heißen dieſe Kinder eigentlich „Machkpherasch." Ich nahm aber wenige Rückſicht auf dieſe Prätenſionen königlicher Abſtammung und keifte ſo arg mit meinem Macpherſon, wie der Aerger des Augenblicks es mir eingab. „Herr, wenn Ihr ſo wüthend gegen mich ſeid, ſo gebt mir lieber mein Geld und laßt mich nach Hauſe gehen! Warum ſcheltet Ihr? Was wollt Ihr denn von mir?" — „Ich will vor allen Dingen beſſere Wege von Dir haben!" — „Ja, Herr, kann ich denn die Wege ändern? Ich wollte ſelbſt, ſie wären beſſer; denn ich werde morgen meine Schuhe flicken laſſen müſſen!" — „Warum haſt Du mich denn einen ſolchen Jammerweg in der Irre herumgeführt und warum haſt Du nicht den rechten gewählt?" — „Ich ſchwöre Euch noch ein Mal, daß ich den rechten Weg nicht wußte und nicht weiß; ich hätte ihn Euch ſonſt gewiß nicht verhehlt!" — „Warum haſt Du, Unſeligſter, Dich mir denn als Führer hier angeboten?!" — „Mein Gott, Herr, der Tageslohn iſt jetzt ſchlecht, man verdient doch gern etwas, und ich mache es ja ſo gut, als ich kann!" — „Wenn

Du mir nur noch ein wenig durch Erzählungen dieſe melancholiſche Reiſe verſüßteſt, aber Du biſt ja ſo ſtumm wie ein Stück Holz! In dieſen Wildniſſen hat Rob Roy gehauſt; könnteſt Du mir nicht irgend etwas Intereſſantes von ihm mittheilen?!" — „Ich habe Euch ja ſchon geſagt, daß die Leute ſprechen, er ſei ein ſehr kluger Mann und ein Räuber geweſen, und weiter weiß ich nichts von ihm." — „Wozu nimmt der Fremde denn Euch Führer, die Ihr Euer „native country" ſelbſt am beßten kennt, als daß Ihr ihn das Land und ſeine Natur etwas kennen lehrt!" — „Nun, Herr, wie die Natur des Landes beſchaffen iſt, das ſeht Ihr ja wohl ſelbſt am beßten. Guckt doch nur da und dort hin. Es iſt ja ein jämmerlich armſeliges Land." — „Könnteſt Du mir nicht etwas von dem Leben der Leute in den Bergen verrathen?!" — „Von dem Leben der Leute? Nun ja, das kann ich; hättet Ihr mich das nur gleich gefragt, ſo hätte ich es Euch ſchon längſt geſagt. Die Leute leben hier meiſtens von Kartoffeln und Milch. Die Kartoffeln machen ſie zu Muß, und die Milch gießen ſie um den Breihaufen herum. An Feiertagen kochen ſie ſich auch ein Stück Lammfleiſch zu Broſe." — „Schon gut! ſchweig nur, packe wieder auf und laß uns weiter gehen."

Als wir wieder unſere Saltomortales von einem Steinblocke auf den anderen begannen, erblickte ich auf ein Mal zu meiner großen Freude eine lebendige Figur in der Ferne auf einem Bergrücken ſich bewegen. Wir ſtanden ſtill, um zu ſehen, was es wäre. Bald verſchwand, bald erſchien die Figur wieder, und wir erkannten einen munter ſich zu

uns heran arbeitenden Menſchen, der uns mit der Hand von ferne zuwinkte und zurief. Wir bewillkommneten ihn mit Freuden und machten ihn mit unſerer unangenehmen Lage in Bezug auf das Finden der Wege zum Loch Katterin oder vielmehr zu dem Wirthshauſe der Miß Stuart in der Nähe jenes Loch bekannt.

Der Mann hatte eine hübſche Glengarri-Mütze auf, mit einer Vogelfeder daran, die ihn ſehr wohl kleidete, und ich hielt ihn daher anfangs für einen Jägersmann, beſonders auch ſeines munteren Ganges und ſicheren Schrittes auf den rauhen Felſen wegen. Allein es ſtellte ſich bald heraus, daß es ein Schneiderlein war, das zu einigen Farmers in der Nähe der Seeen beſtellt war. Die Schneider, die auf dem Lande von Hof zu Hof wandern, haben immer etwas Munteres in ihrem Weſen. Da ſie mit vielen Leuten bekannt ſind und viele Neuigkeiten hören, und da ſie auch bei ihrer leiſen und ruhigen Arbeit mehr der Converſation pflegen können als z. B. die Schmiede, Zimmerleute oder Tiſchler, ſo ſind ſie gewöhnlich redſelig und gute Reiſegefährten in einer Wüſtenei. Die Farmers, zu denen er gehen wollte, hießen Stuarts, wie denn hier herum in Glen Scheini, in Glen Fenlas und am Katterin-See faſt überall Stuarts wohnten. „Wir könnten mit ihm dorthin gehen," ſagte er, „dort ein wenig ausruhen und dann von da aus den Abend vielleicht noch zu dem Wirthshauſe von Miß Stuart am See gelangen." Wir nahmen ſeinen Vorſchlag mit Vergnügen an, hatten bald den Kamm des Jochs erreicht und wanderten nun auf der anderen Seite, ich glaube, im Glen Fenlas hinab. Auch

hier war der Weg freilich nicht um ein Haar beſſer, aber der beſſeren Geſellſchaft wegen erſchien er uns doch ſo.

Mr. Tyler, welcher die umfaſſendſte und nach Walter Scott's Urtheile beßte Geſchichte von Schottland geſchrieben hat, entwirft eine Schilderung der Wälder Schottlands zur Zeit von Wallace und Bruce, aus welcher hervorgeht, daß ſelbſt damals (im 14ten Jahrhundert) das Land noch mit großen Wäldern bedeckt war. Es iſt dieß eine Periode, die verhältnißmäßig nicht weit (nur etwa 500 Jahre) zurückliegt, und es bleibt ein Räthſel, wie und durch welche Umſtände das Land auf eine ſo affröſe Weiſe entholzt und entwaldet werden konnte. Erſt als wir etwas „laigher*) down“ kamen, begegneten uns wieder einzelne Bäume, welche meine Leute „Scotch Mahagony“ nannten. Ich erinnere mich aber leider nicht mehr, was es für Bäume waren.

Die erſte Einwohnerin, auf die wir trafen, war Kriſty Mac Clara. Wir ſahen aber die Hütte dieſer alten Frau nur in ſehr weiter Ferne liegen, an einem ſehr einſamen Platze (a very lonsome place), in einem niedrigen Grunde, in dem Eingangspunkte zweier wilder unfruchtbarer Thäler. Die Leute ſagten mir, dieſe alte Frau lebe dort ganz mutterſeelenallein, und ihre einzigen Lebensgefährten wären eine Kuh und zwei Schafe, für die ſie auf den benachbarten Felſen die Nahrung zuſammenſuche. Sie habe die Gerechtſame dazu von dem reichen Pachter Stuart, ich weiß nicht mehr für

*) „Laigher“ oder „leger“ heißt im Schottiſchen „niedriger“, eben ſo wie im Plattdeutſchen, wahrſcheinlich vom deutſchen „liegen“, das „liegende Land.“

wie viel Pence im Jahre gepachtet und lebe dort ſchon ſeit unvordenklichen Zeiten immer ganz allein. Der kleine ſchwarze Punkt der Hütte dieſer Alten nahm ſich in dem weiten wüſten Rachen der Thäler faſt zum Erſchrecken verlaſſen aus. Dieß war ohne Zweifel irgend eine Walter-Scott'ſche Alte, bei der die Schmuggler und die verſtohlenen Whisky-Brenner ihre Zuſammenkünfte hielten und ihre Verſtecke hatten.

Endlich kam wieder ordentliches Gehölz, wir drangen durch, und auf einem ſchönen glatten Wieſenabhange liefen wir den Reſt der Berge hinab und geradeweges zu den geräumigen Pachthöfen der Stuarts hin, die an dem Fuße dieſes reizenden Abhanges und mitten in einer lieblichen Weltung und Lichtung jenes Gehölzes lagen.

Es waren nicht weniger als ſechs „Stuartich", ſechs Pächter Stuart, deren Familien hier ſeit langen Jahren ſehr ausgedehnte Schafpachtungen beſitzen. Nach dem, was mir die Leute ſagten, ſchien es mir, daß alle ſechs Familien in einer Art von Pacht-Gemeinſchaft mit einander lebten. Jede aber hatte hier ihr beſonderes Haus, und ihre Gehöfte lagen alle, ein kleines Dorf bildend, dicht neben einander. Sie ſagten mir, ſie wären hier in der Gegend weit und breit die größten „Graziers" (Gras- oder Viehbeſitzer). Zuſammen hätten ſie zwiſchen 5000 und 6000 Schafe. Der Herr und Eigenthümer des Grundes und Bodens iſt der Lord Doune. „Eigentlich ſolltet Ihr ſagen, der Earl von Moray", bemerkte corrigirend der alte Pächter Stuart, in deſſen Hauſe wir in der Dämmerung eingekehrt waren, und

bei deſſen Feuer wir uns niedergelaſſen hatten, „denn Lord oder Baron Doune iſt nur „the second title“ (der zweite Titel) von „Francis Stuart.“ Earl von Moray iſt aber ſein erſter und vornehmſter Titel, und unter dieſem Titel iſt er den Leuten bekannt.“ Dieſe Bauern wiſſen ſehr genau um die Titel ihrer Herren Beſcheid. Ein Fremder begeht immer Fehler darin. Man darf auch die Earls von Moray nicht mit den Murrays verwechſeln, welches kein Titel, ſondern der Name eines Clan iſt. Die ſchottiſchen Lords Doune dürfen auch nicht mit den iriſchen Lords Down verwechſelt werden. Die Earls von Moray ſind die reichſten und vornehmſten von allen Stuarts, und ich glaube, ſie werden als ihre „Chiefs“ betrachtet. Doch ſind ſie nicht die einzigen Stuarts in der ſchottiſchen Peerage. Auch die Earls von „Galloway,“ die Earls von „Dumfrees“ und „Bute,“ die Barone „Blantyre,“ die Earls von „Traquair“ ſind Stuarts. Doch ſchreiben ſich einige von ihnen „Stewarts.“ Die Stuarts und die Douglas ſind, glaube ich, die am häufigſten vorkommenden Familiennamen in der ſchottiſchen Peerage.

Obgleich es, wie geſagt, ſchon dämmerig war, ſo zeigte mir Mr. Stuart doch Haus und Hof noch en détail. Er hatte ſeine Wohnung, wie es ſchien, in zwei Abtheilungen gebracht, eine für die Stallungen, für die Knechte und Mägde und für das alltägliche Leben, und eine für ſeine Gäſte, für die Sonntage und für feſtliche Gelegenheiten. Selbſt in der erſteren war Alles recht ordentlich und reinlich, aber in der letzteren war es ſo elegant und hübſch, wie ich es nur in den beßten Pachthäuſern Englands

geſehen hatte. Nicht nur in ſeinen Zimmern, ſondern auch auf ſeinen Treppen und Hausfluren lagen Teppiche, und die Stuben waren ſo proper, daß ich mit meinem zerlumpten Reiſecoſtüm, ſo wie ich war, nicht hineinzutreten wagte. Da ich ſoeben recht mitten aus der Wildniß kam, wo mich den ganzen Tag über ſelbſt der Anblick der geringſten Hütte gefreut hätte, ſo ſetzte mich dieß ſo ſehr in Erſtaunen, wie einen Wilden, den man in die Mitte einer Hauptſtadt führt. Außer ſeinem Antheile an den 6000 Schafen hatte mein Freund nur noch neun Kühe und zwei Pferde, da der Anbau von „Oats“ (Hafer), „Barley“ (Gerſte) und „Patatoes“ (Kartoffeln) hier nicht groß war.

Darnach ſetzten wir uns wieder ans Feuer in der großen „Servants'hall“ (Knechtehalle), wo ſich der Herr, die Knechte, die Nachbarn, die Mägde, der Schneider und mein Führer verſammelten. Eine allerliebſte Magd — Jeane Fiſchar hieß ſie — machte die Honneurs mit ſchöner Highland-Milch, die viel ſüßer iſt als die in den Lowlands, und mit „Barley-scone“ (jener Waſſermehlpappe, die ich oben ſchon bei Muthill beſchrieben habe). „Dſchihn“ (ſo ſprechen ſie den Namen Jeane aus) war viel ſchöner als ihr Name, und dabei hatte ſie eine ſo feine Ausbildung ihrer Geſichtszüge, wie ſie bei den Bäuerinnen in manchem anderen Lande gewiß ſehr ſelten iſt.

Die Männer hatten alle jene Handſchuhe an, von denen ich oben beim Loch Tay ſprach, ich meine jene Theerhandſchuhe. Denn ſie hatten in dieſen Tagen den großen Act des „smuiring“ (Einſchmierens) ihrer Schafe

vorgenommen. Sie hatten noch ſechs große Kübel voll Schmiermaſſe in ihrem Gehöfte ſtehen und eine ganze Reihe zum Theil leerer, zum Theil voller Theertonnen daliegen. Denn am folgenden Tage ſollte das „smuiring“ oder „smiuhring“*) von Neuem angehen. Bei einer Herde von 5000—6000 Schafen kann man ſich denken, daß dieß ein nicht unwichtiger Act iſt, und daß ein gut Theil Zeit, Arbeit, Theer und Butter darauf verwendet werden muß. Auf dreißig Schafe, ſagten ſie mir, verbrauchten ſie einen Kübel voll, der zehn Pinten Theer und einen Stein (Stone), d. h. vierzehn Pfund Butter in ſich faßte; 3000 Schafe verbrauchen alſo jährlich 1000 Pinten Theer und 1400 Pfund Butter. Da es manche Farm giebt, die 3000 Schafe zu ſchmieren hat, ſo ſieht man, daß dieſer Gegenſtand nicht unbedeutend iſt. Sie hielten auch hier das „smuiring“ für durchaus nothwendig; „the tare keeps them warm and clean“ (der Theer hält ſie warm und reinlich), wiederholen ſie dem dagegen proteſtirenden Reiſenden. In anderen Ländern, wo es auch kalt iſt, weiß man nichts von dieſem Theeren, und hier macht man ein großes Weſen davon. Man findet in den Haushaltungen aller Länder der Welt ſolche Wirthſchaftszweige und Anſtalten, um die ſich die Eingeborenen außerordentlich viel Mühe geben, weil ſie ſie für unentbehrlich halten, während man in anderen Ländern gar

*) In den ſchottiſchen Pronunciationsregeln findet man freilich, daß das „ui“ ausgeſprochen werden ſolle wie das franzöſiſche „u“ oder das deutſche „ü.“ Mir klang es aber immer ſo, wie ich es oben gab.

nichts davon weiß und doch auch ohne ſie durch die Welt kommt, ungetheert und ungeſchmiert.

So verſchieden man die Länder und ihre Sitten daher in vielen Beziehungen findet, ſo merkwürdig ähnlich ſind ſie doch auf der anderen Seite wieder in vielen anderen Zügen. So z. B. dachte ich mir ſonſt, als ich in Kurland die Letten bei Nacht mit einer Fackel und mit einer vielzackigen Harpune fiſchen ſah, mit welcher ſie die Fiſche durchbohren, daß dieß bloß ein lettiſcher Einfall ſei. Und jetzt erfuhr ich, daß man dieſe Art von Fiſchfang und ganz dieſelben Inſtrumente auch in Schottland kennt, und habe ſeitdem geleſen, daß man auch in Nordamerika und außerdem noch in mehren anderen Theilen der Welt die Fiſche ganz accurat auf dieſelbe Weiſe fängt. Eben ſo glaubte ich ſonſt, daß nur die Oſſeten im Kaukaſus und die Tataren in der Krim die Gewohnheit hätten, ihr Feuer ſo anzumachen, daß ſie einen dicken Baumſtamm an einem Ende anzünden und ihn dann in dem Maße, in welchem er abbrennt, ins Feuer nachſchieben. Und nun ſaß ich hier denn heute Abend in dem Hauſe meiner ſchottiſchen Farmer bei einem Feuer, das beinahe auf ein Haar jenem tatariſchen Feuer glich. Sie hatten einen großen langen Baumſtamm, der mit dem einen Ende in der Gluth lag und mit dem anderen auf ſeinen Zweigen ruhte. Das brennende Ende hatten ſie mit Torfſtücken umlegt, die ihn immer im Brand erhielten. Auf dieſe Weiſe, ſagten ſie, machten ſie ſich, wenn es recht kalt wäre, ein tüchtiges Feuer an.

Dann und wann ſah ich ſie etwas auf einen Stock ſtecken und daran einen braunen Lappen ans Feuer halten.

Ich konnte anfangs nicht recht ermitteln, was es ſei, und mein erſter Schreckensgedanke war, es möchten „Mutton-chops“ ſein; denn ich erinnerte mich, daß ich die Leute oft auf ähnliche Weiſe ein Stück Muttonchop am Feuer hatte bereiten ſehen, das ich nachher zum Aerger meiner Zähne verarbeiten mußte. Zu meiner Beruhigung erkannte ich indeß bald, daß es Tabacksblätter waren. Die Leute erhalten hier nämlich den Taback in Rollen, von denen ſie ſich dann ein Stück abſchneiden. Dieß Stück wickeln ſie auf und trocknen es auf die beſagte Weiſe am Feuer, bis es ganz trocken und brüchig wird, und dann ſtopfen ſie es, indem es unter ihren Fingern zerbröckelt, leicht in ihre kleinen Pfeifen hinein. Dieß iſt wieder eine Rauchtabacksoperation, die ich noch nirgend geſehen hatte, und welche die Umſtände hier nöthig machen. Mein gaſtfreundlicher Wirth ließ meinem Führer einen „Dram“ reichen, ſo wie auch einigen ſeiner Nachbarn, und merkwürdig war mir das ceremoniöſe Weſen, mit welchem ſie ſich dabei gegenſeitig begrüßten und unter einander ihre Geſundheit tranken. „Deine Geſundheit, Lad!“ — „Euere Geſundheit, Stuart!“ — „Euer Wohlſein, Robert!“ hieß es immer rund herum, ehe ſie den Dram anſetzten und verſchluckten. In den höheren Claſſen von Schottland und England iſt ſonſt das Geſundheittrinken weniger gebräuchlich als bei uns. Vielleicht werden mit dem Branntwein auch mehr Umſtände gemacht als mit dem Biere und Weine, weil er kräftiger iſt, und weil man ſich bei ihm gewiſſermaßen ſchämt, ihn ſo ganz sans façon zu trinken.

Es dauerte auch nicht lange, nachdem der Dram

genommen worden und einige Vertraulichkeit entſtanden war, daß ſie mich nach meinem Clan und Vaterlande fragten. Mein Clan, antwortete ich ihnen, ſei nicht eben ſehr bedeutend, und namentlich nicht königlich wie ihr Royal-Stuart-Clan. Von Vaterland aber wäre ich ein „Garamaltjach“*). So hatte mir ein des Gäliſchen Kundiger meine Landsleute, die „Germans,“ genannt. Ohne Zweifel iſt dieſer Name nur das verdorbene engliſche Wort „German.“ Darauf ließen ſie ſich in ein Lob der Garamaltjachs ein, und einige, die unten am See bekannt waren, ſagten, daß von allen Ausländern die Deutſchen diejenigen wären, welche am häufigſten hierher kämen, ihre Seeen zu beſuchen. „Ihr Deutſchen ſeid ſo, wie wir Schotten, ein wanderndes Volk. Ihr liebt die Fremde und zieht überall umher. Ihr ſeid darin ganz anders als die Franzoſen, unſere nächſten Nachbarn, welche wir doch am häufigſten hier zu ſehen erwarten könnten, die wir aber faſt nie zu erblicken bekommen. Und doch iſt Euer Vaterland wohl 17 Mal größer als Frankreich, ſo daß Ihr weit mehr Platz darin habt, als die Franzoſen in dem ihrigen. Der Größe Eueres Vaterlandes wegen ſetzt mich Euere Wanderluſt in Erſtaunen, und ich kann ſie mir nicht erklären. Bei uns Schotten hier iſt es kein Wunder, da wir ein ſo enges Vaterland haben, daß wir bei zwei oder drei Siebenmeilenſchritten, die wir machen, gleich ins Meer laufen. Da ſehnt man ſich denn natürlich leicht ein Mal übers Meer hinüber zu anderen Ländern hin. Bei

*) Armſtrong ſchreibt: „Gearmailteach.“

Euch aber hängen ja alle Länder mit einander zuſammen, und es iſt Alles, Fremdes und Einheimiſches, mehr Eins.“

Bis auf das 17 Mal größere „Germany“ war Alles, was mein Bergſchotte ſagte, ſehr vernünftig. Und auch jenes iſt nicht ſo unnatürlich. Ich habe ſchon oben geſagt, daß Deutſchland den Leuten hier weit größer ſcheint, als es iſt, da ſie auch Ungarn und, weil ſie hören, daß die Donau ein deutſcher Fluß iſt, überhaupt alle Donau-Länder mit dazu rechnen. Deutſchland, das iſt ihnen hier der weite große Oſten hinter Frankreich, und ſie wiſſen oft ſelbſt nicht, ob die Ruſſen auch noch Deutſche ſind oder nicht. Mich fragte einmal ein ſchottiſcher Kaufmann, dem ich geſagt hatte, ich ſei ein Deutſcher: „are you a Russian or a Prussian German?“ (ſeid Ihr ein ruſſiſcher oder ein preußiſcher Deutſcher?) Der unglückſelige Reim von Preußen und Reußen hat, glaube ich, ſchon mehre ſolche Irrthümer veranlaßt.

Uebrigens iſt es zu bemerken, daß die Bergſchotten durchweg ein ſehr intelligentes und auch meiſtens ſehr gut unterrichtetes Volk ſind. Nicht nur jetzt findet man ſie ſo, ſondern ſchon Dr. Johnſon und auch noch frühere Reiſende haben ſie ſo gefunden und haben bemerkt, daß, ſo wild und rauh auch ihre Sitten wären, und ſo armſelig ſie meiſtens leben, doch die Schärfe ihres Verſtandes nicht nur, ſondern auch der Umfang ihrer Kenntniſſe und der Grad ihrer Unterrichtetheit verhältnißmäßig auffallend bedeutend zu nennen ſeien. Dr. Johnſon drückt an mehren Stellen ſeines Buches ſeine Verwunderung darüber aus, daß ſo viel Verſtand und ſo viele Kenntniſſe mit ſo wilden

Sitten, mit ſo kriegeriſchem Sinne und ſo großer Armuth ſich verbinden könnten. — In einem merkwürdigen, von den „Poorlaw Commissioners“ im Jahre 1841 herausgegebenen Buche über die Erziehung der Kinder der Armen, in welchem ſich überhaupt ſehr vieler Stoff zur Kenntniß Großbritanniens findet, lieſt man unter Anderem auch mehre intereſſante Berichte von großen Fabrikbeſitzern über den National-Charakter der verſchiedenen Arbeiter, die ſie in ihren Werken beſchäftigen. Ich will daraus die Aeußerungen einiger dieſer Herren über die ſchottiſchen Arbeiter hier herſetzen.

„Wir finden, daß die ſchottiſchen Arbeiter auf dem Continente weit beſſer fortkommen als die engliſchen, was ich vorzüglich ihrer beſſeren Erziehung zuſchreibe, die es ihnen leichter macht, ſich in die Umſtände zu fügen, ſich beſſer mit ihren Mitarbeitern zu vertragen und einen verträglichen Umgang mit allen den Leuten zu pflegen, mit denen ſie in Berührung kommen. Da ſie ihre eigene Sprache gewöhnlich grammatikaliſch gelernt haben, ſo beſitzen ſie auch eine größere Leichtigkeit, ſich fremde Sprachen anzueignen. Sie haben einen großen Geſchmack für Lecture und ſuchen immer in anſtändige Geſellſchaft zu kommen und ſich reſpectable Freunde zu erwerben. Sie ſind vorſichtig in ihrem Betragen und begierig, ſich ſolche Kenntniſſe zu verſchaffen, welche ſie für die beſſeren Claſſen der Geſellſchaft geſchickt machen.“ — Dieſes Zeugniß legte ein Herr Eſcher, welcher der bedeutendſte Fabrikbeſitzer in Zürich iſt, in London ab.

Ein anderer Fabrikant, ein Herr Fairbairn, aus Manchester, der dort 680 Perſonen und in London in einem

anderen Etabliſſement 500 Perſonen beſchäftigte, äußerte ſich über die Schotten folgendermaßen: „Die Arbeiter, welche von Schottland und vom Norden von England, von Cumberland und Northumberland, kommen, haben im Ganzen eine ziemlich gute Elementar-Erziehung erhalten. Die von Schottland ſind gewöhnlich in den Parochialſchulen erzogen worden, ſie leſen und ſchreiben, ſind im Allgemeinen brauchbare Arithmetiker, und oft haben ſie von den niedrigen Zweigen der Mathematik eine gute Kenntniß, einige von ihnen zeichnen nicht ſchlecht. Die engliſchen Arbeiter von den nördlichen Grafſchaften Cumberland und Northumberland ſind auf ähnliche Weiſe, doch nicht ganz ſo ſorgfältig erzogen als die Schotten, und ich ſchreibe dieß dem Mangel der Parochialſchulen zu, welche meiner Meinung nach in Schottland unſchätzbar ſind. Die Arbeiter von Yorkſhire, Lincolnſhire und dem Süden von England ſtehen in Bezug auf die Erziehung bei Weitem unter denen aus dem Norden. Die Arbeiter aus dem Norden von Irland rangiren in Beziehung auf die Schulerziehung mit den Engländern aus den nördlichen Grafſchaften, obgleich ſie in techniſchen Fertigkeiten unter ihnen ſtehen.“

Dieſe ohne Zweifel intereſſanten Berichte ſtimmen ganz und gar ſowohl mit dem, was frühere Reiſende ſagten, als auch mit dem, was der jetzige Reiſende dort bemerken kann, überein. So fand auch ich bei meinen Farmers nicht nur viel Geſchmack in ihrer Unterhaltung, ſondern der Farmer Stuart zeigte mir auch ſeine Bibliothek, die aus einigen ſtatiſtiſchen, religiöſen, geographiſchen und philoſophiſchen Werken beſtand. Auch hielt er ein Journal, der

„Gazetteer“ genannt. Und doch waren ihre Gehöfte auf drei Seiten von der Wildniß umgeben, die ich oben beſchrieben habe, und auf der vierten von einem Walde, den ich nachher durchſchritt. Ich muß überhaupt noch die Bemerkung nachholen, daß ich bei den verſchiedenen kleinen Dorfwirthen, bei welchen ich auf meiner Reiſe logirte, überall eine ausgewählte, ordentliche und wohlerhaltene kleine Bibliothek fand. Meine Farmer und ihre Knechte, ſo wie überhaupt alle Anweſende verſicherten mir, daß ſie alle leſen und ſchreiben könnten, und daß dieſe Künſte überhaupt hier Jeder betreibe. Von allen Wildniſſen der Hochlande mag dieß indeß wohl nicht zu verſtehen ſein.

Sehr merkwürdig iſt mir in dem Berichte des zuletzt genannten Fabrikbeſitzers die Bemerkung, daß er auch die Engländer aus den nördlichen Grafſchaften beſſer erzogen finde als die übrigen Engländer, obgleich nicht ganz ſo gut als die Schotten, und die nördlichen Irländer beinahe ſo gut als die nördlichen Engländer. Bekanntlich ſind die genannten nördlichen Provinzen Englands oft und lange im Beſitze der Schotten geweſen und hier mit einer Bevölkerung verſehen, welche ſogar halbſchottiſch iſt. Eben ſo iſt bekanntlich der Norden von Irland von Leuten ſchottiſcher Abkunft bevölkert. Es ſcheint alſo die Luſt an Kenntniſſen und an beſſerer Erziehung dem ſchottiſchen Stamme eigenthümlich zu ſein und den Schotten als etwas Nationales im Blute zu liegen.

Man erinnert ſich bei dem über die Beleſenheit und Erziehung der Schotten Geſagten auch an das, was man von den Kenntniſſen eines, von den literäriſchen

Mittelpunkten Europa's noch entlegeneren Volkes, der Isländer, sagt, und stellt dabei in Gedanken die nördlichen Theile fast aller Länder in Parallele. Das nördliche Frankreich ist im Ganzen ohne Zweifel besser erzogen als das südliche, liest und schreibt besser als dieses. Bei den Niederlanden läßt sich von Holland im Vergleich zu Belgien ganz dasselbe sagen, daß es kenntnißreicher und besser geschult sei als dieses. Eben so ist, wenn wir Deutschland betrachten, im Norden desselben eine feinere Erziehung und eine größere literarische Bildung zu Hause als im Süden. In Italien hat man im Mailändischen ganz ähnliche Vorzüge vor Neapel voraus. In Rußland liegt das Centrum seiner Intelligenz ebenfalls im Norden.

Was so im Einzelnen bei jedem Lande sich auf eine merkwürdige Weise bestätigt findet, zeigt sich denn auch bei Europa im Großen und Ganzen genommen. Im ganzen Norden Europa's ist eine größere Belesenheit, eine größere Wissenschaftlichkeit und bessere Schulerziehung zu Hause als im Süden. Es hängt dieß gewiß mit klimatischen Verhältnissen zusammen. Die langen nördlichen Winterabende, das zusammengehaltene häusliche und Familien-Leben, die geringere Zerstreutheit der Menschen in Straßen, Feld und Natur bewirken es, daß sie dort lese- und schreiblustiger sind und sich auch gegenseitig mehr Bildung und Kenntnisse mittheilen. Eben diese klimatischen Verhältnisse mögen auch die Ursache sein, warum das Licht der Wissenschaften zuerst unter einem südlicheren Himmel auftauchte. So lange die Bildung, wie bei den Griechen und Römern, nur von Munde zu Munde

tradirt wurde, mußte ſie im Süden bleiben. Nach Erfindung der Buchdruckerpreſſe mußte ſie aber in die nördlichen Ländern wandern, wo man mehr Gelegenheit zum Leſen findet.

Doctor Johnſon ſagt, daß er ſich einen Vorwurf daraus gemacht haben würde, wenn er nicht unter den Hochländern ſich nach dem merkwürdigen „second sight“ erkundigt hätte. Er bringt manches Intereſſante darüber zum Vorſchein, was die Welt nun bei ihm leſen kann. Ich dachte auch an das „second sight“, als ich mich unter ſo klugen Leuten, wie meine Stuarts es waren, befand. Aber ich war nicht ſo glücklich, irgend etwas Neues zu hören. Nur die Frage, ob es auch einen gäliſchen Namen für dieſe Erſcheinung gäbe, beantworteten ſie mir. Sie ſagten, ja, es hieße „Darschul“ *).

Hat es hiermit, wie ich glaube, ſeine Richtigkeit, ſo ſcheint daraus hervorzugehen, daß das merkwürdige Seelen-Phänomen des „second sight“ nicht nur den gemeinen Leuten in Schottland, ſondern auch namentlich der gäliſchen Bevölkerung des Landes ſehr wohl bekannt iſt. Ich glaube ſogar nun, daß dieſe geiſtige Fata-Morgana, denn ſo könnte man ſehr füglich das „second sight“ nennen, mehr gäliſchen als ſächſiſch-germaniſchen Urſprungs iſt. Es ſcheint mir ſo ganz zu den übrigen gäliſchen Seeleneigenheiten zu paſſen. Leider weiß ich nicht, ob auch in Irland das „second sight“ zu Hauſe iſt, wie man wohl nach dem Beiſpiele der vielen

*) Nach Armſtrong geſchrieben: „Darasuil“.

Dinge, die Irland und das ſchottiſche Hochland gemein haben, vermuthen ſollte.

Wie Schönheit, ſo zieht auch Klugheit vorzugsweiſe in einfachem Gewande an, und es wurde mir daher ſchwer, von meinen geſcheiten Farmers Abſchied zu nehmen. Da ich aber meinem Reiſeplane nach noch an dieſem Abende oder doch in dieſer Nacht bei Miß Stuart in der Nähe der Troſachs eintreffen mußte, ſo machte ich mich bei Mondſchein auf, um noch die letzten fünf Meilen meines Tagemarſches zurückzulegen. Da ich von der Unzuverläſſigkeit meines Führers keine Beweiſe mehr brauchte und wünſchte, ſo war ich ſehr froh, daß ſich einige der Anweſenden an uns anſchloſſen, um uns bis zu den Seeen hinab zu geleiten, von wo aus ich denn Miß Stuart nicht mehr verfehlen konnte.

Glen Bucki iſt der Name des kleinen hübſchen, engen und waldigen Thales, das uns zu den Seeen hinabführte, und deſſen maleriſche Schönheiten wir im Dämmerlichte des Mondſcheines nur undeutlich erkennen konnten. Ich ſage, es war waldig. Es iſt gewöhnlich mit den ſchottiſchen Hochlandthälern der Fall, daß ſie etwas Gehölz im Munde tragen, weiter hinauf aber kommt dann die kahle Wüſte. In den Vertiefungen der Thäler, an ihren Mündungen, an den Rändern der Seeen hin, da erſcheint der Honig der Gehölze in den Highlands nur dünn aufgetragen, während die Spitzen, die hohen Rücken, die langen Gebirgszüge, die breiten Plateaus meiſtens ganz kahl ſind. Welcher Contraſt in dieſer Beziehung mit anderen Gebirgen, namentlich z. B. mit dem Thüringer Walde, wo vorzugsweiſe alle Höhen, alle Spitzen, alle Rücken mit Wald

bedeckt ſich zeigen, während in den Vertiefungen und Thälern die Bäume von den Aeckern vertrieben ſind.

Nach einer Stunde Marſches kamen wir im Hauptthale der Seeen an. Es iſt dieß ein ähnliches Thal wie das des Loch Tay und wie die ſo vieler länglichen Seeen in Schottland, nur mit dem Unterſchiede, daß ſich hier die Gewäſſer nicht in einem einzigen Seeſtück, ſondern in drei kleinen länglichen Abtheilungen geſammelt haben, von denen die größte und längſte im Weſten liegt und der Loch Katterin heißt, eine kleine im Oſten, der Loch Venachar, und die kleinſte in der Mitte zwiſchen beiden, der Loch Achray. Der hohe Ben Lomond und die Berge von Menteith im Süden, der Ben Ledi und Maclaonach im Norden bilden die hohen Ränder und Spitzen, zwiſchen denen dieſes Seeenthal eingeſenkt iſt. Wir kamen in der Nähe des Loch Venachar an, und nachdem meine Freunde in einem ſehr romantiſch an der Spitze dieſes Seees gelegenen kleinen Whisky-Hauſe einen tüchtigen Dram genommen hatten, ließen ſie uns die gerade Straße im Thal hinaufziehen, welche direct zu Miß Stuart führte. Wir paſſirten bei verſchiedenen hübſchen Scenen, die von Wald und Fels gebildet wurden, vorüber und kamen dann hart am Ufer des kleinen Loch Achray vorbei, der im Mondſchein glänzte, und in deſſen Namen ich wiederum das Ach (aqua) bemerkenswerth fand, das in ſo vielen hochländiſchen Ortsnamen vorkommt. Bloß in der Nachbarſchaft dieſer Seeen finden ſich auf meiner Specialkarte folgende Achs: das Dorf Ach, die Dörfer Acharn, Achoan, Achirgarn, Acheſſan, Achinver, Achaltic, Achnagillin, Achenboui, Achnacrieve, Achanellan, Troß-achs, Ben-achar ꝛc.

Der Gasthof der Miß Stuart wird gewöhnlich nur „Stuart's Inn“ genannt, wahrscheinlich weil er sich, wie die ganze Gegend umher, schon seit längerer Zeit im Besitze von Stuarts befindet. Es ist ein großes schönes und bequemes Gebäude, und ich bekam das ganze Haus für mich allein, denn ich war der einzige Gast, und nachdem die Leute mich zu Bett gebracht hatten, schlossen sie das Haus hinter sich ab und zogen sich in ein Nebenhaus zurück. Nur die Dame vom See ließen sie bei mir, ich meine ein Exemplar der Scott'schen „Lady of the Lake,“ mit welcher Lecture ich mir in meinem einsiedlerischen Hause die Stunden der Nacht vertrieb, die für mich wegen der übergroßen Anstrengungen in unseren Bergwildnissen schlaflos waren.

XIX.

Loch Katterin.

Wie bei den meiſten celtiſchen Namen in Irland und Schottland, ſo giebt es auch bei dem Namen dieſes Sees eine Menge verſchiedener engliſcher Schreibarten. Walter Scott ſchreibt ihn Loch Katrine, Chambers Loch Katterin, auf einigen Karten findet man Katherine. Das Volk ſpricht immer ſo: Loch Catteren. Ich weiß nicht, woher der See ſeinen Namen empfangen hat. Das Erſte, auf welches man ſehr natürlich verfällt, iſt, daß die ſchöne Dame vom See, welche der Gegenſtand des Gedichtes Walter Scott's, ſo wie der Liebe des königlichen Jägers war, Katterin geheißen haben und daher der See ſeinen Namen erhalten haben möge. Allein dieß geht nicht aus dem Gedichte ſelber hervor. Auch iſt es unwahrſcheinlich, daß das Volk auf das im Ganzen unbedeutende Ereigniß, welches dem Dichter Veranlaſſung zu ſeiner ſchönen Erzählung gab, bei Benennung des Sees Rückſicht genommen habe. Der Name Katterin kommt noch mehre Male in Schottland vor. So heißt z. B. auch ein Schloß der Stuarts in Ayrſhire

Catrine. Und es scheint daher besser, hier an die „Catterens", jene berühmten Landsknechte, welche eine Zeit lang in der schottischen Geschichte eine nicht unbedeutende Rolle spielten, zu denken und anzunehmen, daß ihnen zu Ehren jene Schlösser und Seeen benannt wurden.

Eine andere Ableitung des Namens gab mir ein Gäle. Er sagte, der See hieße eigentlich auf Gälisch „Loch Cearn" (sprich kärn), d. h. so viel, als der See der Herren, oder der See der Helden, und dieß Wort sei nachher wie so viele andere gälische Worte zu „Katteren" verderbt worden.

Der Gasthof liegt eine Meile vom See selbst entfernt und zwischen beiden erhebt sich die merkwürdige Felsenpartie, welche in Schottland unter dem Namen der „Trosachs" so berühmt ist. Dieses gälische Wort bedeutet nach der Erklärung meines trefflichen und des Gälischen kundigen Führers, mit dem ich am anderen Morgen meinen Spaziergang zum See antrat, „a ruff place, a broken and bristled territory" (einen rauhen Felsenort, ein gebrochenes und borstiges Terrain). Und in der That, dieß sind die Trosachs im höchsten Grade. Es ist ein hohes Felsenriff, das quer durch das Thal setzt und von der einen hohen Bergseite desselben zu der anderen herüber geht. Dabei ist es nicht eine einförmige Felsenmauer, vielmehr sind die Felsen an verschiedenen Stellen durch Klüfte und Einsenkungen zerschnitten und zerbrochen, und höhere Spitzen heben sich daraus hervor, und alle Klüfte und Spitzen sind mit Birken, Eichen, Haselsträuchern und anderen Bäumen besetzt. Früher mochte dieß Riff den oberen See zu einem bedeutend tiefen Wasserbassin aufstauen, und seine über-

fluthenden Gewäſſer mochten in ſchönen Waſſerfällen über die Felſen hinwegſtürzen. Jetzt aber iſt ein Canal für ihn durchgebrochen, und er fließt zwiſchen den mehre hundert Fuß hohen Felſen ruhig aus ſeinem geſprengten Gefängniſſe hinaus. Der Platz, auf dem der Stuarts-Gaſthof ſteht, und der ganz nahe an dem Fuße dieſer Felſenpartie liegt, heißt Ardkenkrokran. Ich weiß nicht, was dieſes Wort bedeutet, aber ohne Zweifel enthält es auch irgend eine Anſpielung auf jenes „bristled and broken territory“, und man braucht dieſe hochländiſche Gebirgslaut-Zuſammenſetzung nur anzuſehen, um ziemlich deutlich zu begreifen, wie ſich die Umgegend der Troſachs etwa ausnimmt; denn ſie ſind das unter den Erdoberflächenzuſtänden, was Ardkenkrokran unter den Lautzuſammenſetzungen iſt.

Mein Führer wollte mich durchaus wieder in die Felſen hinein haben, weil, wie er mir ſagte, ich nur dann, wenn ich in den Schluchten und auf den Spitzen ſelber herumſtiege, begreifen könnte, weßhalb die Troſachs einen ſo großen Ruf in Schottland genöſſen. Da meine Füße aber noch zu unangenehme Andenken von der geſtrigen Gebirgspaſſage trugen, ſo proteſtirte ich dagegen, und wir ſchlichen uns auf dem ſchönen ebenen Wege, der durch den Engpaß führt, dem Anſcheine nach etwas feigherzig, in der That aber wenigſtens ſehr bequemlich neben den wilden Felſen hin und gelangten dann zu einem kleinen reizenden Hafen des Sees, wo uns eine hübſche Gondel erwartete, mitten zwiſchen den

„Mountains, that like giants stand,
„To sentinel enchanted land.
„High on the south, large Benvenue
„Down on the lake its masses threw,
„Crags, knolls and mounds, confusedly hurled,
„The fragments of an earleer world;
„A wildering forest, feathered o'er,
„His ruined sides and summit hoar;
„While on the north, through middle air,
„Ben-An heaved his forehead bare" *).

Ein Italiener ſoll einmal von den ſchottiſchen Seeen und ihren Reizen, indem er ſie mit den berühmten Seeen ſeines eigenen Vaterlandes verglich, geſagt haben: „Ihr Schotten habt die ſchwarze Schöne, und wir haben die weiße." Viele Fremde ſehen die ſchottiſchen Seeen mit großer Verachtung an und wollen ſie unter den ſchönen und des Preiſens werthen Flecken dieſer Erde gar nicht gelten laſſen. Aber jener Italiener hat die Frage, glaube ich, ſehr richtig entſchieden. Ein philoſophiſcher Betrachter darf die afrikaniſchen Negerſchönheiten nicht deßwegen aller Kritik für unwürdig halten, weil ſie ſchwarz ſind und andere Züge haben, als die Europäerinnen. Wie zu allen Zielen, ſo führen auch zu dem Ideale der Schönheit von allen Seiten viele

*) Gebirge, die wie Rieſen daſtehen, bezaubertes Land zu bewachen. Hoch im Süden wirft der große Benvenue ſeine Maſſen zum See hernieder, Klippen, Spitzen und Dämme, confus durch einander geworfen, Fragmente einer früheren Welt; ein wilder Forſt belaubt ſeine zerbrochenen Seiten und ſeine beſchneiten Gipfel, während im Norden durch die Dünſte Ben-An ſeine kahle Stirn hoch erhebt.

verſchiedene Wege hinan. Viele derſelben dringen zum Ziele völlig durch; manche aber nähern ſich demſelben nur mehr oder weniger. Die ſchwarzen Schönen kommen nicht ganz hin, auch die ſchottiſchen Seeen kommen nicht ſo weit wie die italieniſchen, ſo viel Mühe die ſchottiſchen Dichter und Patrioten ſich auch geben mögen, ihnen dazu behülflich zu ſein.

Was mir am meiſten an dieſen Seeen auffiel, war ihre große Aehnlichkeit mit den Seeen von Killarney, die ich in Irland ſah. Dieſe Aehnlichkeit ging bis in viele kleine Züge hinab. Die Geſtalt der Felſen, die dunkle Farbe der Landſchaft, das Grau der Steine, die ſchwarzen Tinten des hie und da aufliegenden Mooſes und Torfes, das braune Torfwaſſer, die ſich an die Felſen anklammernden Bäume, die bebuſchten kleinen Felſeninſeln mitten im See, die Adler an der Spitze des Benvenue, der Engpaß, durch den der Ausfluß des Seees ſich fortwand, die Oede der hohen Bergpartieen, ſelbſt die Farbe des Himmels, dieß Alles erinnerte mich wieder an Killarney, und nicht bloß an Killarney, ſondern auch an andere Seeen in Irland und Schottland, ſo wie auch an andere Seeen in dem nördlichen wilden Theile von Wales. Auch der Loch Lomond hat dieſelben charakteriſtiſchen Züge, eben ſo wie die berühmten engliſchen Seeen von Cumberland und Weſtmoreland, das Winander Meer ꝛc. Und man kann daher einen gewiſſen, durch alle die wilden Theile der großbritanniſchen Gebirge gehenden, gemeinſchaftlichen Charakter der Seeen und Berge annehmen und ohne Zweifel von eigenthümlichen großbritanniſchen Gebirgsſeeen ſprechen, die ſich oft bis auf die kleinſten Züge ſo täuſchend ähnlich ſehen, daß der Rei-

ſende darüber in Erſtaunen geräth, wie auf ſo großen Diſtanzen gleiche geologiſche Formen und gleiche klimatiſche und vegetativiſche Einflüſſe eine ſo große Aehnlichkeit haben hervorbringen können.

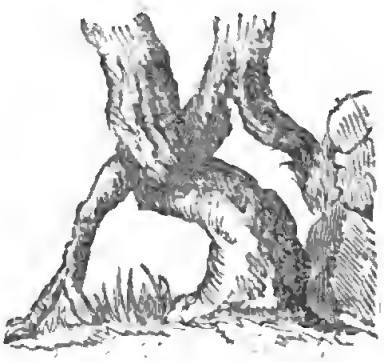
Im Großen und Ganzen giebt es am Loch Katterin nichts Bedeutungsvolles. Denn im Großen und Ganzen ſieht hier Alles zu grau und dunkel aus. Es giebt nicht verſchiedene gefärbte Maſſen genug, um bedeutende Eindrücke hervorzubringen. Auch fehlen hier die herrlichen Luftphänomene der Alpen und Italiens, durch welche blaue, violette und rothe Berge und bläuliche Entfernungen geſtaltet werden. Alle Entfernung — man ſehe genau hin, um ſich davon zu überzeugen, ob es wahr iſt, was ich ſage, — alle Entfernung iſt hier dunkelgrau oder gar ſchwarz.

Dagegen in der Nähe giebt es für den Pinſel der Waſſerfarben-Maler und die Nadel der Stahlſtecher eine Menge allerliebſter und hübſcher Scenen. Wir landeten zuerſt bei der Inſel, auf welcher jene verbannte Familie Douglas, die in der Dame vom See vorkommt, gewohnt haben ſoll. Man zeigt noch die Scenen jeder Stelle in dem Liede, — die, wo der König die Felſen herabkletterte, indem er den Hirſch verfolgte, — die, wo er, in ſeinen Plaid gehüllt, die Nacht ſchlief, — die, wo er das ſchöne Mädchen der Wildniß zuerſt erblickte. Mein Führer wußte das ganze Gedicht auswendig und citirte mir bei jedem Flecke das Nöthige. Obgleich an der ganzen Geſchichte außer der ſchönen poetiſchen Wahrheit kaum etwas Wahres iſt, ſo kommen doch jährlich Tauſende von Menſchen, um ſich dieſe verſchiedenen Stellen anzuſehen und dabei in zauberiſchen Vor-

ſtellungen und poetiſchen Ideeen zu ſchwelgen. Auf der Inſel befand ſich vor einigen Jahren noch eine kleine Hütte, welche die Illuſion, daß dieß die Inſel der verbannten Wildnißſchönheit ſei, vollſtändig machte. Unvorſichtige Cigarrenraucher aber haben dieſe Illuſion vor einiger Zeit in Flammen und Rauch aufgehen laſſen.

Wunderherrlich aber iſt der alte mit ſeinen Zweigen weit über das Waſſer hinragende Eichbaum, der den Ankerplatz an der kleinen Inſel beſchattet. Ueberhaupt ſah ich hier überall am See herum eine Menge intereſſanter und maleriſcher Poſitionen von Bäumen an den Riffen der Felſen. Hie und da quollen dicke Eichbäume, wie es ſchien, aus den nackten Felsſpalten hervor. Zuweilen hatte eine prächtige Eſche ganz allein von der Spitze eines Felſens Beſitz genommen und hier königlich und herrſchend ihre Zweige entfaltet. Es ſcheint faſt, als lernten die Bäume hier zwiſchen den Felſen und Klüften, wie die Ziegen, das Klettern und ſonſt allerlei Kunſtſtücke, welche man ſie auf gewöhnlichem Boden nicht ausführen ſieht. So ſah ich einen großen, mächtigen Baum, der mit allen ſeinen Aeſten, ich zählte deren mehr als 30, wieder in den Boden gewachſen war. Da, wo die Aeſte Wurzel geſchlagen hatten, ſproßte es nach allen Seiten hin abermals mit Zweigen heraus, und dieſe Zweige beugten ſich wieder zum Boden herab und ſchlugen wiederum Wurzeln. Einige von dieſen Zweigen hatten den Boden mit hundert kleinen Ruthen feſtgepackt, deren jede im Graſe ihre Wurzeln ſchlug. Es ſchien, als wäre es eine durch die Bodengeſtaltung

hergebrachte unnatürliche Neigung des Baumes. — Eine andere ſolche kleine Waldcurioſität, die ich nie zuvor ſah, bildeten eine „Aldertree“ (Erle) und eine „Mountain-Ash“ (Berg-Eſche), die ſo ineinander gewachſen waren, daß die ſtarken Wurzeln der letzteren den dicken Stamm der erſteren durchdrangen. Sie gingen ganz hindurch und gelangten dann erſt in den Boden, nämlich ſo:



Wahrſcheinlich war der Same der Eſche in eine kleine Höhlung der Erle niedergefallen und dort zum Leben und Wurzelſchlagen erwacht, und die Schlange, welche die Erle im Buſen genährt, durchbohrte darauf ihren Stamm. Doch vermiſchten ſich die Kronen beider Bäume freundſchaftlich mit einander. Das Merkwürdigſte war aber, daß dieſe Durchſpießung und Umſchließung mehre Male ſtatthatte. Ich hatte in keinem Walde früher etwas Aehnliches geſehen. Auch das habe ich nie zuvor geſehen, was ich hier bei einer Eiche ſah, die ſich während ihres Wachsthums dermaßen an einen Felſen

hingedrängt hatte, daß ſie die eine Hälfte ihres Stammes ganz und gar verloren zu haben ſchien. Sie bedeckte den Felſen nämlich mit einer breit ausgegoſſenen vegetabiliſchen Rinden- und Holzmaſſe, die ihren Stamm vorſtellte, und die ſich nun in einem Halbbogen vom Felſen erhob. Hätte man den Felſen und den Baum durchſchnitten, ſo hätte dieß etwa folgende Durchſchnitts-Figur gegeben:

Wie geſagt, der Stamm des Baumes war nur halb da, oder er war vielmehr zu einer unregelmäßig geſtalteten Maſſe verfloſſen und zerdrückt. Durch dieſe Maſſe trieben aber die Säfte durch, und weiter oben hoben ſich wieder regelmäßig geſtaltete, volle runde und große Aeſte vom Felſen ab. Dieß, ſage ich, ſind lauter kleine curiöſe Kunſtſtücke, welche die Bäume nur in ſolchem außerordentlichen Felsboden zu Stande bringen. Einigen dieſer ſonderbaren Bäume haben die Seeanwohner ſogar beſondere Namen gegeben. So heißt einer derſelben, der auf einem kahlen Felſenhaupte aus dem Steine mit vielen Aeſten wie ein Hirſchgeweih hervorſpringt: „the Stag's head“ (das Hirſchhaupt).

Da, wo der Ausfluß des Seees durch die Felſen paſſirt, wird mitten zwiſchen dieſen noch ein anderer

winzig kleiner See gebildet, den ſie Loch Lium (ſprich: låhm) nennen. Hier iſt eigentlich die intereſſanteſte Stelle, und man ſieht von hier aus einen merkwürdigen Felſenpaß durch die benachbarten Bergmaſſen des Benvenue, welcher „Bealoch-Nambe“ (der Paß des Viehs) heißt, weil die Viehherden, die den Berg herabkommen, nur an dieſer Stelle paſſiren können.

Ich ließ mich doch am Ende noch verleiten, auf der entgegengeſetzten Seite des Sees einige Felſen zu beſteigen, um eine Anſicht des majeſtätiſchen Ben Lomond zu gewinnen, deſſen weiße Spitze die ganze Umgegend beherrſcht. Obgleich es nur eine kleine Majeſtät war, die in der Schweiz kaum den Platz eines der unbedeutendſten Trabanten einnehmen würde, ſo mußte ich mich doch vor ihr beugen, denn in dieſer Umgegend war ſie allein gewaltig. Die Starken und Großen der Erde, ſelbſt die kleinen Großen, verlangen überall, daß man ſich vor ihnen beuge, und ein Reiſender in Afrika muß einem despotiſchen Negerfürſten eben ſo ſeinen Reſpect bezeigen, wie in Europa einem mächtigen Könige.

An der äußerſten weſtlichen Spitze des Loch Katterin ſahen wir die Berge, die den Engpaß zwiſchen dieſem See und dem Loch Lomond bilden. „Dort auf jenem Engpaſſe zwiſchen beiden Seeen“, ſagte mir mein Führer, „hatte Rob Roy ſein „property“ (Landeigenthum). Bevor er ſich zum „fribooter“ (Freibeuter) — ſo werden hier Rob Roy und Conſorten immer genannt — machte, war er ein Viehtreiber, „and he came very well on in the droving line“ (und er erwarb ſich ein hübſches Stück

Geld in der Treiber-Linie). Er ſelbſt, wie Sie wiſſen, war ein Mac Gregor, ſeine Mutter aber eine Campbell. Sein Weib war, wie alle Leute hier am See, die es von ihren Großältern wiſſen, ſagen, „of a very quiet disposition“ (von einer ſehr ruhigen und ſtillen Gemüthsart) und keineswegs eine Frau von ſo hochfahrendem und heldenmüthigem Charakter, wie Walter Scott ſie darſtellt.“

Ich ſchied endlich von den Troſachs und dem Katterin-See, froh und zufrieden mit der Ausſicht, daß ich nun wieder zu dem ſchönen Stirling zurückkehrte. Denn, obgleich ich damit der „Highland-scenery“ und den Seeen nichts von ihren eigenthümlichen Vorzügen rauben will, ſo muß ich doch geſtehen, daß ich Summa Summarum nichts Schöneres in Schottland geſehen habe, als Stirling und ſeine Umgegend.

TAYLOR INST. OXFORD

XX.

Vom Loch Katterin nach Calander.

Ich ging denſelben Weg zurück, den ich am vorigen Abende gekommen war, ſpazierte dann am Loch Venagar hin und kam ſo zu der Stadt Calander, die auf ähnliche Weiſe wie Dunbarton, Crieff, Dunkeld und andere an den Ausmündungen der Hochlande in die Niederlande liegt. Unterweges begegnete mir eben nichts Beſonderes. Nur die Entdeckung machte ich, als mein Führer mir ſeine Schnupftabacksdoſe anbot, daß um dieſe Zeit wahrſcheinlich alle Tabacksprisen in ganz Schottland nach Theer riechen, was eben von jenem jetzt allgemeinen „Smuiring“ kommt. Nicht nur die Hirten inficiren dann ihren Taback mit einem Theerbeigeſchmack, ſondern, da ſie auch in die Doſen ihrer Freunde greifen, ſo läuft derſelbe von Doſe zu Doſe herum und kommt wohl eigentlich das ganze Jahr nicht aus den ſchottiſchen Doſen heraus, wie der Torfrauch nicht aus ihrem Branntwein, wie der Juchtengeruch nicht aus den ruſſiſchen Waaren.

Wir hatten unterweges weiter nichts beigeſteckt, als ein wenig trockenes „oat's cake“ (Haferbrod).

„Das giebt Kraft, Herr!" ſagten mir die Leute, „macht aber heißes Blut." In Schottland findet daher, wie es ſcheint, unſer deutſches Sprüchwort: „es ſticht ihn der Hafer" nicht nur in übertragener Weiſe, ſondern auch ganz buchſtäblich auf die Menſchen Anwendung.

Alsdann begegneten mir einige Mal alte Frauen in langen purpurrothen Mänteln, und dieſe ſonderbare Kleidung und Kleiderfarbe habe ich nicht nur in Wales, wo man ſie mir als eigentlich einheimiſch angegeben hatte, ſondern auch in den meiſten anderen Grafſchaften Englands und nun hier auch in Schottland geſehen. Man kann dieſen purpurnen Mantel für die alten Frauen daher als ein allgemein getragenes britiſches Gewand betrachten. Purpurroth ſind in Großbritannien gekleidet die alten Frauen, die Soldaten und die Glasgow'ſchen und Aberdeen'ſchen Studenten (nicht die Edinburgh'ſchen). Die alten Frauen wurden in Folge deſſen ein Mal für Soldaten genommen. In Wales, ſagt man nämlich, wo bei der Landung eines Feindes die Küſte einſt ganz von Truppen entblößt geweſen wäre, hätten ſich auf den Hügeln die Weiber in ihren rothen Mänteln verſammelt. Die Feinde hätten dieſelben für Soldaten gehalten und ſich aus Furcht wieder in ihre Schiffe zurückgezogen. Es iſt dieß vielleicht nur eine erfundene Anekdote. Den Soldaten, ſo ſagt man, habe man die rothe Kleidung deßwegen gegeben, damit die Wunden und das fließende Blut nicht ſogleich bemerkt und unnütze Schrecken verhindert würden. Wozu die Studenten und Frauen aber dieſe Farbe tragen, die ſonſt nur den Königen reſervirt war, bleibt unbegreiflich.

In Calander bekamen wir in dem guten Gaſthofe des Orts eine treffliche Broſe zu unſerem Haferbrod, und ich ſchwelgte in dem Genuſſe dieſer beiden Speiſen, weil es Nationalſpeiſen des Landes waren, das ich jetzt eben bereiſte.

Calander liegt am Fuße des Ben Ledi, was ſo viel bedeuten ſoll, als der Hügel der Gottheit. Es ſoll auf ſeinem Gipfel in der druidiſchen Zeit hier ein Platz der Gottesverehrung geweſen ſein. Die Leute kamen hier ſelbſt noch in ſpäteren Zeiten zuſammen, um dem Feuer- oder Sonnengott Baal zu Ehren hier ein großes Feuer anzuzünden. Auch ſoll noch jetzt die Zeit des Anfangs des Monats Mai „Beltein“ genannt werden. Ich erinnerte mich dabei der Bal- oder Bel-Berge, die ich in Irland geſehen, und auf denen man ebenfalls dem Sonnengotte deſſelben Namens zu Ehren Feuer anzündete, und nun durchflog ich in Gedanken das weite Gebiet zwiſchen dieſem äußerſten Norden von Schottland und Irland und den Thürmen von Babylon, in welchem Gebiete einſt wahrſcheinlich überall dem Bal gehuldigt wurde.

Von Calander nahm ich nun den letzten Highlander mit, der mich auf meiner Reiſe begleitete. Denn ich ſagte hier den Hochländern Lebewohl:

„Fare well to the Highlands high covered with snow,
„Fare well to the straths and green valleys below,
„Fare well to the forests and wildhanging woods,
„Fare well to the torrents and loudpouring floods“ *).

*) Lebewohl den hoch mit Schnee bedeckten Hochlanden, Lebewohl den Gründen und den grünen Thälern, Lebewohl den Forſten und wild daran hängenden Wäldern, Lebewohl den Waldbächen und den laut ſtrömenden Fluthen.

Andere ſagen ihnen dieß Lebewohl erſt bei Doune, zehn Meilen weiter, weil ſie der Anſicht ſind, daß ſich erſt dort die Hochlande endigen, obgleich hier bei Calander die letzte Reihe von Bergen aufhört und man nun in die Ebene hinaustritt. Calander ſelbſt iſt noch hochländiſch. Viele Leute verſtehen hier noch Gäliſch und ihre Kinder tragen noch den Kilt. Es ſoll hier ſogar auch noch ein alter Mann leben, der ſein ganzes Leben hindurch, 72 Jahre lang, keine Hoſen, ſondern bloß den hochſchottiſchen Kilt trug, und der dafür von der „Highland-Society“ (Hochlandgeſellſchaft) in Edinburgh eine Medaille bekam, mit welcher geſchmückt er ſich des Sonntags in der Kirche zeigt. Dieß hört gleich hinter Calander auf. Ich weiß daher nicht, welche Umſtände einige Geographen verleiten, die Hochlandgränze bis nach Doune hinaus vorzuſchieben.

Ganz nahe bei dem kleinen freundlichen Orte wurde mir der Wall eines römiſchen Lagers gezeigt. Es iſt ein unregelmäßig ſich hin- und herwindender offenbar künſtlicher Wall, der in einem offenen Halbzirkel von dem niedrigen Ufer des Fluſſes Peth anfängt und wiederum an das Ufer dieſes Fluſſes zurückkehrt. Der Wall iſt mit Bäumen beſetzt, und auf ſeinem Rücken führt ein anmuthiger Spaziergang hin. Daß es ein künſtlicher, von Menſchenhand errichteter und nicht, wie Einige behaupten, ein vom Fluß geformter Wall iſt, iſt jedem Beſchauer gleich klar. Ob es aber ein römiſcher ſei, mag bezweifelt werden. Die Bäume, die darauf ſtehen, ſind ſehr alte Fichten. Die Poſition an der Mündung der Berge und an der Gränze der fruchtbaren Ebene konnte aber militäriſchen Zwecken gewiß ſehr wohl dienen.

Und ſelbſt der Name des Orts Calander ſcheint römiſche Laute zu reproduciren.

Innerhalb dieſer römiſchen Umwallung befindet ſich jetzt eine ſchöne ebene Wieſe, welche die Einwohner von Calander als einen Spielplatz benutzen. Ihr Hauptſpiel darauf iſt der „Football“ (Fußball), welches Spiel nach der Beſchreibung dem Golf ähnlich ſein muß.

XXI.

Von Calander nach Stirling.

Mein Bergſchotte war ein luſtiger Burſche, und unterwegs ſang er mir eine Menge hübſcher Lieder vor, die ich leider alle wieder vergeſſen habe. Nur kam ſehr oft, wie ich mich wohl erinnere, eine „Mountain-rose“ (Bergroſe) darin vor. Auch wußte er ſehr wohl um die Hexen und die Geſpenſter Beſcheid, die es in den Bergen gäbe. Ich wunderte mich nicht wenig, hier faſt accurat dieſelben Geſchichten zu hören, die ich in Irland von dieſen Geiſtern gehört hatte. Sie nennen ſie ebenfalls „good people“ (die guten Leute) wie in Irland, oder auch „the men of peace“ (die Friedensmänner). „Das iſt ein wunderlicher Name für ſolches Volk,“ bemerkte ich. „Ja, das iſt wahr, Herr!“ erwiderte mein Freund, „for they are always leaping and kicking about for some mischief“ (denn ſie laufen und hopſen überall herum, um irgend einen Schabernack anzuſtiften). „Funshies“ oder „Kelpies“ heißen ſie im Gäliſchen, und das bedeutet eben ſo viel, als „men of peace.“ „Brumes,“ Herr, ſind eine beſondere Art davon. Dieſe letzteren

ſind kleine Zwerge, die den Farmers das Getreide in der Nacht dreſchen, ſo daß ſie es am anderen Morgen zu ihrer Verwunderung fertig finden. Ein Mal kam eine Funſhy im Walde zu einem armen Schmuggler, der eben dabei war, ſeinen Branntwein, den er in einem verborgenen Glen deſtillirt hatte, in die Lowlands hinabzuſchmuggeln. Die Funſhy bat ihn, er möchte ſein Faß einen Augenblick hinſetzen, ausruhen und dann mit ihr tanzen. Der Schmuggler that dieß. Er tanzte wohl eine ganze Stunde, oder auch länger mit ihr, ohne nur im Geringſten müde zu werden. Dann ging er hinunter, verkaufte ſeinen Branntwein und kehrte zu ſeinen Kindern und ſeinem Weibe zurück. Zu ſeiner Verwunderung fand er ſeine junge Frau ganz alt geworden, und ſeine Kinder ganz groß und dick. Die Funſhy hatte ihn eine ganze Reihe von Jahren bei ſich behalten und ihn ſo um ein gut Stück ſeines Lebens gebracht.“

Es überfiel uns wieder ſehr bald die Dunkelheit, die jetzt bei den kurzen Tagen beinahe gar nicht mehr zu vermeiden war. Die Leute, welche uns begegneten, fuhren noch immer fort, eben ſo wie die, welche uns den ganzen Tag über begegnet waren, zu ſagen: „Fine weather to day, sir!“ (ſchönes Wetter heute, Herr!), obgleich weiter nichts Wahres an dieſer Neuigkeit war, als daß es nicht hagelte und auch nicht mit Mollen vom Himmel goß. In keinem Lande haben mir die Leute ſo oft und viel „Fine weather to day,“ oder „a beautiful day to day, sir!“ (ein ſchöner Tag heute, Herr!) geſagt, als in Irland und Schottland. So wahr iſt es, daß wir Menſchen immer

von dem am meiſten zu ſprechen geneigt ſind, was wir am wenigſten beſitzen. Ich bin überzeugt, in Perſien und in anderen Ländern, die ein ewig klarer Himmel deckt, fällt es keinem Menſchen ein, das Wetter zu loben.

Wir kamen um ſieben Uhr Abends in Doune an, eben als der „Bellman“*) (Glockenmann) durch das Städtchen wandelte, welcher verkündigte, daß der berühmte Dr. John Mac Nab in dem Salon des Gaſthofes zum Wappen der Morays — es iſt eine ſehr gewöhnliche Sitte der Gaſthöfe in England, die Wappen irgend einer großen Familie im Schilde zu führen, und in der Regel findet man in jedem Orte einen Gaſthof, der ſich nach dem Wappen und Namen der mächtigſten Familie der Nachbarſchaft benennt, z. B. „Glengarry Arms,“ oder „Mac Donald Arms,“ oder „Huntley Arms“ ꝛc. — eine Vorleſung über die Erhaltung der Geſundheit halten würde.

Ich fragte meinen Wirth, ob er wohl glaubte, daß dieſe Vorleſung intereſſant ſein würde. „It is very likely,“ antwortete er, „he will be capital good hand“ (es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß er ſeine Sache capital machen wird).

Nachdem ich Pantoffeln angezogen und es mir auch ſonſt bequem gemacht hatte, verfügte ich mich an den bezeichneten Ort, fand richtig die Talglampe, welche in einer kleinen Nebengaſſe flackerte und den Eingang zu jenem Salon bezeichnete, und ſtieg die enge hölzerne Treppe hinauf, welche von außen zu der Eingangsthüre führte. Da wir ſo etwas, wie einen Doctor, der ſeine

*) In den meiſten kleinen engliſchen Städten iſt ein ſolcher Bellman von Rathswegen angeſtellt.

mediciniſche Praxis dadurch zu vermehren ſucht, daß er in Dörfern herumreiſt und den Leuten Vorleſungen über die Erhaltung der Geſundheit hält, bei uns nicht kennen, ſo wird es meine deutſchen Leſer ohne Zweifel intereſſiren, zu hören, was ich hier fand.

Die Vorleſung war noch nicht angegangen und das Auditorium noch ſehr wenig beſetzt. Der Doctor aber ſtand hinter einem großen Tiſche, den er mit Papieren aller Art bedeckt hatte, von denen ich erſt ſpäter erfuhr, was ſie enthielten. Er ordnete dieſe Papiere und ſchien ſich zuweilen in die Lectüre eines Briefes zu vertiefen. Er war nicht wie die italieniſchen Charlatans, die mit einem kleinen Wagen, mit einem Begleiter, der eine Art von Bajazzo macht und ſie, wie jener Glockenmann dieſen engliſchen Doctor ausgeläutet hatte, austrompetet, und mit einer Menge von Medicinflaſchen in den römiſchen und neapolitaniſchen Dörfern herumreiſen, bunt und phantaſtiſch gekleidet. Denn er wußte ſehr wohl, daß dieſe offene Charlatanerie ſeinen ernſten Schotten nicht behagen würde. Sie hätten ihn ja gleich für einen Charlatan erkannt. Er war daher ganz ſchwarz gekleidet und hatte in ſeinem Weſen etwas Gentlemanlikes. Jeder, der in England ſelbſt nur die Gunſt der Gemeinſten unter den Commoners fangen will, muß ein Stück von einem Gentleman ſein, und ich hätte ihn für einen ganz ehrlichen Mann nehmen können, wenn er nicht zu reden angefangen hätte.

Allmählig ſchlichen einige Zuhörer heran, ein paar Arbeitsleute, ein paar Farmersknechte, ein paar Weber, ein paar Mädchen, ein paar alte Weiber, ein paar Knaben.

Als wir unſerer zwanzig waren, machte er Miene, die Vorleſung zu beginnen. Jedoch ſagte er, es ſei nöthig, zuvor einen „Chairman“ (Präſidenten) zu wählen. Er habe freilich nicht das geringſte Mißtrauen in die Delicateſſe der Mitglieder der ehrenwerthen Verſammlung, und er fürchte nichts weniger, als daß irgend etwas paſſiren könne, was gegen die Ordnung ſei. Allein es ſei nun einmal der Sitte und dem Gebrauche gemäß, und dann ſei es auch ein Grundſatz, an dem er unveränderlich feſthalte, keine Art von Verſammlung und Vorleſung zu halten, bei der nicht zuvor ein Chairman gewählt worden ſei. Die Verſammlung ſchwieg. Er forderte ſie wiederholt auf, einen Chairman vorzuſchlagen. Endlich wurde ein Name genannt, und kaum war dieſer ausgeſprochen, ſo wurde er mit lautem Händeklatſchen und Füßepochen aufgenommen. Der Gerufene ſträubte ſich erſt ein wenig. Aber einige Freunde gaben ihm einige ermuthigende Püffe in den Rücken, und ſo ſchritt er denn hervor und nahm, nachdem er ſich einmal zur Uebernahme des Amtes entſchloſſen hatte, ziemlich anſtands- und würdevoll ſeinen Chairmansſtuhl neben dem des Charlatans ein.

Ich habe es immer bei den engliſchen gemeinen Leuten bemerkt, daß, wenn ihnen eine ſolche öffentliche Würde übertragen wird, ſie ſich anfangs immer, wie es die Beſcheidenheit erfordert, zieren und ſperren, dann aber, wenn ſie erſt einen Entſchluß gefaßt und ſich in Beſitz des Amts geſetzt haben, ſich ohne alle Scheu recht würde- und anſtandsvoll benehmen. Bei uns würden dieſe Leute von

der Beſcheidenheit zuviel und von der furchtloſen Würde zu wenig haben. Auch das iſt merkwürdig, daß ſelbſt in ſolchen geringfügigen Verſammlungen ſich immer wieder das Streben zu einer Regierung mit verantwortlichen Miniſtern, oder beſſer, zu einer Selbſtregierung des Volkes zeigt. Selbſt ein ſolcher Charlatan wagt es nicht, das Ruder des Regiments über ſeine Dorfbewohnerverſammlung zu ergreifen, und er läßt ſie für den Abend ihr Oberhaupt ſelbſt wählen, deſſen Aufforderungen und Anordnungen ſie ſich unterwerfen.

Als es acht Uhr geſchlagen, erhob ſich der Chairman, wie geſagt, ein Arbeitsmann, oder ein kleiner Handwerker, und erklärte die Verſammlung für eröffnet, indem er die Zuhörer zugleich aufforderte, aufmerkſam dem Doctor Mac Nab zuzuhören, der aus Glasgow gekommen ſei, um zu ihnen über einen für Alle ſo wichtigen Gegenſtand, wie es die Erhaltung der Geſundheit ſei, zu ſprechen ꝛc. Darauf erhob ſich der Doctor und hielt ſeine Rede, die ein Meiſterſtück von derjenigen eigenthümlichen Art von Charlatanismus (Humbug) war, die in England zu Hauſe iſt. Vermöchte ich ſie in ihrer ganzen Länge hier zu wiederholen, ſo würde der Leſer darin ſo viel Charakteriſtiſches für die Engländer und für die engliſchen Sitten finden, als ihm kaum eine umſtändliche Unterſuchung dieſes Gegenſtandes geben könnte. Leider kann ich nur Einiges daraus mittheilen.

Er begann mit der Schöpfung der Menſchen, wie ſie in den Büchern Moſe erzählt wird, citirte dabei auch einige Stellen aus der Bibel — in Schottland müſſen Bibelſtellen bei

allen Gelegenheiten citirt werden — und nannte Adam bei mehren Gelegenheiten den beßten „natural philosopher“ von der Welt. Bei der Beſchreibung des menſchlichen Organismus waren alle ſeine Vergleiche der Auffaſſungsweiſe eines manufacturirenden Volkes angepaßt. Den Organismus ſelbſt nannte er immer die Maſchinerie unſeres Körpers. Das Herz nannte er die „steam-engine“ (Dampfmaſchine) unſeres Leibes, und den Magen verglich er mit dem Herde dieſer Maſchinerie, der mit guter Feuerung, d. h. mit tüchtigem Futter, verſehen werden müſſe, damit das Herz, die „steam-engine,“ ſelber kräftig arbeiten könne. „Viele ungeſchickte und unerfahrene Maſchiniſten,“ ſagte er weiter, „haben in dieſe wundervolle Maſchinerie mit ungeſchickten Händen hineingegriffen und ſie, wenn daran etwas zu beſſern war, oft zerſtört und zu Grunde gerichtet! Warum das? Aus Mangel an einem richtigen Syſtem! Das richtige Syſtem, das iſt die Hauptſache fürs Leben, wie für die Erhaltung der Geſundheit! Wer kein Syſtem hat, der ſollte lieber ganz davon bleiben! Wie viele Beiſpiele könnte ich Euch davon erzählen, wie die falſchen Aerzte in Fällen, wo mit einer Kleinigkeit das Leben eines Menſchen zu retten war, Alles verloren gehen ließen. Und warum dieß? Aus Mangel an Syſtem! und, was noch ſchlimmer iſt, aus Mangel an Erfahrung, aus Mangel an einem richtigen praktiſchen Blick! Nur dieß Eine, die Praxis, iſt noch wichtiger als das Syſtem ſelbſt, der praktiſche Griff und Blick, von dem ich Euch keine Definition geben kann, den auch kein Menſch durch Mühe und Studium erwerben kann, der

eine Gabe des Himmels iſt, den Gott ſelber den Aerzten — aber nur wenigen unter ihnen — gegeben hat. Wie viele Beiſpiele könnte ich Euch davon aus meiner eigenen Lebenserfahrung erzählen, wie viele Fälle anführen, in denen die Aerzte nicht aus Mangel an Kenntniß und richtigem Syſteme, ſondern aus Mangel an richtigem Blick, aus Mangel an Geiſtesgegenwart, ſo zu ſagen, gefehlt haben, wie z. B. in dem Falle der Lady Eliſabeth K...nor, die Ihr Alle kennt. Sie litt an einer ſchrecklichen Pneumasi pulmonicorum. Alle Aerzte aber curirten ſie auf eine Encheiresis stomachica (er nannte hier irgendwelche lateiniſch-griechiſche Namencompoſita). Warum? Aus Mangel an richtigem Blick! Sie hatten die Krankheit nicht erkannt. Ihre Ladyſhip litten erſchrecklich, und von Tag zu Tag wurden ihre Schmerzen größer, ihre Krankheit ſchlimmer. Sie war am Rande des Grabes. Da erinnerte ſie ſich meiner. Von jeher erfreute ich mich der Patronage der Lady Eliſabeth K...nor. Ich war ihr zuerſt durch den Lord E.....by empfohlen worden und durch den Earl von B...ford, die ſich auch zu meinen Patrons zählen. Der Vater des Earl von B...ford war ſchon mit meinem Vater, der ebenfalls einer der erſten Aerzte von Glasgow war, verbunden und bekannt, und ich hoffe, daß ſich die Patronage dieſer Familien auch auf meine Kinder noch forterben werde. In wie weit der Earl von B...ford meine Kenntniſſe und Talente ſchätzt, könnt Ihr ſelbſt aus folgendem Briefe erſehen, den Seine Lordſchaft an mich ſchrieb, als Seiner Lordſchaft älteſter Sohn ſehr krank waren. (Hier las er nun einen langen

Brief des citirten Lords vor, indem er noch eine Menge Deutungen und Bemerkungen beifügte). Doch ich will Euch die Geſchichte der Lady Eliſabeth weiter erzählen. Sie war am Rande des Grabes. Sie ließ mich rufen. Ich kam, ich ſah, ich rettete. Ich erkannte auf der Stelle die Fehler, welche meine Vorgänger gemacht hatten. „Milady! man hat Sie zu viel Mixtura Wiltenbachii crambboniorum nehmen laſſen?" — „Ja!" — „Man hat Ihnen ſogar Aqua prulsia piccivi gegeben?" — „Ja wohl!" — „Sie haben ſchwitzen, erbrechen und Blut laſſen müſſen?" — „Ja!" — „Nun, Milady, dieß Alles iſt falſch und Schuld an Ihrer jetzigen Situation! Nehmen Sie vorläufig zu Ihrer Stärkung und Erquickung dieß! Morgen fahren Sie fort mit dieſem! und übermorgen vollenden Sie Ihre Cur hiemit!" So ſehr ich die Lady Eliſabeth ſchätzte und liebte, ſo erlaubten mir doch meine vielen Geſchäfte und Pflichten nicht, ſogleich wieder zu ihr zurückzukehren. Uebrigens war ich auch meiner Sache vollkommen gewiß. Am dritten Tage kam ich wieder zu ihr. Sie begegnete mir in ihrem Garten, kam mir entgegen, ſchüttelte mir kräftig die Hand und ſprach: „Doctor, Sie haben mich gerettet." Ich könnte noch 10, 100, 1000 ſolcher Beiſpiele erzählen! denn ich bin jetzt 60 Jahre alt und habe daher länger gelebt und mehr Erfahrung erlangt als die meiſten von Euch. Doch ich will nun auf mein Thema ſelbſt kommen und Euch diejenigen Regeln für die Erhaltung Euerer Geſundheit geben, welche die hauptſächlichſten ſind, und die Ihr für Euer Leben feſt und im Auge halten müßt. Es ſind dieß erſtlich: „good food"

(gute Nahrung), zweitens: „temperance“ (Mäßigkeit) und drittens: „ventilation“ (reine Luft). (Er hatte noch einen vierten Punkt, den ich aber leider vergessen habe.) „Wenn Ihr bedenkt, was ich sagte, daß das Herz eine Dampfmaschine sei, welche das Blut durch die ganze Maschinerie unseres Körpers treibt, und daß der Magen den Herd dieser Dampfmaschine vorstelle, so begreift Ihr, warum ich „good food“ obenan gestellt habe. Es ist vor allen Dingen das Wichtigste, daß die Maschinerie gut geheizt werde; denn ohne dieß kann von gar keiner Thätigkeit derselben die Rede sein. Gute, gesunde und kräftige Nahrung thut unserem Körper so noth, wie den britischen Dampfmaschinen Newcastler Steinkohlen. Diese Newcastler Steinkohlen bekommt man nicht umsonst, „good food“ auch nicht. Man kauft es für Geld. Wenn ich daher eine gute gesunde Nahrung als eine Hauptbedingung einer guten Gesundheit obenan setze, so schließe ich auch gleich als „conditio sine qua non“ mit ein: hohen Lohn und guten Verdienst. Der arme Mann kann nicht fröhlich und gesund leben ohne hohen Lohn. Ich wiederhole es daher: „good food! cheap bread! and high wages!“ (gute Nahrung, billiges Brod und hoher Lohn!) (hear! hear! — Cheers von allen Seiten!)

Dieß sprach natürlich sehr an, und der Redner kam nun bei dieser Gelegenheit in die Politik hinein und zeigte sich dabei als einen so aufrichtigen Radicalen und Anti-Peelianer, daß er von allen Seiten Beifall erntete, und daß ich mich wunderte, wie ein und derselbe Mann zu gleicher Zeit ein so guter Patronageman sein konnte, als

welcher er ſich bei Gelegenheit der Lady Eliſabeth erwieſen hatte, und ein ſo arger Radicaler, als welcher er ſich ſeinen Leuten zu Liebe jetzt zeigte.

Nach einer langen Diverſion über die Politik des Tages ging er dann zur Temperance über und ſang ihr Lob auf dieſelbe Weiſe, wie man es in England jetzt überall erſchallen hört. Es war dieß ohne Zweifel der nützlichſte und beßte Theil ſeines Vortrages.

Den dritten Punkt, die „Ventilation,“ werden meine deutſchen Leſer in der Stellung, in welcher er hier vorkommt, als einer der vier Hauptpunkte zur Erhaltung der Geſundheit und zur Verlängerung des Lebens, gar nicht begreifen, wenn ſie nicht wiſſen, daß Ventilation eine der fixen Ideeen der Engländer iſt. Ich will damit nicht ſagen, daß es eine ſchlechte Idee iſt, im Gegentheil, ſie iſt zum Theil gewiß ſehr heilſam; aber ich ſage, es iſt eine engliſche fixe Idee, eben ſo wie Fenſter- und Häuſerwaſchen eine holländiſche fixe Idee iſt. In allen engliſchen Häuſern wird Winter und Sommer auf das Gewiſſenhafteſte und Pünktlichſte für Ventilation geſorgt, d. h. dafür, daß die Fenſter eine Zeit lang aufſtehen, und immer ein leiſer, oft recht kühler und ſchauriger Luftzug durch alle Theile des Hauſes ſtreiche. In allen engliſchen öffentlichen und Privathäuſern, in allen Hotels und Gaſthöfen, in allen Hospitälern und Kaſernen wird man faſt immer die Fenſter ein wenig geöffnet und die Thüren aller Schlaf-, Wohn- und ſämmtlichen anderen Hausräume (dieß ſchließt Manches in ſich, was man nicht gerade aufzählen kann) immer ſperrweit offen

finden, ſo daß überall die friſcheſte Luft herrſcht, und daß ſich nirgends Dumpfigkeit verfangen kann. Eine der ſtehenden Klagen der Engländer am Continente iſt der Mangel an Ventilation, den ſie dort entdecken, und wenn man das Regiſter der Klagen über unſere teppichloſen Zimmer, über unſer Schwarzbrod und unſeren Sauerkohl, über unſere kurzen Betten, über unſere dumpfigen Oefen durchgeklagt hat, ſo kommt zuletzt auch die Ventilation an die Reihe. Es giebt Leute in England, die beſtändig über Ventilation predigen, ſprechen und ſchreiben und ſie für eine der vornehmſten Wohlthaten halten, welche man den ärmeren Claſſen mittheilen könnte, ja Leute, die ihr Alles daran ſetzen, um dieß ins Werk zu richten. Und ſo ſtellte denn auch mein Charlatan die Ventilation mit unter die vier Hauptbedingungen zur Erhaltung der Geſundheit und zur Verlängerung des Lebens.

Nachdem er nun alle dieſe Punkte gehörig beleuchtet hatte, fuhr er fort: „Seht dieß ſind die vier wichtigſten Dinge, mit denen Ihr ein langes und geſundes Leben führen werdet. Wollt Ihr den Effect der Befolgung dieſes Syſtems bei einem Menſchen ſehen, ſo kann ich Euch mein eigenes Beiſpiel citiren. Kommt zu mir nach Glasgow und ſeht mich, mein Haus und meine Familie. Ich wohne auf der George-Street. Dieſe Straße iſt die vornehmſte und faſhionabelſte Straße in Glasgow, und ich kann ſagen, es wohnt daſelbſt die Elite der Stadt. Ich habe mein Haus in der Mitte derſelben ſchon ſeit 30 Jahren. Hier iſt meine Adreſſe. (Von einem Haufen Adreſſen, den er auf

dem Tiſche liegen hatte, vertheilte er darauf ein Päckchen unter die Leute). Kommt zu mir und ſeht mich und meine Familie dort. Jeder Beſuch wird mir angenehm ſein, und ich verſichere Euch, Ihr mögt leiden, woran Ihr wollt, ich werde Euch mit meinem Syſteme curiren. Ich werde Euch meine Frau und meine Kinder zeigen, und Ihr ſollt ſehen, ob ſie bei meinem Syſteme nicht friſch und blühend ſind. Ich habe fünf Buben und vier Mädchen. Ich weiß, es giebt Familienväter, die mehr haben. Aber meine Buben ſind Jungens wie Eiſen und die Mädchen blühen wie die Aprikoſen. Sie ſind ſchon faſt alle erwachſen. Eine iſt verheirathet, und ich verſichere Euch, den anderen ſoll es auch nicht an einem Manne fehlen. George-Street iſt zwei Meilen lang, und ſeit dreißig Jahren, verſichere ich Euch, ſind wir die einzigen Leute, welche der Tod dort übrig gelaſſen hat. Alle Häuſer rund um uns her haben andere Bewohner bekommen. Ganze Familien hat er in unſerer Nachbarſchaft rein ausgerottet (eut off) und „no death at all with us“ (wir haben in unſerer Familie nicht einen einzigen Todesfall gehabt). Iſt dieß ein Wunder? Glaubt mir, nichts iſt ein Wunder in der Natur und im Leben. Alles geht mit rechten Dingen zu. Ich wiederhole es, es iſt nur eine Folge meines richtigen Syſtemes und meiner ſtricten Befolgung der vier Hauptregeln, die ich Euch ans Herz gelegt habe, „temperance,“ „ventilation,“ „good food“ und dann viertens (wie geſagt, ſeinen vierten Punkt habe ich leider vergeſſen). „Ich habe noch nie in meinem Leben zu viel getrunken; kein Whisky kommt mir über meine Lippen. Ich halte mich

zum Waſſer und zum Bier, und nur wenn ich gute Freunde bei mir habe, ſervire ich auch ein Gläschen Wein. In meinem Hauſe iſt immer Alles luſtig, und mein Weib — Ihr ſolltet ſie ſehen, welch herrliches Weib ſie iſt, ich danke dem Himmel dafür, daß er mir eine ſolche Lebensgefährtin gab! — hält ſtets im ganzen Hauſe ſtreng auf beſtändige Ventilation. Ebenſo halten wir auf „good food.“ Gott ſei Dank, Hunger habe ich noch nie gelitten. Meine ausgebreitete Praxis hat mich immer in den Stand geſetzt, ein gutes kräftiges Roaſtbeef auf meinem Tiſche zu haben. Wollt Ihr zu mir kommen und mir ein Roaſtbeef verzehren helfen, — Ihr ſeid Alle, „ladies and gentlemen,“ freundlichſt dazu eingeladen. Und je häufiger Ihr mich beſucht, deſto lieber wird es mir ſein! Iſt noch einer von Euch hier, der meine Adreſſe nicht hat? Hier ſind noch einige Adreſſen. Nun, „ladies and gentlemen,“ danke ich Euch für das Gehör, das Ihr mir geſchenkt habt; befolgt mein Syſtem, und Ihr werdet glücklich leben. Und von Herzen wünſche ich, daß ich Euch auch noch fernerhin nützlich ſein könne. Auch Ihnen, Herr Chairman, ſage ich meinen beßten Dank für den Beiſtand, den Sie mir geleiſtet haben. Kommen Sie nach Glasgow, ſo rechnen Sie dort auf meine Freundſchaft und empfehlen Sie mich beßtens allen Ihren Freunden in Doune, einem Orte, den ich vor allen Orten Schottlands beſonders liebe, und den ich in Zukunft oft beſuchen werde. Ich habe hier noch einige von mir erfundene Mittel für beſondere „diseases“ (Unpäßlichkeiten). Nur bei mir und nur aus meinen Händen könnt

Ihr dieſe Mittel ächt und gut empfangen. Ich erlaube mir den Damen und Herren noch einige derſelben hier zu empfehlen.“ Er vertheilte dann noch einige Zettel unter die Leute, welche verſchiedene Mittel für verſchiedene Krankheiten empfohlen und abermals die Adreſſe des Doctors enthielten, der ſich darauf unter dem Fußtrampeln und den Cheers der Menge empfahl und die Verſammlung aufhob.

Es iſt nicht ſelten in den großbritanniſchen Dörfern, ſolchen Lecturers und Charlatans zu begegnen, und ich gab meinen deutſchen Leſern die Rede und das Benehmen meines Mac Nab als ein Beiſpiel für alle.

Ich zog mich am Abend zu meinem Wirthe zurück, der ein gewöhnlicher Dorfwirth war und ein paar kleine Aecker in Pacht hatte, und der mir zum Schlafen weiter nichts als ein „box-bed“ geben konnte, d. h. ein ſolches Loch in der Wand, in welchem das Bett aufgeſchlagen iſt, wie man ſie in Schottland häufig findet, und wie ſie die Niederſachſen bei Bremen, im Hannöver'ſchen, in Friesland ꝛc. eben ſo haben und, wenn ich nicht irre, „Kujen“ nennen. Nichtsdeſtoweniger aber hatte mein Bauerwirth eine ſehr hübſche kleine Bibliothek, die er mir zeigte. Ich fand darunter vor Allem mehre Exemplare der Bibel, unter anderen Th. Hawke's Bibel mit Bildern und Texterklärung, wofür er fünf Guineeen gezahlt hatte, alsdann „the British Cyclopedia,“ die ihm drei Guineeen gekoſtet, ferner ein großes geographiſches Buch, „the Earth“ genannt, und noch mehre religiöſe Bücher, unter anderen auch den Joſephus, den er von Anfang bis

zu Ende mehre Male geleſen hatte. Er hatte auch einen großen Barometer und Thermometer in ſeinem Zimmer, und da er mir den Schmied des Dorfes als einen „educated man“ (Mann von guter Erziehung) lobte — ein Lob, das jetzt in Schottland Jeder zu verdienen ſtrebt, und das man mithin ſehr oft ausſprechen hört — ſo beſuchte ich mit ihm auch die Bibliothek dieſes Schmieds, ſowie die Bücherſammlungen noch mehrer anderen Dorfbewohner, die ſie mir mit Vergnügen zeigten. Der Hufſchmied hatte nicht weniger als 200 religiöſe, naturhiſtoriſche und andere Werke, darunter auch wieder den Joſephus, der mir in Schottland ſehr verbreitet zu ſein ſcheint. Der Schmied hatte ſich ſteif und feſt eingebildet, daß ich zu ſeinen Büchern nur gekommen ſei, um einen „Bargain“ (Handel) mit ihm zu machen. Als er aber ſah, daß dieß nicht der Fall war, ſo verlangte er wenigſtens ein Stück Geld von mir für einen Dram. Ich darf dieß zu bemerken nicht vergeſſen, weil das Handelmachen für dieſe literäriſchen Schotten etwas ſo Charakteriſtiſches iſt, wie für alle Schotten, und weil die Erziehung bei ihnen die fatale Luſt zum Dram nicht vertilgt hat. In Beziehung auf das Handelmachen und das Krämern ſind die Schotten, wie in ſo vielen anderen Hinſichten, unſeren Gebirgsbewohnern, den Schweizern und den Tyrolern, ähnlich. Es gab eine Zeit, wo in Deutſchland eben ſo viele Schotten das Land mit allerlei Kram und Handirung durchzogen, wie es jetzt Tyroler und Schweizer thun, und wenn dieß jetzt nicht mehr der Fall iſt, ſo kommt dieß daher, weil den Schotten nun als großbritanniſchen Unter-

thanen ſo viele andere Erdenwinkel eröffnet ſind. Das Heimweh iſt den Albinachs eben ſo eigen wie unſeren Aelplern. Auch fand man einſt, beſonders zur Zeit Guſtav Adolph's, die Schotten unter den Trabanten aller europäiſchen Fürſten, wie noch jetzt die Schweizer.

Bei Doune befinden ſich die Ruinen eines ehemals bedeutenden ſchottiſchen Schloſſes, Doune-Caſtle genannt. Wahrſcheinlich hat das Dorf erſt ſeinen Namen von dieſem Schloſſe erhalten. Meine Leute führten mich auf den niedrigen Berg hinauf, den ſeine jetzt zertrümmerten Mauern einnehmen. Schöne alte Bäume beſchatten den Weg dahin, und von den Mauern und Thürmen, die ſelber ſehr maleriſch gruppirt ſind, eröffnen ſich herrliche Ausſichten vorwärts in die Lowlands und rückwärts auf die Highlands. Es iſt dieß Schloß, wie Chambers ſagt, von den Earls von Monthith, welche Grahams waren, gebaut worden. Jetzt aber iſt es ein Eigenthum der Stuarts, und zwar der Earls von Moray, welche, wie ich ſchon oben ſagte, ihren zweiten Titel, den der Lords von Doune, davon herleiten. In der Zwiſchenzeit war es einmal lange in den Händen der königlichen Stuarts als ein Kronſchloß und wurde von mehren Regenten und königlichen Perſonen bewohnt. Auch „Mary Queen of Scots“ wohnte hier zu Zeiten. Es iſt ein „excellent shooting“ (eine herrliche Jagd) in der Nähe, und die Königin ſoll hier oft auf die Jagd gegangen ſein. Es wurden mir hier auch noch ein paar kleine Zimmer ganz oben auf der Ruine gezeigt, in welchen ſie gewohnt haben ſoll. Die ſteinerne Thüre, welche von ihrem Schlafzimmer zu einem benach-

barten kleinen Raume führte, wo ihre „ladies of the bedchamber“ (Kammerfrauen) ſchliefen, war ſo eng, daß ich mir trotz vielen Bückens den Kopf an den Steinen wund ſtieß. Wenn dieß jenen Damen nicht alle Morgen paſſirte, ſo müſſen ſie wohl im Bücken geſchickter geweſen ſein als ich.

Auch „His Royal Highness,“ der Prinz Carl Stuart — es giebt ſchottiſche Bücher, in denen dieſem Prinzen, den die engliſchen Schriftſteller oft nur einen Adventurer nennen, jener Titel immer ſehr gewiſſenhaft gegeben wird, und die nur zu bedauern ſcheinen, daß aus der Royal Highness keine Majesty wurde — hatte dieſes Schloß 1745 in Beſitz. Ein Mac Gregor, von den Hochländern „Ghlun Dhu,“ d. h. „das ſchwarze Knie,“ oder auch „das ſchwarze Krummholz,“ genannt, ein Vetter Rob Roy's vertheidigte es lange für das Intereſſe des Prinzen. Nach ſeiner Zeit fiel es in denjenigen Verfall, in welchem der Reiſende es jetzt ſieht. Die „Hall“ (der Hauptſaal) des Schloſſes iſt groß und geräumig und hat noch jetzt in ihren Ruinen etwas Königliches. Unmittelbar unter dieſem Zimmer war der Kerker.

Die Morays haben jetzt ein hübſches Landhaus, ein paar Büchſenſchüſſe vom Schloſſe entfernt, für ihre Reſidenz gebaut, welches „Doune-Lodge“ heißt. „Einige Leſer,“ bemerkt ein ſchottiſcher Schriftſteller bei der Schilderung dieſer Lodge, „mögen ein Intereſſe an dem Factum finden, daß der Prinz Carl auf ſeinem Marſche von den Highlands nach Edinburgh einen Augenblick bei den Thoren dieſes Edelſitzes anhielt und, ohne von ſeinem

Pferde abzusteigen, ein Glas Wein trank, welches ihm von einer jungen Dame präsentirt wurde, die mit den damaligen Besitzern der Herrschaft verwandt war.“ Ich führe dieß als charakteristisch an, um zu zeigen, wie die Schotten selbst die geringfügigste Tradition von ihrem geliebten letzten Stuart auf die Nachkommen überliefern.

Durch fruchtbare und anmuthige Fluren der Lowlands wanderte ich dann bis Allanbridge, einem freundlichen hübschen Dorfe am Forth. Unterweges begegneten mir große Herden von „Black-Cattle“ aus den nördlichen Theilen von Schottland, aus Caithneß und Sutherland. Die Thiere waren fast alle so schwarz wie die Raben, und bei den meisten fand ich auch nicht einmal einen weißen Streifen auf der Stirne oder hell gefärbte Füße, wie das doch bei unserem dunkelgefärbten Viehe wohl der Fall zu sein pflegt. Die Hirten erzählten mir, sie seien von Inverneß in 15 Tagen hieher gekommen, und dieß sei die gewöhnliche Dauer ihres Marsches von Inverneß bis Stirling. Ihre Rinder waren lauter junge und hübsche Thiere, nur sechs bis acht „Quarters“ (Vierteljahre) alt.

Ich bin überzeugt, hätte der Prinz Albert und Lady Victoria — die Briten sprechen oft so: „Lady Victoria, our queen“ (Frau Victoria, unsere Königin) — ganz so können wir im Deutschen nicht sagen, aber wir können wohl so sprechen: „unsere Frau Königin“ oder „unser Herr König“, was die Franzosen wieder nicht mit „Monsieur le Roi“ oder „Madame la Reine“ nachahmen können, — ich sage, hätte jenes königliche Paar Zeit gehabt, den phan-

taſtiſchen Triumphbogen genau zu beſchauen, den ihnen die Dorfbewohner von Allanbridge errichtet hatten, und unter dem ſie raſch unterweg fuhren, ſie hätten ſich herrlich amüſirt. Ueber dieſem Bogen, den ich noch in ſeinem vollen Schmucke fand, ſtand nämlich, als Anſpielung auf den kleinen Mineralbrunnen, der ſich in der Nähe des Ortes befindet, ein großes gemaltes Waſſerglas mit der Unterſchrift: „Hier iſt Himmelstrank für Euch!“ Und in der Mitte des Ehrenbogens hing ein vergoldeter Bienenkorb herab und darunter mit ſchönen goldenen Buchſtaben folgende Inſchrift:

„How is the little busy bee improving every shining hour!“ *)

Hier könnte man nun in der That mit Recht an die ehrlichen Einwohner von Allanbridge die Frage richten, welche Anſpielungen auf die Reiſe eines königlichen Paares ſie denn, als ſie ſich in ihrer Rathsverſammlung über die beßte Ausſchmückung ihres Triumphbogens beſprachen, in dieſem Verſe von der Biene fanden, und inwiefern eine kleine geſchäftige, aus dem Abcbuche genommene Biene im Stande iſt, die Vermittlerin zwiſchen ihnen und ihrer Lady Victoria the Queen und die Trägerin der ihr dargebrachten Huldigungen vorzuſtellen.

Ich habe trotz aller Anſtrengungen nicht auf den Entwickelungsgang kommen können, den die Gedanken der Bewohner von Allanbridge bei dieſer Gelegenheit genommen

*) Wie verſchönert die kleine geſchäftige Biene jede leuchtende Stunde mit Arbeit!

haben mochten. Die Poeten verstecken ihre Gedanken oft so tief, daß man sie gar nicht finden kann.

Ich muß aber gestehen, ich war verwundert über die wenigen Inschriften und poetischen Ergießungen, die ich an allen den Ehrenpforten, welche auf der schottischen Reiseroute der Königin standen, fand. In der That, ich muß gestehen, diese goldene Regel von der Biene in Allanbridge war geradezu die einzige. Die Leute müssen hier im Ganzen nicht so viel Poesie oder eine andere Art von Poesie haben, als z. B. in unseren Alpengegenden, wo ich gerade ein Jahr früher alle die Triumphbogen, die dem Kaiser von Oesterreich auf einer Reise in seinem Gebirgslande errichtet waren, mit Versen und Inschriften überdeckt fand.

Ich sah nun wieder das herrliche Stirling und sein Schloß mir nahe zuwinken und gelangte auf den zwei Rädern einer Gig, die ich mir in Allanbridge gemiethet hatte, bald in diesen schönen Ort zurück, wo ich mich vor allen Dingen beeilte, das herrliche und berühmte Ackerbau-Museum der Herren Drummond in Augenschein zu nehmen.

XXII.

Von Stirling nach Edinburgh.

Walter Scott und auch Dr. Tyler erzählen in ihrer Geschichte von Schottland von einem großen schottischen Hochland-Helden, Donald, der Hammer genannt. Dieser kriegerische Herr war dem Ackerbau so abgeneigt, daß er mit seinem friedlicher gesinnten Sohne deßwegen haderte, weil er sich der Verbesserung des Ackerbaues auf seinem Gute Inverfalla hingab. Ja als er eines Tages an dem Ufer des Flusses hinritt, der seine und seines Sohnes Besitzungen trennte, und als er mehre Leute des letzteren mit Hacken und Pflügen beschäftigt fand und sogar bemerkte, daß sein Sohn selbst Hand an die Werkzeuge legte, um einem Arbeiter die bessere Handhabung derselben zu zeigen, so gerieth er darüber so in Wuth, daß er sofort in ein Curragh, ein mit Kuhhaut bedecktes Flußschiff, sprang und sich hinüberruderte, in der Absicht, seinen Sohn auf der Stelle zu tödten, der den Namen seiner Familie auf diese Weise durch das erniedrigendste aller Gewerbe herabgewürdigt hatte. Es gelang ihm dieß freilich nicht, weil sich

ſein Sohn durch die Flucht rettete, aber es iſt ſein Verfahren doch merkwürdig, da es die große Geringſchätzung zeigt, welche die alten Hochſchotten für ein ſo edles Gewerbe, wie es de Ackerbau iſt, beſaßen, das ohnedieß ſehr wohl ſich mit einem muthigen und kriegeriſchen Sinne verträgt, wie es das Beiſpiel der Römer zeigt, welche keine edlere Beſchäftigung für den Menſchen kannten, als Krieg und Ackerbau.

Ich weiß nicht, wie ſich der alte Donald, der Hammer, in dem Ackerbau-Muſeum der Drummonds in Stirling geberdet haben möchte, welches in der That eine der ſchönſten und vollſtändigſten Sammlungen dieſer Art iſt, die es vielleicht in irgend einem Lande der Welt giebt. Drummonds & Sons ſind nämlich ſogenannte „Seedsmen and Nurserymen“ (Saathändler und Baumſchulenbeſitzer), wie es deren, freilich nicht immer ſo große, in allen Städten Schottlands giebt. Sie haben bedeutende Pflanzengärten, in denen ſie eine Menge verſchiedener Pflanzen, um mit ihren Sprößlingen und Sämereien Handel zu treiben, erziehen. Außerdem beſitzen ſie in der Stadt einen großen Laden, in welchem dieſe Producte in großen und kleinen Quantitäten verkauft werden. Gewöhnlich verkaufen nun ſolche Seeds- und Nurſerymen auch verſchiedene Werkzeuge für den Ackerbau, und da ihr Laden natürlich von vielen Farmers und Landlords beſucht wird, ſo haben auch wohl die Erfinder von neuen Dreſchmaſchinen, Pflügen oder anderen Ackerbauwerkzeugen mit ihrer Erlaubniß den Drummond'ſchen Laden dazu benutzt, um ihre Erfindungen daſelbſt auszuſtellen. Es gab daher bei ihnen, ſeitdem in Schottland der Donner der Schlachten und des Krieges

verſtummte und ſeit welcher das Schwert in die Pflugſchar, und der Speer in das Oculirmeſſer verwandelt wurde, d. h. erſt ſeit 1746, wohl ſchon immer etwas zu beſchauen und zu beſehen. Aber erſt im Jahre 1831 fiel es den Herren Drummonds in Stirling ein, dieſen kleinen Sammlungen, welche es bisher bei ihnen nur in geringer Ausdehnung und gewiſſermaßen nur zufällig und vorübergehend gab, eine größere Ausdehnung zu geben und ein ſtehendes, bleibendes Ackerbau-Muſeum zu etabliren, in welchem dem Pächter und Landwirthe des Landes Specimens von allen Producten der Gärten, der Aecker und des Waldes, und Modelle von allen zum Ackerbau nöthigen Geräthſchaften und von allen darin gemachten neueſten Verbeſſerungen und Erfindungen zur Schau nicht nur, ſondern auch zum Ankauf vor Augen gelegt werden möchten. Sie richteten ihr Haus dazu ein und haben ſeit jenem Jahre ihre Sammlung der Art erweitert und vervollſtändigt, daß ſie jetzt drei große weite Etagen eines bedeutenden Hauſes einnimmt und eine Mannigfaltigkeit von Dingen darbietet, die wohl ſchwerlich von irgend einem anderen Muſeum dieſer Art in der Welt erreicht wird.

Man hat dieß Drummond'ſche Muſeum ſo nützlich und wirkſam für die Verbeſſerung des Ackerbaues und überhaupt auch als Speculation ſo vortheilhaft gefunden, daß mehre Seeds- und Nurſerymen Schottlands die Sache nachgeahmt haben, ſo daß ſich jetzt faſt in jeder bedeutenden Stadt Schottlands ein ſolches Agricultural-Muſeum entweder ſchon gebildet hat oder doch in der Bildung begriffen iſt. Die bedeutendſten nach dem Drummond'ſchen ſind

die Muſeen von Mrs. Lawſon in Edinburgh und von Mrs. Dickſon und Turnbull in Perth. Ich habe ſie alle beſichtigt und fand ein ſo großes und aufrichtiges Vergnügen an dieſen herrlichen und nützlichen Inſtituten, daß ich gern noch einige mehr beſehen hätte.

So intereſſant nicht nur für jeden Ackerbauer, ſondern überhaupt für jeden denkenden und die Fortſchritte der Cultur in anderen Ländern beobachtenden Menſchen ein umſtändlicher Bericht über dieſe Muſeen und namentlich über das Drummond'ſche in Stirling auch ſein möchte, ſo muß ich mir hier des mangelnden Raumes wegen doch das Vergnügen eines ſolchen Berichtes verſagen. Ich will aber doch einige Dinge hervorheben, welche mir einestheils als charakteriſtiſch für den ſchottiſchen Ackerbau auffielen, oder die anderentheils den Umfang dieſes Muſeums bezeichnen und zeigen können, wie weit man hier in Schottland mit dieſen Dingen gegangen iſt, und welche außerordentliche Vortheile durch ſie dem Landwirthe in dieſen Muſeen dargeboten werden.

Zuerſt und vor allen Dingen ſieht man hier Specimens von allen den verſchiedenen Arten des ackerbaren Grundes und Bodens, den die Oberfläche Schottlands darbietet. Man ſieht hier gewiſſermaßen das ganze Land in allen ſeinen verſchiedenen Nuancen im Kleinen, alle Aecker von der Heide und dem Torfmoor der Berge bis zu den fetten und ſchweren Lehmen der Ebene und zu dem Sande der Küſten herab. Dabei hat man Gelegenheit, den rohen Naturboden mit dem künſtlich geſchaffenen Boden zu vergleichen, um zu ſehen, welche Veränderungen eine längere Bebauung, eine ſorgfältigere Austrocknung durch Drains, eine tiefere Bepflügung ꝛc. hervorge-

bracht haben; die denkenden Landwirthe Schottlands haben das Muſeum oft mit ganzen Reihenfolgen von Bodenſorten von demſelben Felde verſehen, wie ſich dieſelben zu verſchiedenen Jahren unter verſchiedener Behandlungsweiſe darſtellten. Wie wichtig iſt eine ſolche Belehrung für den Pächter oder Oekonomen, der nicht von Acker zu Acker herumreiſen kann, um ſich von dem Erfolge gewiſſer Bearbeitungsweiſen durch ſeine eigenen Augen zu überzeugen.

Alsdann ſieht man weiterhin, wohlgefällig arrangirt, alle mögliche Arten von Dünger, insbeſondere eine Menge neuer Sorten, welche wenig bekannt ſind, und von deren Exiſtenz und Wirkſamkeit ſich der Oekonom hier ſogleich überzeugen kann, da die todten Quantitäten des Düngers nicht nur daliegen, ſondern auch kleine Experimente damit angeſtellt und die erlangten Reſultate gleich bei dem Gegenſtande bemerkt ſind. Auſterſchalenpulver, Knochenpulver, verſchiedene Aſchenarten, verſchiedene Rübſamenkuchen, verſchiedene Salze, verſchiedene Gyps- und Kalkarten, lauter Dinge, an deren Aufbewahrung in Muſeen man bisher gar nicht dachte, obgleich ihr Anblick und ihre Unterſuchung viel mehr Nutzen verbreitet als die der ſeltenſten Conchylien und der ſchönſten Schneckengehäuſe.

Darauf erblickt man eine große Sammlung von Ackerbaupflanzen, die an Vollſtändigkeit ihres Gleichen ſucht. Wo es ſich thun ließ, ſind dieſelben lebend in Töpfe gepflanzt und geſchmackvoll zur Schau aufgeſtellt, ſo viele Futtergräſer, oder doch getrocknet und in ſchönen reichen Gruppen zuſammengeſtellt, ſo viele Getreidearten, — oder in friſchen Exemplaren, die bei ihrem Verderb beſtändig um-

getauſcht werden, ſo viele Früchte, Wurzeln, Rüben, Kartoffeln.

Zuerſt und vor allen Dingen die Rüben, die obgleich das ſüdliche Schottland ſo recht mitten in der eigentlichen Rübenzone liegt, erſt vor 50 Jahren eingeführt wurden, die aber jetzt dort allgemein als die wahre Grundlage einer guten Ackerwirthſchaft anerkannt ſind und als die vornehmſten Bodenverbeſſerer außerordentlich viel gebaut werden.

Weiterhin Kartoffeln, dieſe wunderbare Frucht, die ebenfalls ſehr ſpät ſich in Schottland Bahn brach, von der dort aber jeder Monat beinahe eine neue Art an den Tag bringt. Voriges Jahr ſah ich an den Läden aller ſchottiſchen Seedsmen eine neue peruvianiſche Kartoffelart, von der ich nicht weiß, ob dieſes kleine Ungethüm in Deutſchland ſchon ſehr bekannt iſt. Sie war länglich geſtaltet und gekrümmt wie eine Schlange. Ich ſah eine, die bei ¾ Zoll Durchmeſſer 13 engliſche Zoll lang war. Ich ſage, auch die Kartoffeln ſind ſehr ſpät in Schottland durchgedrungen, und jetzt giebt es ſchon eine Menge Sorten von dieſer Frucht, die ihren Namen von ſchottiſchen Inſeln und Grafſchaften empfangen haben, z. B. die Man-Kartoffel, die Perthſhire-Kartoffel ꝛc. Manche hieher zu rechnende Gemüſearten ſcheinen aus Deutſchland nach Schottland gekommen zu ſein, denn ſie haben dort ihren deutſchen Namen beibehalten, was man aus den gewöhnlichen Lexiken der engliſchen Sprache nicht lernen kann, ſo z. B. Kohlrabi, die Mangoldwurzel, die in Schottland geſchrieben werden: „Kohl-Rabi, Mangold-Wurzel.“

Das Auffallendſte in dieſen ſchottiſchen Ackerbau-

Muſeen für einen Deutſchen iſt dieß, daß der Roggen, unſer norddeutſches Hauptgetreide, dort oft wenig beachtet, ja unter den reichen Sammlungen von Getreidearten gar nicht gefunden wird. Die Herren Drummonds hatten zwar einige Specimens davon; ſie ſagten mir, ein Herr hätte ſie ihnen von Frankreich mitgebracht, wo dieſe Getreideart viel gebaut würde, in Schottland aber ſcheine ihre Cultur völlig aufgehört zu haben. In Norddeutſchland nennt man den Roggen „das Korn", weil es dort die vornehmſte Kornart iſt. In Schottland iſt der „Oats" (Hafer) „the corn" (das Korn), und wenn die Schotten vom Korn ſprechen, ohne etwas Weiteres hinzuzuſetzen, ſo meinen ſie damit den Hafer. In den Highlands habe ich dieß durchweg bemerkt, wo es in der Regel auch nichts Anderes als Hafer giebt. In den Lowlands muß der Weizen, der jetzt überall die Oberhand gewinnt, vorzugsweiſe das Korn genannt werden. Welche Herabwürdigung unſeres Roggens ſcheint uns darin zu liegen, daß die Engländer und Schotten ihn nur zuweilen als Viehfutter cultiviren.

Außer dieſen Pflanzenſammlungen wird hier auch eine beſtändige Ausſtellung von denjenigen Manufactur-Producten unterhalten, deren Erzielung oft einen Gegenſtand des Ackerbaues ſelber bildet. Man ſieht hier alle möglichen Mehl-, Sago-, Graupen-, Malz- und Käſearten beſtändig ausgeſtellt.

So neu und intereſſant alle dieſe Sammlungen ſind, beſonders wenn man dabei ſo gefällige und kenntnißreiche Männer zu Führern hat, wie die Herren Drummond oder wie der berühmte Herr Smith von Deanſton, der erſte und

mit Hand und Feder thätigſte Landwirth Schottlands, es ſind, die einen ſogleich belehren, wie man den ächten Ayrſhire-Käſe, die vorzüglichſte ſchottiſche Käſeart, vom unächten unterſcheiden könne, und die einem ſo viele intereſſante Bemerkungen mittheilen, wie z. B. dieſe, daß die ſorgfältigen und guten Viehbeſitzer in Schottland jetzt ſehr darauf ſehen, daß ſie in ihren Schweizereien lauter Kühe hätten, welche eine und dieſelbe Art von Milch gäben, d. h. Milch von demſelben Geſchmack, von derſelben Fettigkeit, Farbe und Qualität, weil ſie die Bemerkung gemacht, daß die Vermiſchung verſchiedenartiger Milch weder eine gute Butter, noch einen guten Käſe erzeuge, — ich ſage, ſo intereſſant jene Abtheilungen der Sammlung dadurch werden, ſo ſind doch die bei Weitem intereſſanteren und nützlicheren und auch die ausgedehnteren die der verſchiedenen Ackerbau-Inſtrumente, deren Anzahl und Mannigfaltigkeit wirklich ins Unglaubliche geht.

Ich möchte wohl einmal die Verwunderung Virgil's belauſchen, wenn man ihm ein ſolches Muſeum zeigen könnte, wo er tauſend Inſtrumente ſehen könnte, den Boden zu graben, zu kehren, zu zerbröckeln, zu zerarbeiten, von denen er ſelbſt in den ſchönſten Träumen ſeines Ackerbaugedichtes keine Ahnung hatte. Man muß ein ſolches Muſeum mit den Geräthſchaftsſammlungen der meiſten Bauern in Europa vergleichen, um zu begreifen, in wie hohem Grade die Kunſt des Ackerbaues noch überall in der Kindheit iſt, ja ſo zu ſagen als unentfaltete und zum Fortſchritt unerwachte Puppe noch in den Windeln ſchlummert. Eine Hacke, ein Spaten, ein Pflug, ein Klotz zum Dreſchen,

eine Egge, ein paar Gabeln und Forken, das ſind die Hauptdinge, die man in den Händen der meiſten unſerer europäiſchen Bauern ſieht. Der Pflug von derſelben altherkömmlichen nationalen Geſtalt pflügt die verſchiedenſten Arten des Bodens. Der Dreſchflegel verrichtet wie zu Adam's Zeiten beſtändig ſeine mühſame Arbeit, während Maſchinen dieſelbe viel leichter und beſſer thun könnten. Eine und dieſelbe Hacke, welche eine ganze große Nation ſich einmal angeeignet hat, verrichtet die verſchiedenartigſte Arbeit, für die man hunderterlei Hacken haben ſollte, um die Arbeit beſſer zu verrichten. Große weite Strecken von Ländern ſieht man einem alten weit um ſich greifenden Herkommen gemäß mit einer und derſelben Getreideart bedeckt, z. B. das ganze Land von Finnland bis Holland mit Roggen, während es keinen Zweifel leidet, daß jede der unzählig vielen Boden- und Klima-Nuancen ihrer Natur nach für eine beſondere Getreideart vorzugsweiſe geeignet iſt, und während auch die Natur nicht nur eine Menge verſchiedener Getreidearten gegeben hat, ſondern auch der Menſch noch eine Menge Unterarten dazu entwickeln und für jede Boden- und Klima-Nuance beſtimmen könnte. Die Gartenkunſt iſt darin dem Ackerbau bei Weitem vor. Jene hat jetzt nicht weniger als 1600 Arten von Aepfeln, 1000 Varietäten von Birnen, 30 Claſſen von Gartenerbſen, unzählige Gattungen von Gras und z. B. allein 60 verſchiedene Species von Klee, zahlloſe Nuancen anderer Früchte, Blumen und Pflanzen. Es könnten eben ſo viele Gattungen von Getreide entwickelt werden, und ſie ſind auch zum Theil ſchon entwickelt und geſondert; allein ſie befinden ſich nur noch in den Händen

der Wiſſenſchaft oder höchſtens der Gartenkunſt. Der Ackerbau behilft ſich im Allgemeinen noch mit einer verhältnißmäßig äußerſt geringen Anzahl von Varietäten. Selbſt in Schottland, einem der beßtangebauten Länder der Welt, ſind nur etwa ein halb Dutzend Arten von Weizen als in allgemeinem Anbau befindlich anzunehmen. Von 200 Gräſerarten, die alle mit einander für das Klima von Schottland geeignet wären, und die man dort alle wild findet, und für deren jede man dort ſicherlich eine beſtimmte Cultur, einen beſtimmten Nutzen entdecken könnte, haben nur zwei oder drei Arten die allgemeine Aufmerkſamkeit der ſchottiſchen Graziers auf ſich gezogen. Kurz, — denn lang über dieſe Sache zu ſein, lohnt es kaum der Mühe, da das Ziel noch ſo entfernt iſt, — kurz, ſage ich, das geringſte Nachdenken über dieſen Gegenſtand zeigt, daß unſere neuere Zeit, die den rationellen Ackerbau erfunden und die einer Claſſe von Menſchen das Raiſonniren und Ueberlegen gelehrt, welche bisher kaum den Anfang dazu gemacht hatte, hier Wege der Verbeſſerung und des Fortſchrittes angebahnt hat, die endloſe Perſpectiven eröffnen. Solche Muſeen, wie das Drummond'ſche eines iſt, ſind beſonders dazu geeignet, die Zielpunkte dieſer Bewegungen, welche unter den Ackerbauern eröffnet ſind, in der Ferne zu zeigen.

Unter den verſchiedenen Säemaſchinen, die ich hier ſah, fiel mir beſonders ein achtzehn Fuß langes Inſtrument zum Säen der Bohnen auf, welches bei jedem Schritte des Pferdes 30 Bohnen auf ein Mal einſetzt, — ferner eines für das Säen der Rüben, die zu gleicher Zeit den ausgeſtreuten Samen in den Boden etwas

eindrückt, — alsdann eine Maſchine zum Zerſtreuen des Düngers, die eine unzählige Menge kleiner Häufchen von Knochenpulver oder Auſterſchalenmehl bei jeder Bewegung bildete, — nachher die unzähligen Arten von Pflügen-, Egge-, Schneide- und Dreſch-Maſchinen, von den erfindungsreichſten Conſtructionen. Ich ſah hier zwanzig Modelle von verſchiedenartig conſtruirten Drains und eine Menge verſchiedenartiger Werkzeuge, Hacken, Spaten, Schaufeln, welche bei der Conſtruction dieſer Drains nöthig ſind, — unzählige kleine Maſchinen, um die verſchiedenen dem Ackerbau ſchädlichen Thiere wegzufangen, — dann zahlloſe Maſchinen fürs Buttermachen (Churns). Unter den verſchiedenen Milch-, Butter- und Käſe-Apparaten fielen mir als beſonders intereſſant die Milchkühlapparate (Milk-coolers) auf. Ich ſah z. B. einen von Zink, der die Quantität der aus der Milch gezogenen Butter um zehn Procent vermehren ſollte, und bei dem der Rahm auf eine Zinkplatte in einer vollſtändigen unzerbröckelten Schicht für das Butterfaß abgehoben wurde. Endlich zeigten ſich Thermometer, für den Zweck der Milchhäuſer und Schweizereien zugerichtet.

Man hat nicht Augen genug, um Alles zu bemerken, worüber die Herren Smiths von Deanſton und die anderen ausgezeichneten ſchottiſchen Landwirthe bereits gründlich nachgedacht haben. Die verſchiedenen Karren und Wagen der Bauern haben ſie ebenfalls in das Gebiet einer raiſonnirenden und kritiſirenden Betrachtung gezogen, und wie alle Ackerbauinſtrumente Großbritanniens, ſo ſind vor allen

Dingen auch alle Bauerwagen jetzt in einer heilſamen und reformirenden Umwandlung begriffen, eben ſo wie die Kleidung, die der Landmann tragen ſollte, und man ſieht hier eine Sammlung von Landmannsblouſen, die für dieſe oder jene Arbeit, für dieſe oder jene Jahreszeit, für dieſes oder jenes Klima beſonders geſchickt ſind.

Viele geringe Zweige der Kunſt des Ackerbaues ſind bei uns noch wenig oder kaum beachtet und entwickelt, ſo z. B. die Kunſt der vortheilhafteſten Einfriedigung der Aecker oder des „fencing," wie die Engländer ſagen. Ich hatte bisher ſo wenig von dieſer Kunſt gehört, daß ich anfangs gar nicht begriff, was die Engländer immer mit ihrem Fencing wollten, von dem ſie mir ſo viel erzählten, und wenn ſie mir ſagten, daß bei uns in Deutſchland daſſelbe in ſo ſchlechtem Zuſtande wäre. Ich begriff es nachher freilich wohl, als ich die engliſchen Parks und Aecker und dann das Drummond'ſche Muſeum ſah. Bei uns hat man in einigen Gegenden um die Aecker große Steinumwallungen, die von gewaltigen Feldſteinen gebildet ſind, ſo z. B. im Holſteiniſchen; dieſelben dienen zum Schutze gegen die Menſchen, Ochſen, Haſen, Wölfe und Mäuſe zu gleicher Zeit. In anderen Gegenden hat man gewaltige Holzpaliſſaden um die Gärten und Aecker, z. B. in Preußen, Kurland. In ihnen wird eine unendliche Menge guten Holzes verſchwendet. In anderen hat man die Gehöfte mit großen Dornenmauern umſchanzt, ſo gegen Polen hin. Alsdann dienen wiederum Gräben und Erdwälle, die mit Bäumen beſetzt ſind, hie und da auch lebendige Hecken,

welche einigen Nutzen gewähren, zur Abgränzung der Aecker. Dieß Alles iſt zwar einigermaßen der jedesmaligen Natur des Landes angepaßt. Allein da in gewiſſen Diſtricten gewiſſe Einfriedigungen einmal durchweg herrſchen, und da dieſelben doch für hunderterlei Zwecke dienen können, ſo zeugt dieß von wenigem Nachdenken. Nur in England hat man die Idee einer Hecke und Einzäunung mit der zerlegenden Kritik des Verſtandes aufgefaßt und für die verſchiedenen Zwecke die verſchiedenſten Arten von „fences“ entwickelt. Die vornehmſten ächt engliſchen Umzäunungen ſind die von lebendigen Pflanzen (Dornſträuchern verſchiedener Art) und dann die von Eiſen. Die eiſernen nehmen den geringſten Raum ein, ſind die dauerhafteſten, ſtärkſten und dabei der Entwickelung der größten Zierlichkeit fähig. Zu ihrer Fabrikation giebt es große weitläufige Etabliſſements in London und in anderen engliſchen Städten. Sie machen kleine ſchwache „Hare-“ und „Rabbit-fences“ (gegen die Haſen und Kaninchen), „Sheep-fences“ (gegen die Schafe), „Cattle-“ und „Horse-fences“ (gegen die Rinder und Pferde), „invisible fences“ (unſichtbare Zäune) aus grün angeſtrichenem Eiſendraht, die man in den Parks gar nicht bemerkt, und die doch ſehr ſtark ſind und ihren Dienſt gut verſehen. Dieſe unſichtbaren Zäune ſind bei uns noch gar nicht oder doch nur wenig bekannt, und wir müſſen uns immer mit Mauern und großen Gittern umgeben, welche unſere Gärten einem Gefängniſſe oder Kloſterhofe ähnlich machen und uns die Ausſicht in die freie Natur ganz verſperren. Auch das ganze „fencing-system“

ist in Großbritannien in einer reformirenden Umwandlung begriffen.

Nun bedenke man, wie viele Jahrhunderte noch wohl darauf hingehen mögen, bis in ganz Europa jeder Acker und Garten auf die rationellste Weise eingezäunt ist, bis jeder Bodenfleck nach seiner Natur und seinem Klima mit den beßten und zweckmäßigsten Pflanzenspecies bepflanzt wird, bis die alten unbequemen Ackerwagen durch zweckmäßiger construirte ersetzt sind, bis die Bauern alle so gekleidet sind, wie sie es sein sollten, bis jede Bodengestaltung ihren eigenen Pflug erhalten hat, bis statt der Pferdehufe oder Dreschflegel überall Maschinen mit dem Auskörnen des Getreides beauftragt sind, bis statt des Bohnenpflanzers, der sich mühsam funfzig Mal bücken muß, überall eine Säemaschine die Arbeit funfzig Mal schneller und leichter verrichtet, bis wir den Butterrahm von unserer Milch aller Orten mit einer Zinkplatte in einem ganzen Stück abheben, ich sage, man bedenke, wie lange es dauern wird, bis alle diese Erfindungen und Verbesserungen sich in allen Winkeln unseres cultivirten Europas Raum geschafft haben werden, und man erstaune theils mit Schrecken über die Barbarei, in der wir einstweilen noch versunken sind, theils aber mit Freude über die Aussichten, welche uns eröffnet sind, und über die Bahnen des Fortschrittes, auf denen wir wandeln. Denn das Schönste ist dabei, daß unsere Riesenzeit wirklich mit Riesenschritten einem solchen Riesenwerke entgegengeht. Ueberall reibt sich der Ackerbauer die Augen, und überall werden Mißbräuche, die den

Leuten seit Adam's Zeiten anklebten, der Vergessenheit übergeben.

Es sind in dem kurzen Stück dieses jetzigen Jahrhunderts mehr „Horticultural and Agricultural Societies“ (Garten- und Ackerbau-Gesellschaften) gestiftet worden, als im ganzen Alterthum und Mittelalter zusammen genommen.

In Schottland ist die Seele aller dieser im Lande verbreiteten Zweig- und Filialgesellschaften die am Ende des vorigen Jahrhunderts gestiftete „Highland- and Agricultural society of Scotland“ (Hochland- und Ackerbau-Gesellschaft von Schottland), an deren Spitze jetzt die ersten Edelleute und besten Landwirthe des Landes stehen. Das Drummond'sche Museum und die anderen ihm nachgeahmten Institute stehen nicht nur mit allen Theilen von Schottland, sondern überhaupt mit der ganzen Welt in Verbindung. Nach Irland und Wales, sagten sie mir, sendeten sie jetzt die meisten „Agricultural Implements“ (Ackerbaugeräthschaften), und jedes Jahr nähmen die dahin gesandten Quantitäten zu, was ein neuer Beweis für die Verbesserung des Ackerbaues in diesen beiden Theilen des Königreichs ist, in denen bisher so wenige Fortschritte gemacht wurden. Bloß an einen einzigen Landwirth in Irland, den Marquis von Waterford, hatten sie kürzlich 400 große Hacken für das Bilden der Drains senden müssen. Auch in Deutschland nannten sie mir mehre Orte, mit denen sie in Verbindung ständen. Dann aber geht ihre vornehmste Thätigkeit über den Ocean hinüber, in die der Cultur eröffneten großen

Ländermaſſen in der Südſee und in den indiſchen Meeren, wohin jetzt die ſchottiſchen Farmers und „Tillers“ (Ackerbauern) die Altäre und Myſterien der Ceres oder, um in ihrer Weiſe zu reden, ihre „fencing-“ und „draining-systems“ hinüber tragen. Nach Auſtralien, ſowie nach Canada werden beſtändig viele Inſtrumente und Sämereien verſchifft.

Da in dieſen ſchottiſchen Muſeen nicht nur das Nützliche in ſo großen Quantitäten angehäuft da liegt, ſondern da es auch auf eine beſonders gefällige Weiſe aufgeſtellt und vielfach ausgeſchmückt iſt, — Büſten und Portraits berühmter ſchottiſcher Ackerwirthe, Anſichten ſchottiſcher Landſchaften zieren die weiten Räume, reizende Sammlungen ſchöner und ſeltener Blumen erlauben einem zu Zeiten, wenn man ſich an den nützlichen Rüben und Kartoffeln ſatt geſehen hat, den ſchönen Farben und Formen zu huldigen, chineſiſche, indiſche, tatariſche, ruſſiſche Ackerinſtrumente, welche mit untergemiſcht ſind, befriedigen auch andere Arten von Wiß- und Neugierde, — und da dieſe Muſeen die Sammelplätze für Damen und Herren von allen Ständen ſind, ſo genießt man darin immer der beßten Unterhaltung.

Es blieben mir nun in Stirling noch zwei Dinge zu beſuchen, erſtlich der Felſen, welcher Abbey-Craig genannt wird, und zweitens das berühmte Schlachtfeld von Bannockburne. Das kleine raſche Gig meines Gaſtfreundes brachte uns dahin hinaus. Abbey-Craig iſt ein hoher merkwürdiger Felſen, der ſeinen Namen von einer alten Abtei hat, die einſt an ſeinem Fuße lag. „Craig“

bedeutet so viel als Felsen, und Abbey-Craig heißt also der „Abteifelsen.“ Er ist höher und größer als der Felsen, auf dem das Schloß von Stirling liegt, und verhält sich zu ihm eben so wie Arthurs-Seat und die Salisbury-Craigs zu dem Felsenrücken, auf welchem das Castle und die Highstreet von Edinburgh liegen. Alle diese Felsen gleichen einander außerordentlich, und es giebt deren noch mehre ähnliche in Schottland. Ein schottischer Schriftsteller giebt ihnen wegen ihrer Form den Namen „craig and tail“ (Fels und Schwanz), weil sie nämlich alle einen großen hohen schroffen Felsenkopf im Westen haben und dann gegen Osten hin entweder mit einem langen, allmählig sich abflachenden Rücken mit anderen Gebirgen zusammenhangen oder sich in dieser Richtung allmählig in der Ebene verflachen. Diese Richtung von Osten nach Westen ist ihnen allen eigen, und sie sind auch alle vulcanischen Ursprungs, von der Trappformation.

Gleich beim Abbey-Craig giebt es noch einen anderen „Craig and tail,“ der dieselbe Figur zeigt und „Craigforth“ genannt wird. Man kann die allgemeine Figur dieser Felsen, welche einen so charakteristischen Zug in der Landschaft der schottischen Lowlands bildet, etwa so auffassen:

Dieſe Hügel ſtanden einſt wie kleine Riffe und Inſeln aus dem Meere, das ſie umgab, hervor, und wenn auch keine Schiffe an ihnen ſcheiterten, da es damals noch keine Schiffe gab, ſo thaten es doch die Wallfiſche. Am Fuße des Abbey-Craig, zwanzig Fuß über dem Meere, hat man vor einigen Jahren Wallfiſchknochen im Boden gefunden. Die Stirlinger ſelbſt, die am beßten gefühlt haben, wie eigenthümlich ſich dieſe ſchwarzen baſaltiſchen Schwanzfelſen mitten in der ſchönen grünen Ebene der Lowlands ausnehmen, und die einen dieſer Felſen bewohnen, haben ihm daher auch einen eigenthümlichen Lieblingsnamen entnommen. Sie nennen ſich „the sons of the rock“ (die Söhne des Felſens). Nicht nur in Stirling'ſchen Gedichten, ſondern auch in Stirling'ſchen Journalen fand ich mehre Male dieſe poetiſche Bezeichnung.

Man könnte dem ſchottiſchen Reiſenden einen Vorwurf daraus machen, wenn er noch heutiges Tages von den alten Stirling'ſchen Schlachten reden wollte, die längſt verſchollen ſind, und die nur noch eine antiquariſche und romantiſche, nicht im Geringſten aber eine praktiſche Bedeutſamkeit zu haben ſcheinen, da ſie viel weiter zurückliegen, als z. B. diejenigen Schlachten, durch welche die einzelnen Theile der preußiſchen Monarchie zuſammenkamen, ja beinahe ſo weit und zum Theil auch weiter als diejenigen Schlachten, durch welche die verſchiedenen Provinzen der franzöſiſchen Monarchie zu einem Ganzen zuſammengeſchmiedet wurden. Allein es giebt Schlachten zwiſchen verſchiedenen Völkern, die ſchnell vergeſſen werden, andere

wiederum, die nie verbluten. Die verschiedenen Theile von Frankreich schmolzen verhältnißmäßig schnell zu einem innigen Ganzen zusammen, und es existiren daselbst eben so wenig wie in Preußen (mit Ausnahme von Posen) so schroffe Nationalabneigungen wie in England zwischen den Engländern und Schotten. Diese beiden Nationen haderten bekanntlich 600 Jahre lang mit Feuer und Schwert und mit der größten Erbitterung gegeneinander. König Eduard I. von England wollte, daß nach seinem Tode seine Knochen gesammelt und auf einer Standarte in die Schlachten gegen die Schotten geführt werden sollten. Er erfreute sich während seines Lebens des Gedankens, daß er noch selbst nach seinem Tode die verhaßten Schotten schrecken könne. Auf seinem Grabmale in London steht noch jetzt sein Beiname: „der Hämmerer der Schotten" zu lesen. Noch bis auf diesen Augenblick werfen die Engländer in den benachbarten Provinzen, in Northumberland, in Cumberland, den zu ihnen herüber kommenden Schotten ihre alten „Raids" (räuberische Einfälle) halb im Spaße, halb im Ernste vor. Auch erwähnen die Engländer mit Nasenrümpfen zuweilen gewisse schottische Krankheiten, derentwegen, wie zum Spaße erzählt wird, der Herzog von Argyle auf seinem Gebiete gewisse Pfähle in gewissen Distanzen errichtete, wofür die Schotten ihn sehr gelobt haben sollen, sowie sie, die Engländer, noch an manchen anderen schottischen Eigenthümlichkeiten ein Aergerniß nehmen.

Kurz, wollte man alle die Punkte aufzählen, welche noch jetzt Anlaß zu gelegentlichen kleinen Reibungen

zwischen beiden Nationen geben, so hätte man viel zu thun. Schottland ist den Engländern nicht als eine Provinz unterthan geworden, sondern es hat sich nach mancher tapferen Schlacht, nach langer glorreicher Vertheidigung seiner Freiheit, ihm zuerst in der Union beider Kronen und dann in der Union beider Parliamente und Reiche an die Seite gestellt. Als ein kleineres Land aber hat es doch wohl dem mächtigen England gegenüber immer seine Schwäche etwas gefühlt und hie und da etwas wider seinen Willen nachgeben müssen. So ganz freiwillig war die Union der Parliamente und Reiche nicht und ebensowenig die Dämpfung der Revolution des letzten Jahrhunderts in Schottland. Wie ein Kleiner gegen einen Großen immer etwas keck aufzutreten pflegt, so erinnert sich daher Schottland auch noch immer mit Eifer und patriotischem Enthusiasmus seiner gegen die Engländer ausgeführten Heldenthaten, erzählt sie sich und den Fremden noch beständig, besingt sie (selbst noch von den neuesten schottischen Dichtungen bewegt sich ein guter Theil auf den alten schottischen Schlachtfeldern von Stirling, Falkirk ꝛc.) und beschreibt sie fortwährend, indessen auf der anderen Seite des Tweed und der Cheviot-Hills alle die Schlachten, in welchen die Schotten ihrerseits von den Engländern geschlagen wurden, in einem weit höheren Grade vergessen sind.

Auf dem Schlachtfelde von Bannockburn bei Stirling hatte man, als die Königin im vorigen Jahre in der Nähe vorüberkam, eine Fahne aufgepflanzt, damit sie doch wenigstens von Weitem sehen möge, auf welchem

Flecke ihre Vorfahren im Regimente von den Schotten geschlagen wurden. Ich dachte dabei wiederum an die Reise des Kaisers von Oesterreich in Steyermark. Auch die Steyermärker haben viele Schlachtfelder aufzuweisen, auf denen sie die österreichischen Erzherzoge und Kaiser zurückschlugen, aber ich glaube, die Etiquette hätte dort doch wohl nicht etwas Aehnliches erlaubt, was sie hier in Schottland gestattete. England und Schottland befinden sich in vieler Beziehung in einer ähnlichen Lage zu einander, wie Schweden und Norwegen. Auch die Norweger rühmen sich ihrer Siege über die Schweden, mehr als diese der ihrigen über die Norweger.

Nun also, so lange noch diese kleinen Eifersüchteleien zwischen den Engländern und Schotten bestehen, so lange dort das Andenken der alten Siege und Schlachten auf die besagte Weise täglich erneuert wird, so lange kann nicht nur, sondern muß der Reisende es erwähnen, daß es auf dem Abbey-Craig war, wo Wallace am 13ten September 1297 sein Banner aufgepflanzt hatte, und so lange darf man es nicht vergessen, daß er von diesem Felsen herabkam, um die Engländer, die unter dem Commando des Sir Hugh de Cressingham, des Generals König Edward's, unvorsichtig über den Forth setzten, bei der berühmten Brücke anzugreifen und in Stücke zu hauen. Und so lange darf man auch eine Einladung nicht ausschlagen, von Stirling aus auf das Schlachtfeld von Bannockburn hinauszufahren, um sich dort Alles recht genau anzusehen und um die ganze Position der Engländer und Schotten und die klugen Operationen Robert Bruce's, der sie hier den 24sten

Juni 1314 aufs Haupt ſchlug und dadurch ſeinem Vaterlande die Unabhängigkeit und ſich ſeine Krone rettete, vollſtändig zu begreifen.

Die Schlacht bei Bannockburn iſt ohne Zweifel eine der folgenreichſten und wichtigſten, welche je in Schottland gefochten wurde, denn die Schotten führten nicht weniger als 30,000 Mann ins Feuer, und die Engländer ſollen gar drei Mal ſo viel gehabt und 30,000 Soldaten und 700 Ritter verloren haben. Allein in anderen großen Schlachten, z. B. der von Leipzig, waren noch viel mehr Truppen aufmarſchirt, und es kamen noch viel mehr Menſchen daſelbſt um. Und doch, glaube ich, wird die Schlacht von Leipzig von großem Glück zu ſagen haben, wenn nach 530 Jahren alle Deutſchen noch eben ſo gut die Beſonderheiten dieſer Schlacht wiſſen, wie die Schotten noch jetzt nach 530 Jahren die Beſonderheiten und Details der Schlacht von Bannockburn kennen.

Es iſt, als wenn ſogar alle einzelnen Scenen der Schlacht ſich unverwüſtlich dem Gedächtniſſe des Volkes eingeprägt hätten. Denn obgleich dieſe Scenen nur ſchnell vorübergehende Ereigniſſe weniger Augenblicke waren, ſo haben dieſe flüchtigen Ereigniſſe doch allen verſchiedenen Theilen der Umgegend ihre Namen für die Ewigkeit gegeben. So heißt hier eine Stelle in der Nachbarſchaft noch jetzt „the bloody field“ (das blutige Feld), weil hier eine Abtheilung der Engländer, welche ſich zu den Ihrigen zurückziehen wollte, bis auf den letzten Mann niedergemacht wurde. So heißt ein anderer Platz in der Nachbarſchaft „Ingram's Crook“ (Ingramshaken), weil

hier ein englischer General, Sir Ingram Umfraville, getödtet wurde. Ein anderer Platz heißt „Randal's field“ (Randalsfeld), weil hier am Abend vor der Schlacht Randal, Earl von Murray und Sir Robert Clifford einen wüthenden Strauß fochten. Ein Hügel heißt der „Gillies' hill“ (der Troßbubenhügel)*), weil hier die Troßbuben, die Bruce hinter dem Hügel aufgestellt hatte, zum Vorschein kamen, um den Ihrigen beizustehen, und den Engländern, die sie für eine neue Verstärkung der Schotten nahmen, einen solchen Schrecken einjagten, daß sie die Flucht ergriffen. Auch der große Granitstein ist noch da, welcher „the bored stone“ (der durchbohrte Stein) genannt wird, weil sich in ihm ein Loch befindet, in welchem Robert Bruce sein Banner während der Schlacht aufgepflanzt hatte. In diesem Steine war eben jene oben erwähnte Flagge für die Königin Victoria und Prinz Albert aufgesteckt.

Bekanntlich hatten die Schotten, die wie die Schweizer meistens Fußtruppen waren, oder doch nur ihre kleinen Bergponies (Bruce selbst ritt während der Schlacht einen solchen kleinen Bergpony) hatten, in allen ihren Schlachten mit den Engländern eine besondere Furcht vor der englischen schweren Cavalerie. Wie die Schweizer gegen die österreichischen Reiter und Ritter, so ergriff daher hier auch Robert Bruce gegen die englischen besondere Sicherheitsmaßregeln. Man sagt, er legte eine Art von Fuß-

*) Noch jetzt werden in den Highlands die Diener (englisch: „Servants“) „Gillies“ genannt.

angeln ins Gras und ließ eine Menge kleiner tiefer Löcher rund um die ganze Gränze des Schlachtfeldes graben. Ich muß geſtehen, ich habe mir, da das Schlachtfeld von Bannockburn wenigſtens zwei Meilen lang iſt, nie einen Begriff von der ungeheueren Anzahl von Löchern und Fußangeln machen können, die dazu gehörten, um eine ſo weit ausgedehnte Poſition ganz damit zu umgeben, und eben ſo habe ich mir immer gar keinen rechten Begriff von dem Erfolge und der Zweckmäßigkeit dieſer von allen ſchottiſchen Geſchichtſchreibern berichteten Bruce'ſchen Maßregeln machen können. Ich hoffte, daß mir das Schlachtfeld ſelbſt etwas darüber lehren würde, aber auch dieſes hat mich nicht überreden können, jene Maßregel für weniger ſonderbar, roh und ungeſchickt zu halten, als ſie mir von Anfang an erſchien. In demſelben, hiſtoriſch ſo intereſſanten Moraſte, an deſſen Rande jene Löcher gegraben wurden, und der ſich im Thale des Bannockburn hinerſtreckt, ſah ich jetzt wieder tiefe Rillen und Löcher ausgearbeitet, die aber ein friedlicheres Ziel hatten, nämlich die Austrocknung dieſes Moraſtes. Der größte Theil deſſelben iſt ſchon in früheren Jahren unter der um ſich greifenden Cultur verſchwunden. Ich ſah jetzt den letzten Theil dieſes hiſtoriſchen Moraſtes urbar machen. Die Leute, welche mit dem Hauen der Drains beſchäftigt waren, zeigten uns ein Schwert, das ſie unter dem Torfe gefunden hatten, und für das ſie ohne Zweifel einen guten Preis erhalten haben werden, da die Schwerter der Schlacht von Bannockburn ziemlich rar und den Schotten doch nicht weniger theuer und intereſſant geworden ſind.

Dieſes Moorſtück iſt der Theil eines größeren Moraſtes bei Stirling, der lange Zeit exiſtirte, aber jetzt beinahe ſchon völlig in Culturland verwandelt iſt. Der Beſitzer davon iſt der Marquis von Abercorn. Er giebt den Leuten, die den Moraſt wegbringen, den Acker, den ſie ſich dadurch bilden, auf ihre Lebenszeit. Sie bilden ſich dieſe Aecker auf ſehr verſchiedene Weiſe, je nach den Umſtänden. Zuweilen graben ſie den Torf ganz weg und benutzen dann den ſchönen Ackerboden, der ſich darunter befindet; zuweilen brennen ſie ihn weg, ſäen in die Aſche und bilden auf dem Rücken des Torfes eine fruchtbare Erdſchicht; zuweilen trocknen ſie ihn bloß durch Drains aus und können ihn ſchon ſo benutzen. Zum Wegſchaffen des Torfes benutzen ſie die kleinen Gewäſſer und Bäche. Sie hauen nämlich erſt allen Torf und Moraſt um und zerhacken ihn rechts und links. Darauf ſtauen ſie das Waſſer, welches dann, wenn ſie es loslaſſen, alle Torf- und Mooſsſtücke und die Sumpferde mit ſich fortführt. Zuweilen legen ſie auch Canäle an, durch deren Vermittelung ſie den Torf und Moraſt in die großen Flüſſe hinaus fließen laſſen.

Die Stagecoach, die uns den Abend zur Eiſenbahn nach Falkirk bringen ſollte, nahm uns an der Thür des Drummond'ſchen Muſeums auf, und ich benutzte die Gelegenheit, zu dieſem intereſſanten Platze noch ein Mal zurückzukehren, wohin wir Deutſchen nie zurückkehren können, ohne etwas Neues zu ſehen. Ich holte hier noch die vortreffliche Sammlung von Pfropfmeſſern und Garteſchneideinſtrumenten aller Art nach, von deren Form, Einrichtung und Exiſtenz ich früher nicht einmal eine Idee gehabt hatte.

Vor Allem intereſſirte mich die Erfindung der Wald- und Baumſcheeren mit doppelter Bewegung, die wie unſere Scheeren quetſchen und drücken und zu gleicher Zeit mit beiden Armen wie Meſſer ſchneiden und ſägen, die daher auf die abzuſchneidenden Zweige eine ungeheuere Gewalt ausüben und mit einer leichten Handbewegung die ſtärkſten Aeſte abſchneiden,— alsdann kleine zierliche Meſſer oder Haken an langen Armen „to take out weeds for Gentlemen walking about with“ (um Unkraut auszuſtechen für Herren, damit im Garten herumzugehen), — ferner zweckmäßig eingerichtete Grashacken, um den Raſen der Lawns und der Parks zu reinigen und namentlich den kleinen „Daisies“ (Maaslieben) die Köpfe damit abzureißen, damit ſie die Einfarbigkeit des grünen Teppichs nicht ſtören mögen.

Eigentlich iſt ein jedes dieſer Inſtrumente, welche übrigens ſammt und ſonders in ungeheueren Quantitäten und von den beßten Qualitäten in Sheffield gemacht werden, nicht nur als eine kleine Illuſtrirung des vollkommenen Zuſtandes des engliſchen Ackerbaues anzuſehen, ſondern ein jedes von ihnen läßt auch Blicke in das häusliche Leben und Treiben der Engländer thun.

Gewöhnlich haben die Läden der engliſchen Samenhändler auch eine Menge von ausgeſuchten Kürbiſen an ihren Fenſtern. Aber es iſt merkwürdig, daß die Leute ſie nicht eſſen, denn ſelbſt die Aermſten verſtehen es hier nicht, ſich den Kürbis zu kochen und zu bereiten. Sie pflanzen ſie bloß einzig und allein zum Schmuck und Zierrath. Wie viel Arme könnten ſich doch zu Zeiten an einem Kür-

bismuße ſättigen, wenn Jemand ihnen die Gewohnheit, dieſe Frucht zu eſſen, beibringen könnte. Wenn Jemand die Kürbiscultur und die Kürbisbereitung in Schottland einführte, es könnte immer, wenig anzuſchlagen, doch gewiß ein Dutzend Menſchen mehr in Schottland leben. Und wie viel ſagt das nicht, ein ganzes Dutzend Menſchen. Ja und könnte nur ein Menſch dadurch mehr zur Exiſtenz kommen, was ſagt nicht ein Menſch! Gaben nicht die Römer dem eine Krone, der das Leben auch nur eines Mitbürgers rettete, und müßte man nicht ebenſo Dem Kronen geben, der hienieden für ein vernünftiges Weſen mehr Raum ſchaffte.

Mit dieſem Gedanken ſtagecoatſchten wir durch die Dunkelheit nach Falkirk, und von da „railten“ wir dann weiter. „To rail,“ „I railed“ habe ich oft in England ſtatt „I went by railroad“ gebrauchen hören. Es iſt ein kurzes und gutes Wort, und wenn es nicht ſchon im allgemeinen Gebrauche iſt, ſo wird es ſich gewiß bald allgemeine Anerkennung verſchaffen. Wir ſollten auf ähnliche Weiſe von unſerer deutſchen „Schiene“ das Wort „ſchienen“ machen. Wir könnten viele Worte damit ſparen, z. B. ſtatt: „Ich ging auf der Eiſenbahn von Dresden nach Leipzig,“ ſagen: „Ich ſchiente von Dresden nach Leipzig.“ Es iſt ſonderbar, daß unſere Erfindungen jetzt einen ſo ſchnellen Gang gehen, daß die Sprache ihnen mit ihren Ausdrücken nicht nachkommt. So hat man merkwürdiger Weiſe weder im Engliſchen noch im Deutſchen eigene Ausdrücke für das Fahren mit dem Dampfſchiffe erfunden. In England ſagt man: „wir ſegelten mit dem Dampfſchiffe

von Dublin nach Glasgow," obgleich dieß offenbar falsch ist, da oft gar kein Segel dabei ausgespannt wird. Wir sagen: „wir fuhren mit dem Dampfschiffe," was nicht falsch ist, aber was doch besser mit einem Worte gegeben werden sollte, nach dem Beispiele von „kutschen," statt: „mit der Kutsche fahren," oder von „schiffen," statt: „mit dem Schiffe fahren." Man sollte kurzweg sagen: „wir dampften." Eigentlich ist es ein „Rudern," aber doch wieder ein anderes Rudern als das gewöhnliche. Es scheint unsere Sprache heutzutage besonders unbehülflich und unerfinderisch zu sein.

Die Stadt Falkirk durchkreuzte ich zwei Mal, eben so durchreiste ich zwei Mal den südlichen Theil der Provinz Stirling, die Provinz Linthlithgow und den westlichen Theil der Provinz Lothian, ohne auch nur etwas mehr als Nacht und Dunkelheit davon zu erblicken, ja ohne auch nur mit einem Fuße eine Erdscholle dieser Provinzen zu betreten. Mit Hülfe der Eisenbahnen giebt es jetzt Tausende von Reisenden in Europa, die von vielen Provinzen, welche sie wie die Raubvögel bei Nacht und Nebel durchfliegen, keine besseren Erinnerungen mitnehmen als solche dunkle Nebel- und Nachtbilder.

XXIII.

Edinburgh.

Als ich den Abend nach Edinburgh zurückkam, wunderte ich mich, die Altstadt, meinem Wirthshause gegenüber, nicht so brillant wie zuvor erleuchtet, ja beinahe völlig dunkel zu sehen. „It is a great preaching night to day, sir!“ (Es ist heute eine große Predigt-Nacht, Herr!) sagten mir die Leute, „und alle Bewohner jener Häuser und fast alle Bewohner der ganzen Stadt sind jetzt in der Kirche.“ In der That sah ich nur die hohen Fenster der Kirchen erleuchtet.

Am anderen Morgen war die Erleuchtung in der Stadt desto glänzender. Die Sonne kam mit einer Pracht hinter den Salisbury-Craigs hervor, die für Schottland, wie für diese Jahreszeit gewiß außergewöhnlich war. Gerade als die Sonne an dem senkrechten scharfen Rande dieses Felsens stand, war der Anblick am schönsten, wie die nachstehende Figur andeutet:

Die ganze dunkle ſchwarz gefärbte Wand lag im tiefſten Schatten, jenſeits aber der ſcharfbezeichneten Gränzlinie ergoß es ſich mit einem unermeßlich glänzenden Strahlenmeere. Es gehören viele zuſammentreffende Umſtände dazu, bis man ſo etwas in ſo großer Pracht und mit ſo mächtigem Contraſte haben kann, wie hier bei den Salisbury-Craigs. Und es fragt ſich, ob es noch andere Stadtbewohner giebt, welche die Sonne ſo jeden Morgen aufgehen ſehen können, wie die Bewohner Edinburghs hinter den Salisbury-Craigs. Kommt die Sonne über den Horizont herauf, ſo iſt die Nebelatmoſphäre des Bodens ſchon längſt mit dem Reflexe ihres Lichtes erfüllt und der Contraſt nicht mehr ſo groß.

Ich benutzte die dieſem Sonnenaufgange folgenden ſchönen Stunden zu einigen fernen Spaziergängen in der Stadt und der Umgegend.

Edinburgh iſt in Schottland die einzige Stadt, die einen zoologiſchen Garten hat, während in England über ein halbes Dutzend Städte mit zoologiſchen Gärten ſich befinden. Dieſe zoologiſchen Gärten mit lebenden Thieren

ſcheinen jetzt in Großbritannien mehr und mehr eben ſo als ein nothwendiges Requiſit civiliſirter Städte betrachtet zu werden, wie Muſeen mit ausgeſtopften Thieren, wie botaniſche Gärten, wie ſtädtiſche Sternwarten, wie Ackerbau-Muſeen. In der That liegt die Idee auch ſehr nahe, daß man die lebendigen Thiere eben ſo gut wie die lebendigen Pflanzen den ſtädtiſchen Liebhabern der Natur und der Wiſſenſchaft zur Schau ausſtelle. Großbritannien aber iſt von allen europäiſchen Ländern allein in einer ſo glücklichen Lage, dieſe Idee auf eine leichte Weiſe realiſiren zu können.

Der zoologiſche Garten in Edinburgh iſt erſt ſeit drei Jahren etablirt, enthält aber ſchon eine Menge höchſt intereſſanter Geſchöpfe und außerdem ein eigenes Gebäude mit dem Skelette eines Wallfiſches, das, glaube ich, wegen ſeiner Größe und Vollſtändigkeit einzig in ſeiner Art iſt. Es befindet ſich daran der kleinſte wie der größte Knochen dieſes Rieſenthieres, auf das Sauberſte bearbeitet, und das Ganze iſt ſo vortrefflich in dem Saale aufgehängt, daß man hier die ſchönſte Idee von dieſem gewaltigen Naturſohne erhält. Das Skelett iſt 80 Fuß lang, und ich zweifle, ob ſich irgend ein europäiſches Muſeum noch eines ähnlichen Specimens rühmen könne. Die Wallfiſchfänger können ſich nicht mit der vorſichtigen anatomiſchen Zerlegung dieſes Thieres bei ihren ſtürmiſchen Eismeerfahrten befaſſen, und man muß daher ſchon warten, bis einmal ein Sturm eines derſelben in die Häfen und in die Nähe unſerer Muſeen treibt und dort ſtranden läßt. Und auch ſelbſt dann noch mag es ſelten ſein, daß die Strandung ſo vorſichtig geſchieht, wie bei dieſem Edinburgher Exemplare, das hier an der ſchot-

tiſchen Küſte auf den Sand lief und bei dem ſelbſt jedes Floßfederknöchlein ganz blieb.

Man ſieht in dieſen zoologiſchen Gärten immer etwas Neues. So wohnte ich hier der Fütterung eines jungen Seekalbes bei, deſſen Geſchrei und Hungergewinſel nicht jeder Naturforſcher gehört zu haben ſich rühmen kann. Dieſes Thier war an den Nordküſten von Schottland gefangen worden, und man hatte es hieher gebracht, um einen Verſuch mit ſeiner Aufziehung zu machen. Ich habe nie einen merkwürdigeren Anblick gehabt, als die Fütterung dieſes Weſens, das häßlich wie die Nacht war und wie ein Wurm in dem Hundehauſe, das man ihm errichtet hatte, am Boden lag. Obgleich es nur einige Monate alt und nur etwa 3 Fuß lang war, — man hatte es der erſchlagenen Mutter, an der es noch ſaugte, geraubt — ſo erwies es ſich doch als ein ſo wilder und grießgrämiger Säugling, wie ich je einen geſehen habe, und es iſt keine Frage, daß die ſäugenden Löwen und Bären von demſelben Alter gegen ein ſolches junges Seekalb wahre Lämmer ſind. Die Leute, die es füttern wollten, hielten ihm in ſeinem Käfig einen Knüppel entgegen, in den es ſich auf der Stelle verbiß, und ſo zogen ſie es hervor. Das Thier ſchnappte, ſo wie ihm etwas nahte, beſtändig um ſich, und ſo ſtark, daß das Zuſammenſchlagen der Kinnbacken und Zähne weithin ſchallte. Es war ein Glück, daß es wie ein Fiſch außer dem Waſſer nur langſam und ſchleppend kriechen konnte. Obgleich es, wie geſagt, ein Säugling war, ſo war es doch ſo ſtark, daß drei ſtarke Männer bei ſeiner Fütterung vollauf zu thun hatten. Zwei von ihnen faßten es plötzlich und

geſchickt bei den Ohren und warfen ſich zugleich mit den Knieen auf ſeinen gewaltig ſchlagenden Schwanz und hatten dabei ſichtbarlich alle ihre Kräfte zuſammenzunehmen, um dieſen kleinen Wurm feſtzuhalten. Das Unvergeßlichſte dabei iſt mir das furchtbare Geſchrei dieſes Ungethüms geweſen. Denn ſeine Stimme klang accurat ſo wie die eines kleinen Kindes, aber wie die eines Kindes, das durch ein Schallrohr ſchreit, d. h. zehn Mal ſtärker und bis zum Ekel entſtellt. Das Widerlichſte in der Natur ſind die Nachäffungen der menſchlichen Geſtalt und der menſchlichen Laute. Der dritte Mann hielt ihm einen Beſenſtiel vor die Schnauze, in den es ſofort hineinhackte. Er goß dann in das ſo aufgeſperrte Maul die Milch hinein. So wie das Thier aber die Milch fühlte, ſchien ſich ſeine Wuth zu verdoppeln. Es ließ den Stab los, krümmte ſich unter der Laſt der beiden großen Männer ganz erbärmlich und ſchrie, als ſtäke es am Spieße. Ich möchte ſagen, es war bewundernswürdig. Denn es erſchöpfte die Kräfte der Leute mehre Male, ſo daß ſie es loslaſſen mußten, worauf es wie ein Sack im Graſe lag und die Milch wieder von ſich ſpritzte. Die Leute hatten wahrſcheinlich Befehl, ihm à tout prix etwas Milch beizubringen, und fingen immer ihr Werk von Neuem an, bis die Milchflaſche leer war. Ich ſah aber nicht, daß es ihnen gelang, das wilde Weſen zu zwingen, auch nur einen Tropfen bei ſich zu behalten. Sie verzweifelten auch ſelbſt daran, daß ihnen der Verſuch ſeiner Auffütterung gelingen würde. Nach dem, was ich von dieſem Jungen geſehen hatte, begriff ich vollkommen, welche Noth den Seekalb-Jägern eine Mutter machen muß, die ein

ſolches Junges vertheidigt. Man kann lange in Europa herumreiſen, bis man wiederum der Fütterung und dem wilden Betragen eines ſolchen „Seal“ mit ſo großer Bequemlichkeit beiwohnen kann.

Eine ſehr wunderliche Sitte beim Freſſen hat auch eine Bärenart von Borneo, welche die Engländer „the sunbear“ (den Sonnenbär) nennen. Dieſes Thier hob ſich ſogleich, als es ſein Fleiſch bekam, auf ſeinen Hintertatzen in die Höhe und hielt ſeine Portion mit den Vordertatzen, mit denen es ſich an die Wand ſeines Käfigs ſtemmte, ſo hoch empor, daß es kaum mit dem Maule daran kommen konnte. Es riß dann in dieſer unbequemen Stellung ein Stück nach dem anderen herunter und legte ſich erſt dann wieder bequem nieder, als es nichts mehr zu freſſen hatte. Die Wärter verſicherten mir, daß es beim Freſſen jedes Mal daſſelbe Manöver mache. Ich weiß nicht, ob es nur ein beſonderer Einfall dieſes Individuums war, oder ob es eine allgemeine Sitte ſeines Geſchlechtes iſt, ſich den Brodkorb freiwillig ſo hoch zu hängen. Die meiſten anderen Thiere, z. B. die Tiger und Löwen, pflegen es ſich doch ſonſt gerade beim Freſſen immer recht gemächlich zu machen.

Am unappetitlichſten freſſen die Adler. Da ſie mit ihren Schnäbeln das Fleiſch nicht zerheißen können, ſo ziehen und zerren ſie es auf eine gräuliche Weiſe herum. Wenn wir ſie von ihrem Fraße, den ſie nicht im Geringſten vertheidigten, wegjagten, ſo blieben ihnen lange Sehnen am Schnabel und große Stücke an den Fußkrallen hängen, mit denen ſie tölpiſch und dumm im Schmuze herumzogen.

In Verwunderung ſetzten mich die großen Eulen, die, ſo lange es Tag blieb, nichts von der ihnen zugetheilten Portion anrührten, obgleich ſie ihnen, ſo zu ſagen, vor der Naſe lag, und obgleich ſie gewiß Appetit hatten. Sie blieben auch hier im Käfige ihrer wilden Sitte, nur bei Nacht zu freſſen, eigenſinnig treu. Die Führer ſagten mir, ſie machten ſich ganz gewiſſenhaft jedes Mal erſt, wenn es dunkel wäre, über den Fraß her.

Der Edinburgher zoologiſche Garten enthält den größten, kräftigſten und ſchönſten amerikaniſchen Biſon, den ich in Großbritannien geſehen habe. Man hatte den Einfall gehabt, dieſes mächtige Thier mit einem muthigen, aber vergleichsweiſe kraftloſen Ziegenbocke in ein und daſſelbe Gehege zu ſperren. Der Ziegenbock war unaufhörlich bemüht, ſeinen gewaltigen Mitgefangenen zu necken und zum Kampfe herauszufordern, und dieſer Kampf gab mir eines der intereſſanteſten Schauſpiele, das mir auch bei dieſen Thiergattungen das allgemeine große Naturgeſetz beſtätigte, daß die Stärke immer großmüthiger iſt als die Schwäche. Der Biſon ſenkte bloß zuweilen ſein immenſes haariges Haupt, wenn der Ziegenbock angeſprengt kam und ihn angriff. Doch ſtellte er ſich, gleichſam als thue er es jenem zu Gefallen, vollkommen in Kampfparade. Nur zuweilen brummte er wohl und ſchüttelte mit den Hörnern, wenn die nicht eben ſanften Stöße ſeines Gegners etwa eine wundere Stelle ſeines Hauptes trafen. Er hatte ſogar, wie mir es ſchien, nicht geringe Furcht für ſeine Augen, denn er blinzelte immer damit und verſchloß ſie, wenn der Ziegenbock ihm einen Stoß applicirte. Nicht weniger verwunderte

mich der Muth und die Keckheit des letzteren. Denn er kam kühn wie ein Ritter im Tourniere immer aus der Ferne herangeſchoſſen und fuhr dem Büffel, deſſen Anblick in der That Schrecken genug einflößen konnte, geradesweges in ſein rauhes Geſicht. Löwen und kleine Hunde hat man auf ähnliche Weiſe ſchon öfter beiſammen geſehen. Aber die Combination von Büffel und Ziegenbock war mir neu.

Auch von todten, ausgeſtopften, getrockneten oder in Spiritus eingeſetzten Naturgegenſtänden hat Edinburgh eine Sammlung, und zwar eine ſo vortreffliche, daß ſie gewiß nach der Sammlung des britiſchen Muſeums die erſte in den drei Königreichen iſt, welche ſie in Bezug auf Ordnung und treffliche Arrangirung vielleicht noch übertrifft. Es iſt dieß die naturhiſtoriſche Sammlung der Edinburgher Univerſität. Das Ausgezeichnetſte, was ſie hat, iſt erſtlich eine wundervolle Sammlung von Vögeln und dann eine andere verhältnißmäßig ebenfalls ſehr reiche Collection von Phoken, für die freilich das Edinburgher Muſeum beſonders gut gelegen iſt, da es die Küſten, an denen dieſe Thiere gefangen werden, mehr in ſeiner Nähe hat als irgend ein anderes bedeutendes europäiſches Muſeum. Es ſind hier Seelöwen, Seekälber, Dugongs, Wallroſſe in den ſchönſten Exemplaren zu ſehen.— Bei den Vögeln könnte man ganze Tage lang, in naturhiſtoriſchen Genüſſen ſchwelgend, zubringen. Ich betrachtete hier das ſchönſte Exemplar von einem Adler, das ich je geſehen habe. Es iſt ein Adler von Guiana (Falco Destructor) mit ſchwarzer Naſe, einem Federkamm auf dem Haupte, mit gewaltigen Fängen und vortrefflich ausgeſtopft, in einer impoſanten Stellung, der ſchönſte und maleriſcheſte

Ausdruck alles dessen, was man sich bei der Nennung des Namens dieses Königes der Vögel vorstellt.

Die Museen in den Ländern, welche man bereist, sind dem Reisenden zur Kenntniß dieser Länder unentbehrlich, denn er sieht hier das Seltenste und Schönste auf einem Platze vereinigt, welchem Allen nachzulaufen und welches Alles an Ort und Stelle aufzusuchen unmöglich wäre. So sah ich hier die verschiedenen Pelikane, Gänse und Enten alle versammelt, welche die schottischen Küsten und die um das Land herum gelagerten Inseln bewohnen und zu deren Nestern man manchen beschwerlichen Felsen erklettern muß, bevor man sie so in Muße betrachten kann. Alle die bleichen, weißen und gräulichen Farben des nordischen Gefieders stehen hier im merkwürdigsten Contraste mit den glühenden und dunklen Tinten der südlichen Zonen, in denen diese nördlichen Schotten als Colonisten nun eben so viele Vögel tödten wie auf ihren Felseninseln. Allein die nordische Natur hat in ihren bleichen Farben eine freilich minder auffallende, aber desto innigere und fast noch bewundernswürdigere Pracht. So steht hier eine große Schnee-Eule von einer der Shetlands-Inseln, deren schneeweiße Federn mit sanft eingesprenkelten bräunlichen Flecken ein Nonplusultra von zarter Colorirung und zierlicher Befiederung sind.

Von allen wilden Thieren, die Großbritannien jetzt noch nährt, ist das wildeste die wilde Katze, welche sich in den schottischen Hochgebirgen findet, das größte aber der wilde Ochse. Von beiden finden sich Exemplare hier. Der wilde Ochse stammte aus dem Parke des Herzogs von Hamilton, und er glich auf ein Haar denen, die ich in Staffordshire

geſehen hatte. Die Länge des Thieres, die Kürze ſeines Kopfes, die Breite der Stirn, die Feinheit und weißgraue Farbe ſeines Haares, es war an beiden Orten daſſelbe. Die Ohren waren bei dem engliſchen wie bei dem ſchottiſchen auf gleiche Weiſe ſchwarz. Und der ſchwarze Fleck, der das Maul wie ein Pflaſter bedeckt, war hier wie dort ganz in denſelben Gränzen gehalten. Ich finde dieſe vollkommene Detail-Uebereinſtimmung bei beiden, lange Jahrhunderte in entfernten Gegenden von einander getrennt lebenden Racen ſehr bemerkenswerth. Es zeigt, daß dieſe Thiere ihre alte wilde Natur vollkommen beibehalten haben. Unter der zähmenden Hand des Menſchen hätten ſie ſich gewiß bald auf ſehr verſchiedene Weiſe ausgebildet.

Die Jagd der wilden Katze iſt noch jetzt hie und da ein gefährliches Vergnügen der Bergbewohner. Ein Highlander erzählte mir, er habe einſt einem dieſer Thiere mit dem erſten Schuſſe beide Beine abgeſchoſſen. Wüthend, brüllend wie ein Löwe, habe es ſich auf den Hinterbeinen unbegreiflich ſchnell durch das Gras zu ihm herangearbeitet, und er habe kaum Zeit gehabt, dem nach Rache ſchnaubenden Thiere den zweiten Schuß beizubringen, um es vollends zu tödten.

Das Edinburgher Muſeum iſt durch ſo viele Dinge ausgezeichnet. Auch die Aufſtellungsweiſe ſeiner Fiſche iſt nachahmungswerth. Sie ſind nicht, wie wohl noch hie und da in anderen Muſeen, an die Wand genagelt, ſondern auf Eiſendrähte geſteckt, ſo daß man ſie ganz und von allen Seiten beſehen kann. Auch befolgt man bei vielen Thieren das vortheilhafte Syſtem, ſie auf eine dop-

pelte Weiſe aufzubewahren, ſowohl getrocknet als auch ausgeſtopft oder ganz in Spiritus. Es giebt Muſeen genug, die weiter nichts ſind als Schalen- und Häuteſammlungen. Wie weit ſind die meiſten noch davon entfernt, neben jeder ausgeſtopften Haut eines Thieres auch ſein Skelett und wo möglich auch ſeine aufgeblaſenen und ausgetrockneten Inteſtina, Magen, Eingeweide und ſein in Spiritus geſetztes Herz, Gehirn ꝛc. zu haben. Wie viel könnten wir unſere Muſeen noch vervollkommnen! Wie viel könnten vernünftige Jäger noch für unſere Muſeen thun! Wenn es nur einmal einem ſolchen Jäger einfiele, einen Löwenmagen oder ein Tigerherz in Spiritus zu ſetzen und es nach Europa zu ſchicken. Dieß wäre ſo leicht! Ein ſolcher Gegenſtand würde in jedem europäiſchen Muſeum viel Intereſſe erregen, viele Beſchauer finden, weit mehr als die ſchlecht ausgeſtopften Häute. Und doch ſcheint dieß Niemandem einzufallen. Man könnte noch eine ganze Menge ſolcher ſehr naheliegender und doch vergeſſener Dinge bezeichnen, wenn die Jäger ſich einmal Inſtructionen geben laſſen wollten.

Aus den wundervollen Hallen des Muſeums rief mich das Geläute der Glocken zu einem Univerſitäts-Acte, zu der Eröffnung der Vorleſungen für das Winterſemeſter. Es wird nämlich mit den Glocken geläutet, wenn die Profeſſoren, an der Spitze ihren Principal, dem der ſilberne Univerſitätsſtab mit einem dicken Knopfe, als Zeichen ſeiner Würde, vorangetragen wird, ſich in Bewegung ſetzen, um über den großen Hof des Univerſitätsgebäudes zu der Aula zu ſchreiten. Es war dieß die erſte Verſammlung von engliſchen

Univerſitätsbürgern, der ich beiwohnte. Die Studenten ſahen im Vergleich zu unſeren Studenten alle ſo ſchicklich und anſtändig aus, wie eine Geſellſchaft von Gentlemen im Vergleich mit einer Verſammlung leichtſinniger, luſtiger, ſorgenloſer, ausgelaſſener, genialer Burſchen. Viele waren auch mit ihren Herren Papas da, die aus den Highlands oder Lowlands herangereiſt waren, um ihre Söhne hier in den Sitz der Muſen ſelber einzuführen. Die Profeſſoren, je nachdem ſie beliebt waren, wurden mit mehr oder weniger großem Applaus empfangen. Ich konnte ſie von Weitem kommen ſehen und beurtheilte ſchon im Voraus nach ihrer Phyſiognomie, ob ſie applaudirt werden würden oder nicht, und ich traf gewöhnlich das Rechte und ſah, daß der Geſchmack der deutſchen und engliſchen Studenten wahrſcheinlich ganz gleich ſein müſſe. Am lauteſten war der Beifall bei dem bekannten Profeſſor der politiſchen Oekonomie Wilſon. Uebrigens enthielten ſonſt die gehaltenen Reden und Ceremonieen weiter nichts Bemerkenswerthes.

Edinburgh, obgleich jetzt die wichtigſte, iſt doch die jüngſte der vier ſchottiſchen Univerſitäten (ſie ward 1583 geſtiftet). Die älteſte, aber jetzt die unbedeutendſte, iſt St. Andrews (1410 geſtiftet). Die unwichtigſte Abtheilung der Univerſität iſt bekanntlich ſeine mediciniſche Schule, während weder Aberdeen noch St. Andrews in Bezug auf die Medicin viel bedeuten. Seit 40 Jahren ſtieg die Anzahl der in der mediciniſchen Schule Graduirten (who graduated in Medicine) ſo: 1806 waren es nur 37, 1816 — 76, 1826 — 118, 1836 — 123. Von hier an hat die Anzahl wieder etwas abgenommen. Auch in Glasgow wurden in den

letzten Jahrzehenden jährlich beinahe 100 mediciniſche Grade ertheilt. An jeder der beiden Univerſitäten wurden im Laufe dieſes Jahrhunderts mehr als ſechs neue Profeſſorenſtühle (chairs) geſtiftet. Es iſt bemerkenswerth, daß alle dieſe neuen Stühle nur mit zwei Ausnahmen die Krone ſtiftete, die denn natürlich zu gleicher Zeit das Recht der Ernennung zu dieſen Stellen behielt. Ueberhaupt ſind alle Stellen an den Univerſitäten von Glasgow und Edinburgh, zu denen die Krone die Profeſſoren ernennt, neueren Datums, meiſtens aus dieſem und der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Ich finde dieß bemerkenswerth. Denn ſollten wir darin nicht einen Beweis für das Wachsthum des Einfluſſes der engliſchen Regierung auf die Univerſitätsangelegenheiten finden können? Es wäre dieß in vieler Beziehung nicht unwichtig, z. B. auch deßwegen nicht, weil die Univerſitäten Parliamentsmitglieder ernennen. Patron und Erwähler zu den älteren Profeſſorenſtellen iſt entweder der Stadtrath (Town-council) — ſo bei den meiſten Edinburgher Profeſſorenſtellen — oder der Univerſitäts-Senat (Faculty, Rector and Dean), oder eine Herzogin von Portland, oder ein Marquis von Ailſa, oder Sir A. Ramſay von Balmain, oder das Advokaten- oder Notar-Collegium von Edinburgh.

Unter den vielen ſchönen Gebäuden in Edinburgh iſt eines der ſchönſten das der „Royal Institution for the encouragement of the fine Arts in Scotland“ (das königliche Inſtitut zur Ermunterung der ſchönen Künſte in Schottland). Es liegt recht mitten im Centrum der Stadt, zwiſchen der Neuſtadt und Altſtadt, ganz iſolirt von anderen

Gebäuden, auf dem großen Erdwalle (Earthen Mouth), der, über das tiefe Thal hinſchreitend, dieſe beiden Stadttheile mit einander verbindet. Das Gebäude iſt im ſchönſten griechiſchen Style aufgeführt und von den ſolideſten Steinen gebaut. Die Sammlung von Gegenſtänden der Künſte, die es enthält, iſt bedeutender als die des ähnlichen Inſtituts in London. In demſelben Gebäude befindet ſich das Muſeum der Geſellſchaft der Antiquare von Schottland. Wenn es ſchon mit der Vollſtändigkeit unſerer Muſeen der Naturgeſchichte ziemlich betrübt ausſieht, ſo iſt es ein wahrer Jammer mit unſeren antiquariſchen und hiſtoriſchen Muſeen. Die Natur bleibt doch immer dieſelbe, und wir können die meiſten Dinge und Thiere nachgerade ſo haben, wie ſie am Schöpfungsmorgen bei Adam im Paradieſe waren. Und bekommen wir in der Jetztzeit die Sachen nicht vollſtändig zuſammen, ſo können unſere Kindeskinder noch darauf hoffen, denn es geht in der Natur nichts oder doch nur Weniges verloren, da ſich Alles wieder auf dieſelbe Weiſe reproducirt.

In der Geſchichte des Menſchen dagegen reproducirt ſich faſt nichts. Es geht beinahe Alles verloren, und nur betrübte Bruchſtücke bleiben übrig. Man bedenke einmal, was müßte nicht Alles ein vollſtändiges hiſtoriſches Muſeum eines Landes enthalten, — alle diejenigen portablen Dinge und Gegenſtände, welche irgend ein Intereſſe für die Geſchichte des Landes haben und die zu gleicher Zeit einer Aufbewahrung fähig ſind, — und Conterfeis von denjenigen Gegenſtänden, die ſich in einem Muſeum nicht aufbewahren laſſen. In einem

solchen historischen Museum, wie es sein sollte, wie es zum Theil auch sein könnte, wie es aber noch nirgends existirt, müßte also z. B. eine Reihe von Modellen der Wohnhäuser der Einwohner des Landes gefunden werden, aus denen man sehen könnte, wie diese anfangs in Höhlen und Laubhütten wohnten, — wie sie weiterhin in hölzerne und steinerne Häuser zogen, — wie diese Häuser im Alterthume, wie im Mittelalter, wie in der Neuzeit eingerichtet waren, wie in den Highlands, wie in den Lowlands, — wie die Häuser der Gemeinen, wie die Häuser der Chiefstains. Solche Modelle würden das Publicum mehr belehren als alle umständlichen antiquarischen Schilderungen. Alsdann müßten Specimens von allen Kleidern und Waffen und Werkzeugen, welche von Anfang an in dem Lande in Gebrauch waren, chronologisch geordnet, vorhanden sein; — in wie wenigen sich historisch nennenden Museen findet man nur einen Versuch zu einer einigermaßen chronologischen Ordnung der Dinge! Von allen den bedeutenden Männern der Nation, von allen ihren Königen, Feldherren, Gesetzgebern ꝛc. müßten Portraits da sein. Wo möglich müßte auch von jedem dieser Männer irgend ein Kleidungsstück oder ein Werkzeug, das er selber brauchte, aufbewahrt werden. Diejenigen Werkzeuge, mit denen irgend etwas Bedeutendes und Folgenreiches ausgerichtet wurde, müßten selbst in natura da sein, z. B. alle die Dolche der Reihe nach, mit denen Könige ermordet wurden, — alle die Schlachtrosse Cromwell's, Napoleon's oder solcher Helden, ausgestopft, — alle die Petschafte, mit denen große Friedenstractate unterſiegelt wurden, — alle

die Hauptbanner und Standarten, welche die Feldherren in den vornehmſten Schlachten, in denen das Land gerettet wurde, entfalteten, — wo möglich auch phrenologiſche Schädelabgüſſe von allen großen denkenden Köpfen, die im Lande exiſtirten.

Wenn man ſo und noch weiterhin bedenkt, was ein hiſtoriſches Muſeum Alles enthalten ſollte, ſo kann man nicht umhin, den Hiſtorikern und Antiquaren aller Zeiten Vorwürfe zu machen, daß ſie nicht ſorgfältiger beachtet und geſammelt haben, was der Nachwelt intereſſant ſein könnte, und daß ſie nicht noch jetzt fleißiger dabei ſind, wenigſtens herbeizuſchaffen und aufzubewahren, was ſich herbeiſchaffen und aufbewahren läßt. Ich glaube, ein ſolches allgemeines hiſtoriſches Muſeum, wo z. B. jeder Saal ſein Jahrhundert, jeder Tiſch ſein Jahrzehend hätte, giebt es noch nirgends. Nur in Bezug auf einzelne Branchen, auf Waffen, auf Statuen, Gemälde ꝛc. iſt dieß durchgeführt. Und doch iſt es gewiß, daß nicht nur gewiſſe einzelne Branchen der Wiſſenſchaften und Künſte, ſondern auch die allgemeine politiſche und Sittengeſchichte eben ſo gut ihre allgemeinen Muſeen haben könnte und ſollte.

Ich ſage: „die nachläſſigen Antiquare und Hiſtoriker!“ muß man ausrufen, aber auch „die unglücklichen!“ Das neidiſche Schickſal läßt ihnen nur wenige Brocken und Trümmer der Vorzeit übrig, und die Stürme, welche das Meer der Menſchheit bewegen, verſchlingen auf eine gierige Weiſe alle Erſcheinungen oft bis auf die letzten Reſte. Wie viele Millionen Menſchen von verſchiedenen Völkerſtämmen ſind nicht, in allerlei intereſſante Kleidung gehüllt, ſchon vor den Römerzeiten

über den ſchottiſchen Boden geſchritten. Welche Maſſen von Wollen- und Linnenſtoff, von Schaf- und anderen Thierfellen, von Eiſen, Bronze und ſonſtigen Metallen haben ſie nicht verbraucht, — und wenn man von allen dieſen Dingen aller jener ſchottiſchen Urbevölkerungen einmal in dem unterſten Grunde eines ſchottiſchen Moraſtes nur eine conſervirte alte lederne Sandale findet, ſo giebt es darüber ein großes Gaudium, und dieſe alte Sandale vertritt dann in dem hiſtoriſchen Muſeum alle jene unſerer Beobachtung entzogenen Zeitalter der Geſchichte.

Die Römer alsdann, wie lange kämpften und hauſten ſie nicht in Schottland unter Agricola und anderen berühmten Feldherren. Die Uniformen ihrer ſchottiſchen Legionen, ein Stück der Rüſtung des Agricola, Modelle ihrer Feldlager, und viele andere ähnliche Dinge gehörten weſentlich in ein hiſtoriſches Muſeum Schottlands. Statt deſſen, was hat man hier, um die römiſche Periode zu repräſentiren oder zu illuſtriren? „A Roman campkettle“ (einen römiſchen Feldkeſſel), ebenfalls in einem „Peat-Moss“ (Torfmoor) gefunden.

Alle die berühmten Männer Schottlands, wie überhaupt alle die berühmten Männer der Welt, wie unzählig viele Dinge heiligten ſie nicht gewiſſermaßen dadurch, daß ſie ſie berührten oder in Gebrauch nahmen. Wie viele Ringe, wie viele Tuchnadeln, wie viele Hüte, Stiefeln, Röcke, Hemden, Tücher gebrauchten ſie nicht, und wie glücklich würden ſie nicht die Nachwelt gemacht haben, wenn ſie nur hie und da einige Stücke aus ihren immenſen Garderoben ihr vererbt hätten! — Queen Mary z. B., dieſe

angebetete Königin, welche immenſen Sammlungen hätten ihre Kammerjungfern nicht anlegen können von Dingen, welche der Nachwelt unſchätzbar und ihren eigenen Leibeserben ein höchſt vortheilhaftes Angebinde geweſen wären. Und was giebt es hier von ihr? Nichts als ein Paar Handſchuhe mit ſchwarzer Stickerei, einen Schlüſſel von Lochleaven-Caſtle, der ihre Gefängnißthüre verſchloß, und die Thür ihres Gebetzimmers.

Man denke ſich einmal lebhaft das Schlachtfeld von Bannockburn, ſo wie es am 24. Juni 1314 nach der Beendigung der Schlacht ausſah. Dreißigtauſend Engländer lagen darauf erſchlagen, ſiebenhundert engliſche Ritter, die Blüthe des engliſchen Adels, alle in ihren reichen Rüſtungen und Waffen. Wie viel Tauſend Schwerter, Helme, Dolche, Pfeile waren auf dieſem Schlachtfelde zerſtreut! Wie viele in den von Bruce gegrabenen Löchern ſtecken gebliebene und umgekommene Pferde! Wie viele engliſche Kriegstrommeten, wie viele Highlander Kriegsdudelſäcke! — Wenn da ein ſchottiſcher ſinniger Antiquar zur rechten Zeit herumgegangen wäre, was hätte der nicht für eine Menge koſtbarer Reliquien für die ſchottiſche „Society of Antiquaries,“ für die Reliquien-Käſtchen einer Menge großer engliſcher Familien, die hier ihre Onkels und Vettern oder ihre hoffnungsvollen Erbſöhne verloren, ſammeln können. Allein der Sturm der Zeit hat dieſe ganze Bannockburn'ſche immenſe Sammlung hiſtoriſcher Reliquien bis auf die letzten Pferdeknochen verweht. Und was ſieht man von allen jenen Dingen in der ſchottiſchen hiſtoriſchen Sammlung? — Nichts.

Wenigſtens entſinne ich mich nicht, irgend etwas davon geſehen zu haben. Und ſollte man nicht mit Recht erwarten dürfen, daß wenigſtens von den wichtigſten jener Schlachten, welche die ſchottiſchen Barden und Hiſtoriker als unvergeßlich beſingen und ſchildern, in chronologiſcher Reihenfolge ſich etwas finden ſollte, — ein Päckchen mit Säckchen von der Schlacht bei Bannockburn, — ein Päckchen von der Schlacht bei Falkirk, — ein Päckchen von der Schlacht bei Culloden, — ein Päckchen von der Affaire bei Killiekrankie ꝛc. Nichts von dem Allen.

Man laſſe in Gedanken alle die Mordinſtrumente am Geiſte vorübergehen, mit welchen hochgeſtellte Männer in Schottland ums Leben kamen, die Dolche, Schwerter, Beile, Kugeln, welche die Schädel, Leiber und Herzen der verſchiedenen königlichen Stuarts, der Wallaces, Bruces, Darnleys, Rizzios, Bothwells, Montroſes ꝛc. ſpalteten. Welche phantaſieanregende Sammlung könnte dieß nicht abgeben! — Wie einſam und allein ſteht daher in jenem Muſeum ein einziges, freilich aber merkwürdiges Mordinſtrument, „the Maiden“ (das Mädel) genannt, da! Es iſt eine Art von Guillotine, die der Earl von Morton aus Italien nach Schottland brachte, und mit welcher er, der Ueberbringer, zuerſt, und nach ihm der Marquis von Argyle, Sir Robert Spottiswood und viele andere Perſonen von Diſtinction hingerichtet wurden.

Wie viele Kämme gab es wohl in Schottland, die einſt intereſſante Haare zuſammenhielten, und die man hier hätte aufbewahren mögen! Man hat aber nur einen, freilich einen der außerordentlichſten, der 9½ Zoll lang

und 6½ Zoll breit iſt, und der die langen Haare des unter dem Henkerbeile gefallenen Hauptes Carl's I. zuſammenhielt.

Natürlich giebt es aber in dieſem Muſeum doch immer noch ſo viele Dinge, daß ich ſelbſt nicht einmal der intereſſanteſten habe erwähnen können. Uebrigens könnten die ſchottiſchen Antiquare Einiges darunter wohl als antiquirt anſehen und es daher aus dieſem hiſtoriſchen Muſeum entfernen, z. B. den prächtigen Stammbaum der ſchottiſchen Könige, der mit King Fergus I. anfing, welcher anno mundi 3641 in Caledonien zu regieren begann und ein Zeitgenoſſe Alexander's des Großen war.

Die letzte Sammlung und die letzte Merkwürdigkeit, welche ich in Edinburgh beſah, war die Sammlung der „Highland- and Agricultural Society“ (der hochländiſchen und Ackerbaugeſellſchaft). Dieſe Geſellſchaft und ihre ausgedehnte Thätigkeit iſt ſo merkwürdig, daß diejenigen meiner Leſer in Deutſchland, welche noch jetzt ſo wenig davon wiſſen, als damals ich davon wußte, bevor ich nach Edinburgh kam, gewiß gern mit der Notiz, die ich ihnen davon zu geben vermag, fürlieb nehmen werden. Dieſe außerordentliche Geſellſchaft wurde im Jahre 1784 geſtiftet, in einer Zeit, wo man anfing ſich beſonders mit der Cultivirung der barbariſchen Highlands, die bisher ein geſondertes Stück von Europa für ſich gebildet hatten, zu beſchäftigen. Sie hatte vorzugsweiſe die Cultivirung dieſes Landſtückes zum Zwecke, wie denn ungefähr zu derſelben Zeit (im Jahre 1778) auch in London die Highland-Society entſtand, und wie denn ſeitdem mehre Geſellſchaften zuſammengetreten ſind, welche

in anderen Beziehungen ihr Augenmerk auf die Highlands richten, — ſo „the Highland Missionary Society“ (die hochländiſche Miſſionsgeſellſchaft), ſo auch „the Highland Club of Scotland“ (der hochländiſche Club von Schottland), der, nebenher ſei es geſagt, ſogar ſeine eigenen Tartanfabrikanten und ſeine eigenen „Pipers“ (Dudelſackpfeifer) hat.

Die „Highland and Agricultural Society“ dehnte aber ſpäter, als eine allgemeine große Bewegung den ſchottiſchen Ackerbau ergriff, ihre Thätigkeit und ihre Pläne über ganz Schottland und über ganz Großbritannien aus und ſtellte ſich geradezu an die Spitze dieſer Bewegung. Sie ſteht unter einem Präſidenten, vier Vicepräſidenten, zehn außerordentlichen und dreißig ordentlichen Directoren. Bisher war der Herzog von Sutherland der Präſident der Geſellſchaft. Jetzt aber iſt es der Herzog von Richmond, einer der einflußreichſten Ackerbauer von Großbritannien. Die Geſellſchaft hatte anfangs die Förderung aller Arten nützlicher Landesinduſtrie zum Zwecke. Da ſich aber ſpäter Geſellſchaften für die Häringsfiſcherei und für ähnliche andere Induſtriezweige bildeten, ſo beſchränkte ſie ſich am Ende bloß auf den Ackerbau, faßte dann aber dieſen in allen ſeinen Zweigen auf. Viele Localaſſociationen, die ſich ſowohl in allen ſchottiſchen Städten, als auch in mehren engliſchen nach ihrem Muſter bildeten, traten mit ihr in Verbindung.

Um ihren Zweck, die Verbreitung beſſerer agronomiſcher Kenntniß und Praxis, zu erfüllen, hat die Geſell-

ſchaft ein Muſeum angelegt, welches Jedermann offen ſteht, giebt ein Journal heraus, in welchem ihr überreichte Schriften publicirt werden, und unterhält eine beſtändige Correſpondenz mit ähnlichen Aſſociationen und bedeutenden Ackerbauern. Dann aber — und dieß iſt die Hauptſache — bietet ſie jährlich eine Reihe von Prämien aus, für neue zweckmäßige Erfindungen von Ackerbauinſtrumenten, für den Anbau wüſten Landes, oder Ausdehnung des Gebietes des Ackerbaues, für Verbeſſerung der dem Ackerbau dienenden Thierracen, für die Ermunterung gewiſſer häuslicher Manufacturen, die mit dem Ackerbau in Verbindung ſtehen, für Erweckung der Induſtrie unter den niedrigen ackerbauenden Volksclaſſen und für Verbeſſerung ihrer Lage ꝛc.

Dieſe ausgebotenen Prämien werden jährlich in einer kleinen Broſchüre bekannt gemacht, ſo daß Jeder ſich darüber unterrichten kann. Die Broſchüre dieſer Prämien vom vorigen Jahre bildet einen kleinen Octavband von nicht weniger als 80 großen Seiten und iſt alſo eine kleine Merkwürdigkeit an ſich. Ich kann mich nicht enthalten, meinen deutſchen Leſern etwas Näheres daraus mitzutheilen, weil ſie daran erkennen können, bis zu welchem Grade und auf welche liberale Weiſe ſich alle Zweige und Zweiglein des Ackerbaues darin berückſichtigt und encouragirt finden. Ich glaube, daß die ſchottiſche Geſellſchaft in dieſer Hinſicht von keiner anderen in der Welt übertroffen wird. Und um dieß ahnen zu laſſen, wird es genügen, hier einige jener Prämien, die am meiſten ins Detail gehen, hervorzuheben.

Es werden fünfhundert Guineeen Belohnung dem verſprochen, welcher zuerſt zeigt, wie auf eine nützliche und effectvolle Weiſe die Dampfkraft beim Pflügen oder Eggen eingeführt werden könnte.

Zwanzig Guineeen für eine Schafſalbe, welche ebenſogut wie das Schmieren mit Theer die Schafe gegen die Kälte und Feuchtigkeit des ſchottiſchen Klimas ſchützt und dabei die Wolle nicht verdirbt.

Die goldene Medaille, oder zehn Sovereigns, für den, welcher den Erfolg einer Kreuzung der Leiceſter und Cheviot-Schafrace, oder der Oſtwold- und Cheviot-Schafrace zeigt. — Da es eine Menge ſolcher Schafracen giebt, und eine Kreuzung aller verſchiedene Effecte hat, ſo kann man daraus erſehen, wie ſehr die Geſellſchaft hier ins Detail geht, da keine Art von Kreuzung von ihr unberückſichtigt bleibt.

Fünfzig Sovereigns für die beßte Abhandlung, welche die Einwirkung gewiſſer Düngerarten auf gewiſſe ſchottiſche Bodenarten nachweiſt.

Fünf Sovereigns für den, welcher den verſchiedenen Gebrauch und Nutzen der Senſe und der Sichel beim Mähen des Korns zeigt.

Zwanzig Sovereigns für den genügendſten Bericht über ein Experiment mit Ackerpferden, wie dieſelben auf die billigſte und zweckmäßigſte Weiſe gefüttert werden können.

Fünfzig Sovereigns für die genaueſte geologiſche Darſtellung einer ſchottiſchen Grafſchaft.

Dreißig Sovereigns für den vollſtändigſten mineralogiſchen Bericht über einen der ſchottiſchen Kohlendiſtricte.

Vierzig Sovereigns für den klarsten und populärsten Bericht über den zweckmäßigsten Bau der Ackerwagen.

Zehn Sovereigns für ein Instrument, mit dem man auf die leichteste und schnellste Weise das gemästete Vieh auf den Märkten wiegen kann.

Zehn Sovereigns für die Verbesserung der Weide auf fünfzig Acker Moorland.

Fünf Sovereigns für das schönste Bündel frühreifer Felderbsen.

Fünf Sovereigns für das größte Bündel spätreifer Felderbsen, und auf diese Weise wird dann eine ähnliche Belohnung für jedes Bündel aller der beßten Getreide- und Productenarten versprochen. Ebenso hat das beßte Exemplar jeder Viehart nicht nur, sondern auch jeder einzelnen Race jeder Viehart seine Prämie. Ja beinahe jedes Alter jeder Race hat ebenfalls seine Prämie.

Sechszehn verschiedene Prämien für die beßten Schaffließe verschiedener Art.

Gewisse Districte, die noch sehr zurück sind, werden immer besonders berücksichtigt. So sind besondere Prämien da für die Orkney-Inseln, besondere für die Insel Mull ꝛc.

Zweiunddreißig verschiedene Prämien für die am reinlichsten und beßten gehaltenen Bauerwohnungen und Bauergärten, deren jährlicher Pachtzins nicht fünf Pfund Sterling überschreitet, in 32 verschiedenen schottischen Districten. Die jährlich wiederholten Prämien dieser Classe müssen von immensem Vortheil für das Land sein.

Zehn Pfund für den beßten Bericht über die beßte Art, die Häuser der Bauern zu heizen.

Eine Reihe von acht Prämien für die Arbeiter in acht verschiedenen Districten, welche bei einem veranstalteten Wettgraben den Spaten am geschicktesten gebrauchen.

Eine Reihe von neun verschiedenen Prämien für verschiedene Baumanpflanzungen, z. B. für den beßten Wald von einer gewissen Ausdehnung, den Jemand auf einem Terrain anlegte, das wenigstens 600 Fuß über dem Meere erhaben ist, eine andere für die beßtgehaltene Baumschule von Waldbäumen.

Alle diese Dinge mögen meinen Lesern einen kleinen Begriff davon geben, bis zu welchem Grade und mit welcher Umsicht diese merkwürdige Gesellschaft alle Zweige des Ackerbaues berücksichtigt und befördert. Man blicke in die Vergangenheit und bedenke, daß lange lange Jahrhunderte hindurch — man kann sagen bis zum Jahre 1746 — von Ausbietung keiner anderen Prämie in Schottland gehört wurde, als von Prämien auf Einbringung gewisser Gefangener, lebendiger oder todter, auf Einbringung dieses oder jenes menschlichen Kopfes, dieser oder jener rechten Hand und dergleichen — und nun blicke man in die Zukunft und auf die wohlthätigen Einflüsse, welche die jetzt in Schottland üblichen Prämienausbietungen haben müssen, und man wird sicherlich nicht umhin können, sich eines solchen Hinblickes auf die hier emporblühenden kommenden Geschlechter zu freuen und die Thätigkeit einer Gesellschaft zu segnen, welche auf eine so wirksame Weise an der Verbesserung der Fundamente der menschlichen

Geſellſchaft, der Künſte des Ackerbaues und der ackerbauenden Claſſen arbeitet.

Das Muſeum dieſer Geſellſchaft, in welchem alle die in Schottland erfundenen Ackerbauinſtrumente entweder in natura oder doch in einem kleinen Modelle niedergelegt werden, iſt voll der intereſſanteſten Gegenſtände. Dem neu- und wißbegierigen deutſchen Leſer, der dieſes Muſeum nicht ſelber beſuchen kann, hebe ich einige dieſer Gegenſtände, die ich dort ſelber ſah, hervor.

Verſchiedene Arten von Dreſchmaſchinen, „thrashing mills“ (dreſchende Mühlen), wie die Engländer ſie nennen. Einige derſelben werden mit Pferden, andere aber auch mit Dampf getrieben. Es giebt bereits viele Pächterhöfe in Schottland, auf denen man mit Dampf driſcht.

Butterfäſſer (churns), wie die Engländer ſie nennen. Man findet ſie in vielen ſchottiſchen Farms mit Waſſer oder auch, wie man mir verſicherte, mit Dampf getrieben.

Sehr einfache und hübſch eingerichtete kleine „Lactometers“ (Milchmeſſer), die ſich jetzt mehr und mehr in allen ſchottiſchen „Dairies“ (Milchwirthſchaften) verbreiten. Die einfachſten ſind kleine hohle Glaskugeln, die, je nachdem die Milch ſchwer oder fett iſt, mehr oder weniger tief eindringen.

Maſchinen zum Mähen des Getreides (Reaping machines), die zu gleicher Zeit das Getreide niederdrücken, es mit einer Menge kleiner Scheeren unten abſchneiden und es in Haufen auf die Seite werfen.

„Sweeping machines“ (Schornſteinfegermaſchinen), deren zweckmäßige Einrichtung gerade jetzt die erfindungs-

reichen engliſchen Köpfe vielfach beſchäftigt, da durch einen Parliamentsact der letzten Jahre es verboten iſt, daß die kleinen Knaben, die man bisher als Maſchinen benutzte, dazu verwendet werden.

Außer einer unzähligen Menge ſolcher und anderer Maſchinen findet man alsdann auch dieſelben Dinge hier, die ich ſchon bei dem Stirling'ſchen Muſeum der Drummonds erwähnte, Sammlungen von Früchten und Landesproducten aller Art. Die Herren, welche die Güte hatten, mich hier herumzuführen, gaben mir überall bei jedem Gegenſtande die intereſſanteſten Notizen. Vom Weizen bemerkten ſie z. B., daß das wundervolle, ſchöne und trockene Jahr von 1842 — für Schottland und Irland iſt ein trockenes und warmes Jahr immer ein ſchönes — eine beſonders wichtige Rolle in der Ausbreitung der Weizencultur ſpielen würde. Es ſei in dieſem Jahre eine Menge Terrain mehr mit Weizen beſtellt worden, als in den früheren Jahren, da die Farmers durch das Wetter dazu ermuthigt worden ſeien. Der Weizen gewinne daher auch hierdurch mehr und mehr die Oberhand über die Gerſte. Letztere habe auch noch durch einige Veränderungen im Zolltarife und beſonders durch Beſchränkungen des Branntweinbrennens, für welches ſie beſonders gebaut würde, verloren. Sie ſagten mir ferner, daß, ſo wie die Begründung des verbeſſerten ſchottiſchen Ackerbaues ſich von der Zeit der Vereinigung der beiden Königreiche (1706) und mehr dann noch von der Zeit der Auflöſung der Clansverfaſſung in den Hochlanden (1746) herſchreibe, ſo auch ſeine letzte außerordentliche Entwickelung und ſeine neueſten

Fortſchritte meiſtens ſeit der Reformbill datirten. Die große Aufregung, welche am Ende der zwanziger und im Anfange der dreißiger Jahre im Lande über die Reformfrage geherrſcht, habe, da alle Leute ſich mit Politik beſchäftigten, ihre Gedanken vom Ackerbau abgezogen. Erſt ſeit der Entſcheidung dieſer Frage und ſeit der Beruhigung der Gemüther ſeien die meiſten der ſchönen ſchottiſchen Sammlungen, die ich geſehen, und die meiſten der Agriculturalmuſeen und überhaupt die größten Verbeſſerungen und Reformen der letzten zehn Jahre ins Leben getreten.

Viele kleine Zweige des ſchottiſchen Ackerbaues ſind neuerdings durch die ſo außerordentliche Erweiterung und Beſchleunigung des Verkehrs zu größerer Blüthe und Wichtigkeit gelangt, insbeſondere durch die Dampfſchiffe, welche jetzt mehr und mehr alle großen und kleinen ſchottiſchen Häfen mit London und den anderen großen engliſchen Märkten in Verbindung ſetzen, und die es ihnen möglich machen, viele Landesproducte, ſogar Gemüſearten, aus ſo großer Entfernung auf dieſe Märkte zu ſenden.

Unter den verſchiedenen Merkwürdigkeiten, welche dieſes Muſeum noch enthielt, intereſſirte mich beſonders die eines Palmbaumes, der vor einigen Monaten an der weſtlichen Küſte von Schottland in Argyleſhire geſtrandet und allem Anſchein nach aus den ſüdamerikaniſchen Gegenden, etwa aus Mexico, herüber geſchwommen war. Er mußte, wie es ſchien, ſehr lange im Meere zugebracht haben, denn er war ſehr ſchwer und hart und überall in den Ecken, aus welchen die Blätter

des Baumes hervorsproßten, mit kleinen tief eingebohrten Muscheln besetzt. Man sagte mir, daß eben an der Küste der genannten Shire solche Boten aus der südlichen Zone häufiger als an anderen Stellen Schottlands angeschwemmt würden. Hat es hiermit, wie ich glaube, seine Richtigkeit, so muß sich wohl ein Zweigstrom jener großen Meeresbewegung, welche die Engländer mit einem Worte „the Gulfstream" nennen, auf diesen Theil von Schottland richten. Die genannte Grafschaft erstreckt sich mit ihren weit gedehnten Inseln und Armen gerade bis zur Einmündung der irischen See hin, in welche, wie ich schon bei Irland bemerkte, eine Meeresströmung hineingeht.

So viel von den nützlichen Künsten. Von den schönen sah ich in Edinburgh weniger. Die zahlreichen trefflichen Portraits in Holyroodhouse erwähnte ich schon oben, die hundert aus einem und demselben bleichen Farbentopfe gemalten schottischen Könige gleichfalls. Auf der Universitätsbibliothek sah ich eine allerliebste kleine Sammlung von Gemälden alter Meister, die, glaube ich, das Schönste enthält, was Edinburgh dieser Art gewähren kann. Es sind mehre entzückende Hobbemas und Ruisdaels darunter. Alsdann führten sie mich zu einem „Ornamental Painter," dessen Sammlung, wie sie mir sagten, „is allowed to be a select collection." Ich glaube, die Gemälde waren alle von neuen schottischen Malern. Allein ich muß gestehen, das kleine „knitting girl" (strickende Mädchen), das ich hier sah, ließ mich vollkommen ohne alle Theilnahme; das gemalte Obst, das mir präsentirt wurde, reizte mich zu

nichts weniger als zum Einbeißen; bei den Landſchaften, die ſich meinen Augen eröffneten, fühlte ich keinesweges den Wunſch in mir aufſteigen, darin zu wohnen; ich glaubte nichts weniger, als die Küſſe des liebenden Paares, welches ſich umarmte, ſchmatzen zu hören. (Es giebt einige Gemäldebewunderer, die es für den höchſten Ausdruck des Lobes halten, wenn ſie alle gemalten Sänger ſingen, alle Redner ſprechen, alle gemalten Kanonen knallen, alle gemalten Gewäſſer rauſchen und alle gemalten Küſſe ſchmatzen hören.) Ja ich war ſogar hart genug, dem alten greiſen Harfner das kleine Almoſen meines Beifalls zu verſagen.

Dagegen hatte derſelbe „Ornamental painter“ eine „collection of painted woods“ (eine Sammlung von künſtlicher Nachahmung von Hölzern), die einzig in ihrer Art zu nennen war. Ich muß der Wahrheit Recht geben, ich kenne kein Land, in welchem dieſer Zweig der Malerkunſt ſo blüht wie in England. Ich ſah hier Roſenholz, verſchiedene Arten von Nutzhölzern, Eichen-, Tannenholz und ſeine Adern und ſeinen Zellenbau ſo vortrefflich nachgeahmt, daß die Producte muſterhaft zu nennen waren, und ſo täuſchend, daß man ſie kaum von der Natur unterſcheiden konnte. Was ich hier ſah, war das Nonplusultra dieſes Genres; aber ſonſt verſteht auch jeder engliſche Stubenmaler alle Hölzer der Natur bewundernswürdig gut nachzuahmen, und es iſt dieſe Art von Malerei in den engliſchen Häuſern, Stuben, Vorplätzen, an den Hausthüren, Kellerpforten, Treppengeländern ꝛc. mehr verbreitet als in irgend einem anderen Lande.

Nicht wenig Intereſſe boten mir die verſchiedenen

Edinburgher Kunſt- und Kupferſtichläden dar, in denen ich viele Gegenſtände fand, welche mich als Beiträge zur Vermehrung meiner Kenntniß des Landes ſehr anſprachen, z. B. ein hübſches Gemälde, welches ſchottiſche Curlers darſtellte, die auf einer Eisfläche jenes von mir erwähnte ſchottiſche Lieblingsſpiel übten, — ein Kupferſtich, der die ſchottiſche „Snapapplenight“ oder „All-Hallow Eve,“ d. h. die Apfelſchnappenacht oder den Allerheiligen-Abend (den 2. November) darſtellte. Die Amuſements an jenem Abende beſtehen hauptſächlich in dem geſchickten Aufſchnappen der Aepfel aus einem Kübel mit Waſſer. Und es iſt dieſes Spiel in Schottland und Irland und im Norden von England auf gleiche Weiſe verbreitet. — Kupferſtiche, welche den Tod Calvin's darſtellten, fand ich in den meiſten Läden. Dieſer Mann wird in Schottland faſt noch höher geprieſen als in der Schweiz ſelbſt. Es wird jetzt eine unglaubliche Menge von ſolchen Bildern und Darſtellungen aus der Reformationszeit der ſchottiſchen Kirche gemacht, angekauft und in Kupferſtichen, Holzſchnitten und Steindrücken unter das Volk gebracht. Es iſt merkwürdig, mit welcher Peinlichkeit auf dieſen Bildern alle ſolche Dinge vermieden werden, welche nach der Meinung der Presbyterianer eine Anſpielung auf „the superstitions of popery“ enthalten könnten. Z. B. kein ſchottiſcher Presbyterianer würde das Bild eines Apoſtels oder heiligen Mannes kaufen, um deſſen Haupt ſich ein Heiligenſchein befände. Es giebt hier große Bilderbogen für das Volk, worüber geſchrieben ſteht: „the witnesses for the truth in the church of Scotland“ (die

Zeugniſſe für die Wahrheit in der Kirche von Schottland). Auf dieſen Bogen ſieht man denn in einer Reihe von kleinen Holzſchnitten eine Menge Scenen aus der ſchottiſchen Reformationszeit dargeſtellt, die Verbrennung Patrick Hamilton's, Robert Lamb's, Thomas Forreſt's und anderer Märtyrer, welche es verweigerten, zu den Heiligen zu beten, und welche das Leſen der heiligen Schrift anempfahlen und dafür auf den Scheiterhaufen kamen, — die Predigt John Knox's, — das Gebet von John Welſh, — Samuel Rutherford im Gefängniſſe und dergleichen. Haben unſere Reformirten in Deutſchland ähnliche Bilderbogen?

XXIV.

Von Edinburgh nach Carlisle.

Mein letztes Fiſch- und Scone-Frühſtück verzehrte ich in Geſellſchaft eines alten Herrn, der den Abend vorher über Glasgow von Liverpool gekommen war und dahin zurückkehren wollte. Er erzählte mir beim Frühſtück, es gehe in Liverpool noch immer „very dull“ (ſehr —?? das Wort „dull“ läßt ſich im Deutſchen nicht vollſtändig wiedergeben). „Nothing going on“ (nichts gehe da vor ſich). „No movement in the docks“ (keine Bewegung in den Docks). „A complete standing still of all things“ (ein completer Stillſtand aller Dinge). Er erzählte mir, er ſei bis Glasgow zu Schiffe gekommen und habe „a very rough night and boisterous sea“ (man kann dieſe Worte auch nicht überſetzen) gehabt, „she rolled tremendously“ (ſie rollte erſchrecklich). „Sie“, damit war nämlich das Schiff gemeint. Er hatte zwar das Nomen dieſem Pronomen noch nicht vorangehen laſſen. Aber die Engländer ſprechen immer ſo. Und

wenn von einer „She“ auf der See die Rede iſt, ſo kann nichts Anderes als das Schiff gemeint ſein.

Dieß war des Morgens 5 Uhr. Da es ein ſehr nebeliger und regneriſcher Tag zu werden drohte, ſo nahmen wir uns Inſide-Plätze, blieben aber ſo lange outside, als es nur irgend anging.

Es giebt hauptſächlich nur zwei Wege, um aus Schottland nach England hinüber zu kommen. Ein Weg führt an der Oſtküſte hin über Berwick, und der zweite zur Weſtküſte hin über Carlisle. Der Theil der Cheviots-Hills nämlich, welcher gerade an der Gränze zwiſchen England und Schottland ſich hinerſtreckt, hat wahrſcheinlich hier in der Mitte des Landes alle bedeutende Wege-Entwickelung erſchwert und verhindert, eben ſo wie dieß auch die Pyrenäen zwiſchen Spanien und Frankreich gethan, um die ebenfalls auf den äußerſten Enden des Gebirges an den Küſten herum die beiden Hauptverbindungswege führen, einer zwiſchen Bayonne und St. Sebaſtian, und einer zwiſchen Perpignan und Gerona. Man ſehe nur eine ſchottiſche Wegekarte an, und man wird finden, wie alle ſchottiſchen Wege ſich entweder auf Carlisle oder auf Berwick concentriren, eben ſo wie alle Gewäſſer entweder nach Oſten hin im Gränzfluß Tweed oder nach Weſten im Gränzfluß Esk zuſammenfließen.

Ich glaube, der Hauptſtrom der Reiſenden zwiſchen England und Schottland geht über Berwick. Allein ich wählte mir den Weg über Carlisle, weil ich etwas Beſonderes in der berühmten Kathedrale von Carlisle zu finden

hoffte, und dann auch, weil ich mir es hübſch dachte, mit der Eiſenbahn von Carliſle nach New-Caſtle am Rande des alten Picten-Walles quer durchs Land zu fahren. Dazu iſt es ein wunderhübſches Stück Land, das zwiſchen Edinburgh und Carliſle liegt, und bei einer Fahrt durch dieſe ſchönen Thäler und Berge bleibt ſelbſt bei regneriſchem Wetter Genuß genug übrig.

Zuerſt geht der Weg der ganzen Länge nach durch Mid-Lothian oder Edinburghſhire, das mit ſeinen ſchönen Weizenfeldern und ſeinen trefflichen „Ayrshire Cows" (Ayrſhirer Kühen) der Reſidenz des Landes Milch, Butter und Brod giebt. Durch viele hübſche abwechſelnde Scenen von Landſitzen, Fabriken, Dörfern, Feldern, Wieſen, Gehölzen kamen wir endlich am Ende dieſer Grafſchaft in das Thal des Fluſſes Gala, deſſen Burſchen Burns über alle anderen Burſchen der benachbarten Thäler ſetzt, indem er ſingt:

„There's braw braw lads on Yarrow braes
„That wander through the blooming heather;
„But Yarrow braes, nor Ettrick shaws,
„Can match the lads o' Gala Water"*).

Das ganze Thal der Gala, wie die meiſten Thäler der nun folgenden Cheviot-Gebirgskette, trägt den Charakter einer freundlichen friſchen Weide- und Wieſengegend. Wenn der Anbau nicht ſo groß iſt wie weiter im Lothian bei Edin-

*) Es ſind brave brave Burſchen auf den Yarrow-Bergen, die dort wandern durch die blühende Heide; aber die Yarrow-Berge und die Ettrick-Gehölze kommen den Burſchen von Gala-Waſſer nicht gleich.

burgh, ſo iſt doch die Natur nicht ſo wild, wie in den Hochland-Thälern. Daher ſingt auch ein altes ſchottiſches Lied, das wiederum die „Gala-lads“, wie das von Burns, lobt:

„Lothian lads are black wi' reek
„And Teviotdale lads are little better;
„But the black eyed lass a Gallashiels
„Wad hae none, but the gree o' Gala Water“ *).

Galaſhiels iſt eine kleine Stadt, in welcher noch 1836 zwei Individuen gelebt haben ſollen, die ſich erinnern konnten, daß bei ihren Lebzeiten alle Häuſer dieſer Stadt, ausgenommen zwei, gebaut wurden. Es ſind Wollenwebereien, welche dieſen kleinen hübſchen Ort ſo ſchnell haben emporkommen laſſen. Man könnte jetzt eine ganze Menge ſolcher neuerdings in den Thälern der Cheviot-Hügel aufgeblühten Orte namhaft machen.

Unter den Gründen, die mich veranlaßten, den Weg nach Carlisle dem nach Berwick vorzuziehen, war auch noch der, daß ich in Galaſhiels ausſteigen und von hieraus die herrlichen Ruinen der berühmten Abteien Melroſe und Jedburgh und dann Abbotsford beſuchen wollte. Allein dieſer Wunſch und Plan wurde leider zu Waſſer. Der Regen und der Nebel waren zu ſolide, und ich — wie man denn auf Reiſen nicht nur oft Verzicht üben muß, ſondern ihn auch

*) Die Burſchen von Lothian ſind ſchwarz mit Rauch, und die von Teviotdale ſind wenig beſſer. Aber das ſchwarzäugige Mädchen von Galaſhiels will keinen haben, als den Sieger von Gala-Waſſer.

leicht zu üben lernt, — ließ jene ſchönen Ruinen in dem Nebel gehüllt liegen, in welchem ſie mir zur Seite lagen. Nach Allem, was ich davon gehört habe, werde ich es ſtets zu bereuen haben, daß ich ſie nicht beſuchte; denn ſie ſollen das Schönſte ſein, was Großbritannien dieſer Art beſitzt.

Auch Abbotsford mußte ich am Wege liegen laſſen, um mit der Kutſche noch an demſelben Tage weiter zu kommen. Es liegt am Fluſſe Tweed einige Büchſenſchüſſe von der Straße entfernt. Wir ſahen es ganz deutlich. Es kommen hier in der Nähe der Tweed, die Gala, der Yarrow und der Ettrick und alle die hübſchen Thäler dieſer Flüſſe aus verſchiedenen Gegenden zuſammen. Alle dieſe Thäler ſind berühmt in der Geſchichte dieſer Gränzgebirge, und es iſt hier offenbar eine Art merkwürdigen und claſſiſchen Mittelpunkts für dieſe Gebirge. Die Abteien von Melroſe, Jedburgh und Dryburgh, die Städte Selkirk und Galaſhiels liegen in der Nähe. Ohne Zweifel beſtimmte dieß Scott in der Wahl des Ankaufs und der Anlage ſeines Abbotsford, für das er bis zu ſeinem letzten Athemzuge eine eben ſo enthuſiaſtiſche Liebe behielt, wie für das ganze umliegende Land, wo er beinahe jeden Fleck beſungen und verewigt hat.

Uebrigens waren und ſind die Scotts, was vielleicht nicht allen meinen deutſchen Leſern bekannt ſein möchte, noch jetzt einer der mächtigſten und vornehmſten, ausgebreitetſten und zahlreichſten Clans in dieſer Gegend. Es giebt ſogar noch in dieſem Augenblicke einen berühmten Walter Scott, der, wie man ſagt, freilich etwas mehr Geld auf ſeine Landſitze verwenden kann als

der beſcheidene Beſitzer von Abbotsford; denn er iſt der reichſte Mann in Schottland, und man ſchätzt ihn jährlich auf nicht weniger als 200,000 Pfund Sterling, welches Einkommen von keinem anderen ſchottiſchen Großen überſchritten wird. Der vollſtändige Name dieſes Walter Scott lautet ſo: „Walter Francis Douglas-Scott, Duke of Buccleugh“, und unter dem letzten Titel iſt er in ganz Schottland und England bekannt. Er war es, der die Königin von England voriges Jahr auf ſeinem Familienſitze Dalkeith bei Edinburgh ſo glänzend aufnahm. Ich glaube, man betrachtet ihn als den Chef des ganzen Hauſes der Scotts. Doch giebt es auch noch andere Scotts in der ſchottiſchen Peerage, z. B. Baron Polwarth.

Die Scotts haben den uralten iriſchen Volksnamen der „Scoten“, der von Irland aus ſpäter dem ganzen Volke zu Theil wurde, bewahrt. Mit Ausnahme dieſer Scotts, der Douglas und einiger anderen ſcheinen ſonſt die meiſten alten Namen der wilden Border-Clans nicht, wie die größere Mehrzahl der Highland-Clans, celtiſchen oder gäliſchen, ſondern germaniſchen Urſprungs zu ſein. Auch herrſcht in dieſen ſüdlichen Gränzgebirgen Schottlands ſchon ſeit lange nirgends mehr die gäliſche Sprache, und es ſind hier ſogar nur noch wenige Namen der Orte, Berge und Flüſſe gäliſch.

Ich war ſehr betrübt darüber, daß die Umſtände es mir nicht erlaubten, einen Beſuch in der romantiſchen Wohnung jenes poetiſchen Geiſtes abzuſtatten. „Sie können ſich darüber tröſten, mein Herr!“ hob zu mir einer unſerer Inſide-Paſſagiere an, nachdem er der Bequemlichkeit halber

ſein rechtes Bein abgenommen und es hinter ſich in die Wagenecke geſtellt hatte, — es war nämlich ein hölzernes Bein, — „tröſten Sie ſich darüber, mein Herr! Es giebt in der That hübſchere Landſitze hier in Schottland, als es dieſes Abbotsford iſt, und wenn Sie Taymouth-Caſtle, Dunkeld und Dalkeith geſehen haben, ſo können Sie hier ruhig vorüberfahren. Walter Scott, den ich ſelbſt gekannt habe, kaufte dieſes Haus als eine kleine Farm, auf der er ſich anfangs nur eine ſehr enge und kleine Wohnung anlegte. Je größer ſeine Mittel wurden, deſto mehr dehnte er auch ſeine Behauſung aus, und ſo wurde es endlich dieſer unregelmäßige und wunderliche kleine Landſitz, wie Sie ihn nun vor ſich ſehen. Zudem iſt das Haus jetzt nicht einmal mehr ganz in dem Zuſtande, in welchem der ſogenannte große Unbekannte oder vielmehr der große Wohlbekannte es hinterließ. Und am Ende begreife ich auch nicht, warum denn die Leute jetzt ſo unglaublich begierig hinter den Souvenirs und der Verlaſſenſchaft Walter Scott's her ſind. Glauben Sie mir, man hat den Ruhm und das Lob Walter Scott's, wie den Ruhm und das Lob aller berühmten Leute, auf eine unbegreifliche Weiſe übertrieben.— Was war Sir Walter denn? Er war „Clerk of the Writers to the signet", d. h. Schreiber bei dem Collegium der Notare in Edinburgh. Habe ich ihn nicht jeden Morgen ſelbſt aus dem Parliamentshauſe in Edinburgh und vom Berge herunterkommen ſehen? Er hatte gar nichts von einem engliſchen Gentleman, nichts ſo Feines und Vornehmes. Im Gegentheil, er hatte ein recht grobes, gewöhnliches, altſchottiſches Geſicht, kleine Augen, eine recht runde, große, dicke Naſe,

die immer etwas angeschwollen erschien. Auch sah er gar nicht so klug aus, wie die Leute ihn sich immer vorstellen. Vielmehr gaben ihm seine breiten, etwas herunterhängenden Lippen etwas Dummes. Dabei ging er auf großen Füßen und hinkte etwas. Auch bot er Einem, wenn man ihm begegnete, immer einen recht derben schottischen guten Tag. „How d'ye do, sir?“ sagte er immer ganz grob heraus, indem er die ganze Kraft des Accents, wie die gemeinen Leute thun, auf das „do“ legte. Das „r“ konnte er eigentlich nicht gut aussprechen, und er machte aus demselben, indem er es tief im Hintergrunde des Mundes anschlagen ließ, beinahe ein „ch“. Wenn er „rock“ sagen wollte, so klang es fast wie „cock“. Mit einem Worte, wäre der gute Mann nicht todt, und könnten Sie ihn da, so wie ich ihn Ihnen beschrieben habe, in seinem groben grünen alten Oberrocke mit großen metallenen Knöpfen, den er in Abbotsford zu tragen pflegte, hervorschreiten sehen, so würden Sie eher einen Farmer als einen Poeten in ihm zu erblicken glauben.“

Nicht weit von Abbotsford, nur etwa noch 3 englische Meilen davon entfernt, gelangten wir zu der kleinen freundlichen Stadt Selkirk, die alt und in den Gränzkriegen zwischen England und Schottland berühmt genug ist. Ausgezeichnet waren sonst ihre Schuster. Von daher schreibt sich noch der alte Gebrauch, daß die neuen Bürger der Stadt vor ihrer Aufnahme ein Bündel Schweinsborsten putzen müssen, das nachher an ihr Diplom geheftet wird. Die einzige Ausnahme, die man von dieser unangenehmen Pflicht gestattet hat, wurde zu Gunsten eines ihrer neuesten

Bürger, des Herzogs Leopold von Sachſen-Coburg, des jetzigen Königs der Belgier, gemacht.

Von der Grafſchaft Selkirk kamen wir in die Grafſchaft Roxburgh, welches eine „inland county“ und keine „maritime county“ iſt. Die Engländer pflegen dieß immer bei jeder Grafſchaft, je nachdem ſie ganz vom Lande umgeben iſt oder an die See gränzt, zu erwähnen. Es iſt eine völlige Gebirgs-Grafſchaft. In ihr lebt in einem Dorfe, Kirk Yetholm genannt, die größte Colonie von ſchottiſchen Zigeunern. Es ſollen ihrer im Ganzen hier 100 ſein. Auch giebt es noch in anderen Theilen Schottlands einige ſolche, aber nicht ſo große Zigeuner-Colonieen. Sie ſollen noch ihre dunkle Farbe, ihre nomadiſchen Gebräuche und ihre eigenthümliche Sprache conſervirt haben.

Die Flüſſe dieſer Grafſchaft, die nach dem Hauptfluſſe Teviot auch wohl bloß das Teviot-Thal (Teviotdale) genannt wird, gehen alle in den Tweed. Man wird es vielleicht kaum begreifen, daß dieſer Fluß, der Tweed, der eigentlich nur auf einer Strecke von kaum drei deutſchen Meilen die Gränze zwiſchen Schottland und England macht, als Gränzfluß dieſer verhältnißmäßig (ich meine im Verhältniß zu einer Flußgränzſtrecke von drei deutſchen Meilen) ſo großen Königreiche ſo berühmt und in der Geſchichte der beiden Königreiche ſo viel genannt iſt, — und zwar in ſo hohem Grade, daß man ſogar noch jetzt mit den Leuten dieſſeit und jenſeit des Tweed die Engländer und die Schotten bezeichnet. Sagt man dieſſeit und jenſeit des Rheins für Deutſchland und Frankreich, — dieſſeit und jenſeit der Pyrenäen für Spanien und Gallien, ſo

begreift ſich dieß, und es liegt ein Verhältniß in dem Getrennten und dem Trennen. Aber ich glaube, daß nie wieder zwei ſo *große* Länder durch einen ſo *kleinen* Fluß geſchieden wurden. Die ganze Gränze zwiſchen Schottland und England beträgt 15 Meilen. Der Tweed begränzt davon alſo nur den fünften Theil. Die Cheviot-Hügel laufen auf dem größeren Theile der Gränze hin. Es wäre daher, wie es ſcheint, viel natürlicher geweſen, nach *ihnen* das Hüben und Drüben zu beſtimmen. Allein die beiden Völker haben nun einmal mit außerordentlicher Ausdauer und großem Eigenſinn an der beſagten kurzen Flußſtrecke feſtgehalten. Es iſt beinahe ſo, als hätten ſich ſogar aller böſe Wille und alle Feindſchaft zwiſchen England und Schottland auf die Gegend dieſer kurzen Flußſtrecke und namentlich auf den Mündungspunkt derſelben, die Stadt Berwick, geworfen, die die ewig wunde Stelle und ein unaufhörlicher Zankapfel zwiſchen beiden Königreichen war, und zwar ſo, daß, als beide Kronen vereinigt wurden, der König Jacob nicht zu entſcheiden wagte, welchem von den beiden Ländern dieſe Stadt angehören ſolle, um weder die Unzufriedenheit der Schotten, welche ſie als ihr altes gutes rechtmäßiges Beſitzthum betrachteten, weil ſie dieſſeit des Tweed lag und ſeit alten Zeiten zu Schottland gehört hatte, noch die der Engländer, welche ſie von den Schotten erobert und ſeit langen Jahren beſeſſen hatten, aufzureizen. Man gab der Stadt Berwick daher eine gewiſſe Independenz, und alle Geſetze, die entweder für England oder für Schottland gemacht wurden, ohne dieſe Stadt ſpeciell und namentlich mit einzufaſſen, hatten auf ſie keinen Bezug. Daher mag es auch kommen, daß

Berwick ein ſo beſonderes Ausſehen hat und keiner der übrigen engliſchen Städte gleicht. Es giebt mehre ſolche Beiſpiele in der Geſchichte, daß die Streitigkeiten zweier großen Nationen ſich zuletzt lange nur um einen Punkt drehten, wie z. B. die zwiſchen Frankreich und England um Calais. Daher, daß die meiſten Gränzſtreitigkeiten ſich um den Tweed herumdrehten, mag es, wie ich ſagte, kommen, daß dieſer Fluß ſo vorzugsweiſe als Gränzfluß angeſehen wurde und wird.

Auf der Gränze zwiſchen dem Teviotthale und dem Eskthale, das der Provinz Dumfries angehört, durchſchneidet man den eigentlichen mittleren Kamm der Gebirge. Man bleibt deßwegen doch noch in Schottland. Denn die mittlere Axe der Cheviot-Hills läuft, nachdem ſie eine Zeit lang die Gränze zwiſchen England und Schottland gebildet hat, mitten in das letztere hinein und füllt ſeinen ganzen ſüdlichen Theil aus. Wenn man daher ſagt, die Cheviot-Hills machen die Gränze zwiſchen Schottland und England, ſo iſt dieß mit einer eben ſolchen Reſtriction wie vom Tweed zu verſtehen. Der Tweed iſt 80 Meilen lang und bildet die Gränze nur auf einer Strecke von 14 Meilen. Die Cheviot-Kette iſt 100 Meilen lang und bildet die Gränze auf einer Strecke von 25 Meilen.

Die Cheviot-Kette hat einen total verſchiedenen Charakter als die Highland-Gebirge. Es ſind lauter koniſch gebildete, oben hübſch abgerundete Hügel, die von unten bis oben und ſelbſt auch oben auf den runden Köpfen mit dem ſchönſten Graswuchſe von der Welt bedeckt ſind. In Bezug auf die Regelmäßigkeit und die unzählig häufige Wieder-

holung derſelben Form gleichen ſie keiner Gebirgskette, die ich früher geſehen habe, und ihre äußere Geſtalt iſt von der Geſtalt ſowohl der waleſchen, als der iriſchen, als auch der hochſchottiſchen Gebirge völlig verſchieden. Als wir die Kette erreicht hatten und zu paſſiren begannen, bot ſich mir daher ein in der That ganz neuer und höchſt merkwürdiger Anblick dar. Es war eine Menge ſehr nahe beiſammenſtehender runder Graskuppen der beſchriebenen Art, von denen die eine gerade ſo ausſah wie die andere, und die zuſammen einem wahren Irrgarten von Kegeln glichen. Die Hauptſache läßt ſich mit wenigen Linien darſtellen, etwa ſo:

Unſere Chauſſee ſchlängelte ſich mitten zwiſchen dieſem Hügel-Irrgarten hindurch. Die Abhänge der Berge waren nicht wie in Wales mit großen Maſſen von Steingerölle bedeckt, ſondern Alles reiner ſchöner Graswuchs. Auch waren ſie nicht mit Wald beſetzt, ſondern überall, wo ich ſie ſah, vollkommen kahl. Auch guckten aus den Gipfeln nicht wie in Irland Felſen und Steinſpitzen hervor, ſondern ſie waren rund und glatt. Ebenſo waren die Thäler nicht auf beiden Seiten wie in den Highlands mit Felſenriffen und Steinwänden beſetzt, ſondern Alles glich ſich rund und graſig aus.

Ich habe die Cheviots freilich nur an einer Stelle geſehen. Allein erſtlich läßt ſich ſchon a priori vermuthen,

daß dieſe Erſcheinung nicht bloß local iſt, ſondern ſich an derſelben Bergkette mehre Male wiederhole, und dann leſe man nur, wie ich es gethan habe, die Beſchreibungen aller der einzelnen ſchottiſchen Grafſchaften, welche an dieſe Kette gränzen, nach, ſo wird man faſt überall die Berge jeder Grafſchaft ähnlich geſchildert finden. Bei faſt jeder wiederholt ſich die Redensart: „the hills and mountains of this county are round, smooth and green to the very summits“ (die Hügel und Berge dieſer Grafſchaft ſind rund, glatt und grün bis oben auf ihre Gipfel). Ich glaube daher, daß ich in der obigen Schilderung eine ziemlich richtige Vorſtellung von der charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeit dieſer ganzen Kette gegeben habe. Insbeſondere ſcheint gerade die eigentliche mittlere Aren-Kette ſo, wie ich ſagte, beſchaffen zu ſein. In den niederen von ihr nach Süden und Norden ſich hinerſtreckenden großen Thälern findet ſich dann mehr Wald und hie und da auch nackter Fels. Auch verändert ſich ihr Charakter in den weſtlichen Theilen, in den Grafſchaften Kirkcudbright und Ayrſhire, wie denn ein für alle Mal in ganz Großbritannien die Regel gilt, daß überall das weſtliche Ende wilder und rauher iſt als das öſtliche. Man ſehe nur die Namen dieſer Berge nach, ſo wird man hier nicht dieſe Glens, Craigs und Carricks, Troſachs und Ardkenkrokrans der Highlands finden. Auch die Straths der Hochlande fehlen. Die Thäler werden „dales“ genannt, ſo: Clyde-dale, Tweed-dale, Teviot-dale, Esk-dale, Annan-dale, und das Beſondere dabei iſt noch, daß dieſe Namen nicht nur gerade den engen Thälern, in welchen

der Fluß fließt, ſondern ganzen Grafſchaften und Diſtricten gegeben werden.

Auch die großen Heideſtriche, die wilden Moore erſcheinen hier nicht mit der Wildheit und Ausdehnung, wie ſie in den Hochlanden vorkommen, und mit allen den rauhen Felſenformen fallen denn auch die „forests and wildhanging woods“ weg, ſowie die „torrents and loudpouring floods.“ Man begreift es kaum, wenn man dieſe von der Natur ſo mild geſtalteten Berge anſieht, wie hier ſo wilde Geſchlechter, wie die ſchottiſchen „Borderers“ (Gränzritter) es waren, die in barbariſcher und räuberiſcher Wildheit nicht im Geringſten den Highlanders nachſtanden, hauſen und in dieſen Thälern noch vor kaum 200 Jahren ſolche blutige und unbegreiflich wilde Dinge paſſiren konnten, daß man ſich darüber entſetzen muß. Selbſt noch bis vor einem halben Jahrhundert waren alle die Grafſchaften dieſer Gebirge in Bezug auf Acker- und Wegebau von einer Beſchaffenheit, die ihren jetzigen Zuſtand Niemanden träumen laſſen konnte.

Die Geſänge von Daphne und Chloe und die ihnen antwortende Hirtenſchalmei müßten zwiſchen dieſen milden und hübſchen Grashügeln beſtändig ertönt haben, dieß, ſage ich, ſollte man nach dem Anblick, den ſie darbieten, vermuthen. Zwar waren ihre ſchönen Weiden auch von jeher die Ernährer einer berühmten und ſchönen Schafrace, der in Großbritannien allbekannten Cheviot-Schafe. Doch dieſe friedlichen Thiere, mit denen er täglich umging, lehrten dem Menſchen nichts. Sonderbar iſt es, daß jetzt, ſeitdem die Menſchen hier zu kriegen aufgehört,

die Schafe gegen einander einen Krieg begonnen haben. Dieſe Cheviot-Schafrace verbreitet ſich jetzt in Schottland mehr und mehr und hat ſogar ſchon einen Theil der Hochlande erſtürmt, wo ſie die alte ſchwarzköpfige Hochlandrace, die wir oben beſchrieben, täglich mehr aus allen Thälern und Bergen verdrängt.

Das beſchriebene grüne, hügelige, baumloſe Weideland dauert beinahe ununterbrochen fort bis zum Städtchen Langholm, wo man das eigentliche Esk-Thal erreicht. Dieſes Städtchen liegt am Zuſammenfluſſe des Esk und des Ewes und nimmt ſich in ſeiner einſamen Berglage zwiſchen Wald und graſigen Hügeln intereſſant genug aus. Die Ruinen des alten Schloſſes Langholm liegen in der Nähe. Es war daſſelbe ein Sitz der berühmten Familie der Armſtrongs, die zu den vornehmſten „Border depredators“ (Gränzraubrittern) gehörten. Noch in der Mitte des 16. Jahrhunderts ließ König James V. einen derſelben, der gekommen war, um dem Könige ſeine Huldigung darzubringen, mitſammt ſeinem ganzen Gefolge auf der Höhe der Cheviot-Hügel aufhängen. Auf den freien Plätzen mehrer dieſer kleinen ſchottiſchen Gränz- und Bergſtädte ſah ich neuere Monumente zu Ehren ausgezeichneter Perſonen errichtet. Und hier bei Langholm erhob ſich ſogar ein 100 Fuß hoher Obelisk auf einem Hügel in der Nähe der Stadt zu Ehren eines Generals Malcolm. An vielen ſolchen einſamen Orten Großbritanniens habe ich ſolche großartige Monumente geſehen.

Es iſt bemerkenswerth, daß auch hier an dem weſtlichen Ende der ſchottiſch-engliſchen Gränze ſich ein Stück Landes befindet, welches ähnlich wie Berwick und die Umgegend

zwiſchen Schottland und England ſtreitig war. Es liegt dieſes Landſtück zwiſchen den beiden Flüſſen Esk und Sask und hieß ſogar immer „the debateable land“ (das ſtreitige Land). Auch iſt darin eine Harmonie zu finden, daß ebenſo wie Berwick und die Umgegend ſo auch dieſes debateable Land jetzt zu England und nicht zu Schottland gehört. In der Mitte dieſes Landſtrichs liegt ein Torfmoor, „the Solway Moss“ genannt, den ich nur erwähnen will, weil ich bei Irland von den „moving bogs“ (den ſich bewegenden Mooren) geſprochen habe, und weil es ſcheint, daß hier in Schottland ähnliche Phänomene nicht ſelten ſind. Dieſes Solway-Moß nämlich brach, von anhaltendem Regenwaſſer geſchwängert und angeſchwollen, am 17. November 1771 in der Nacht los, ſtürzte ſich über die niederen Gründe, begrub hier 400 Aecker unter ſeinem Schlamm, riß, gleich den ſogenannten „Dreck-Länen“ (Koth-Lawinen) in Tyrol, mehre Häuſer mit ſich fort und floß endlich ins Meer ab wie jener Lavaſtrom des Veſuvs.

Der Abſchied aus Schottland wurde mir in doppelter Hinſicht ſchwer gemacht, erſtlich durch das trübe neblichte Wetter, das wir hatten, und zweitens durch die Naturreize, welche hier das Esk-Thal über das ſchottiſche Gränzland in wundervoller Fülle ausſchüttet. Trotz Regens und Nebels konnte ich mich nicht enthalten, outside ſitzen zu bleiben. In der That, ich rieb mir die Augen, denn ich getraute mir nicht, hier in den barbariſchen ſchottiſchen Borders an etwas ſo Liebliches und Schönes zu glauben. Und vergebens ſtrengte ich mein Gedächtniß an, um mich zu beſinnen, ob ich in meinem Leben ſchon ein ſchöneres

Thal geſehen. Seine Bewaldung iſt die ſchönſte von der Welt; denn ſie beſteht meiſtens aus herrlichen Eichen und Buchen. Und ein jeder dieſer Bäume ſcheint uralt und urkräftig und ewig jung. So viele Tauſende ihrer waren, ſo habe ich doch keinen geſehen, den ich nicht hätte abzeichnen mögen. Jeder ſchien ſich eine maleriſche Stellung gewählt und ſeine Aeſte wohlgefällig und den Regeln des beßten Geſchmacks gemäß entwickelt zu haben. Zuweilen weitete ſich das Thal, und hübſche Wieſengründe breiteten ſich aus zwiſchen und unter den ſchattigen Bäumen. Hie und da lag das verfallene Thurmſchloß eines alten Border-Chieftains. Zuweilen blickten graſige Kuppen über den Bäumen und den Thalgründen hervor. Man ſagt nicht um ein Haar breit zu viel, wenn man das ganze Eskdale, eine ununterbrochene Galerie der ſchönſten Eichbaum-, Wieſen- und Flußgemälde nennt, ſo ſchön wie ſie nur der Pinſel eines Hobbema oder Ruisdael hervorgezaubert hat. Vollkommen begreife ich es, daß in einem Lande, in welchem es ſolche Thäler giebt, jene beiden Maler ſo ſehr geſchätzt ſind. Gar nicht aber begreife ich es, daß weder Hobbema noch Ruisdael dieſes Eskdale betreten hat, da ihre Gemälde ſo treue Copieen dieſer Scene zu ſein ſcheinen.

Noch ein Mal — und noch ein Mal öffnete und ſchloß ſich das Thal. Der Bäume wurden weniger,— die Weitungen größer,— und endlich befanden wir uns an der Gränze Caledoniens, und die große fruchtbare Ebene, die Carlisle und Longtown umgiebt, die nordweſtlichſte Ecke von England, breitete ſich vor unſeren Blicken aus.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

830835

I. Utzt

31.10.1983